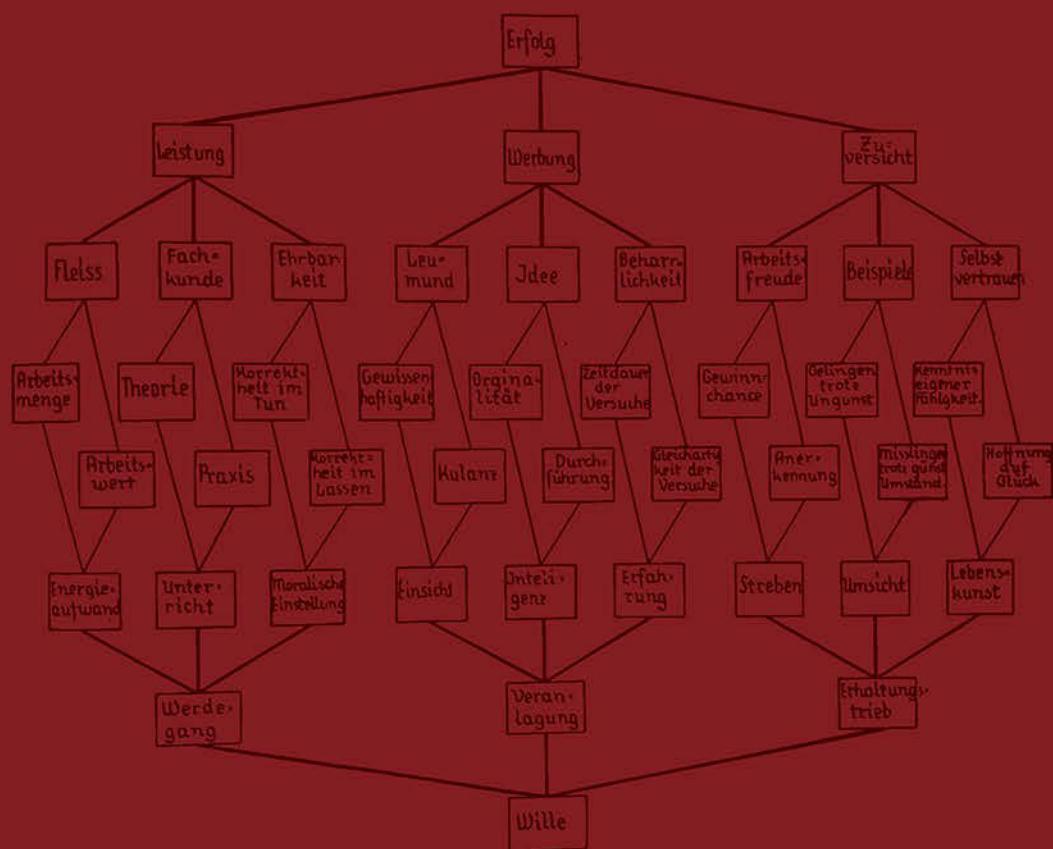


Michael Niehaus, Wim Peeters,
Horst Gruner, Stephanie Wollmann

ERFOLG

Institutionelle und narrative Dimensionen
von Erfolgsratgebern (1890–1933)



[transcript] Lettre

Michael Niehaus, Wim Peeters, Horst Gruner, Stephanie Wollmann
Erfolg

Lettre

Michael Niehaus (Prof. Dr. phil.) leitet das Lehrgebiet Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Medienästhetik an der FernUniversität in Hagen. Forschungsschwerpunkte sind unter anderem: intermediale Narratologie, Literatur und Institution, Genre und Format.

Wim Peeters (Dr. phil.) ist akademischer Rat am Institut für Neuere deutsche Literatur- und Medienwissenschaft an der FernUniversität in Hagen. Aktuelle Forschungsschwerpunkte sind: Literatur und Kommentar, Selbsthilfe, das Haus, Opfer und Gender.

Horst Gruner ist Schlussredakteur an der Hamburger Fern-Hochschule und forscht zu populärmedizinischen Nervenheilratgebern im Zeitraum zwischen 1880 und 1930.

Stephanie Wollmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »KoLiDi – Kollaborative Literaturgeschichte digital und interaktiv« an der Bergischen Universität Wuppertal.

Michael Niehaus, Wim Peeters, Horst Gruner, Stephanie Wollmann

Erfolg

Institutionelle und narrative Dimensionen von Erfolgsratgebern (1890–1933)

[transcript]

Gedruckt mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn



The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© Michael Niehaus, Wim Peeters, Horst Gruner, Stephanie Wollmann

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Erfolgsschema nach Siegfried Hirsch: »Welche Wege führen zum Erfolg? Eine Plauderei über sehr nützliche Dinge«. In: *Der Erfolg. Herbert N. Cassons Efficiency-Magazin 5/5* (1931), 179.

Redaktion: Rebekka Röttger

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5573-5

PDF-ISBN 978-3-8394-5573-9

<https://doi.org/10.14361/9783839455739>

Buchreihen-ISSN: 2703-013X

Buchreihen-eISSN: 2703-0148

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

1. Einleitung	7
1.1 »Der Weg zum Erfolg« – Zur Entstehung eines neuen Ratgeber-Genres	7
1.2 Ein experimentelles Genre	14
1.3 Narrative Formen und Strategien	21
1.4 Zum Begriff der Institution	30
1.5 Ebenen des Institutionellen in der Ratgeberliteratur	36
2. Vorbildliche Wege zum Erfolg	53
2.1 Hugo Schramm-Macdonald: Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft (1890)	56
2.2 Kai Romus: Wege zum Erfolg und Reichtum (1928)	74
2.3 Gertrud Fundinger: Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen (1932)	95
3. Systematische Wege zum Erfolg	111
3.1 Fritz Theodor Gallert: Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann (1919).....	114
3.2 Gustav Großmann: Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge (1927)	128
3.3 Oscar Schellbach: Mein Erfolgs-System. Ein gründlich erprobter und leicht gangbarer Weg zum persönlichen Erfolg (1928)	141
3.4 F.A. Brecht: Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg (1929)	154
3.5 Hans Tor Straaten [alias Broder Christiansen]: Die Technik des Erfolgs (1931)	170
4. Nervenstarke Wege zum Erfolg	185
4.1 Harry W. Bondegger: In zwei Stunden nicht mehr nervös! (1904)	188
4.2 Willy Eppenstein: Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück? (1915)	200
4.3 Emil Peters: Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit (ca. 1920) <i>und</i> Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen (ca. 1920)	215

5. Reformwege zum Erfolg	229
5.1 Reinhold Gerling: <i>Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung (1921)</i>	231
5.2 Philipp Müh: <i>Coué in der Westentasche! (1928)</i>	247
5.3 K.O. Schmidt: <i>Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft (1930) und Neugeist (1932)</i>	260
6. Bibliographie	281
Primärquellen	281
Sekundärliteratur	288
7. Autor*innen	299

1. Einleitung

1.1 »Der Weg zum Erfolg« – Zur Entstehung eines neuen Ratgeber-Genres

Dieses Buch widmet sich der Formierung des modernen Ratgeber-Genres in Deutschland. Dass es ein solches Genre gibt und dass es ein eigenes buchhändlerisches Segment bildet¹, ist nicht selbstverständlich, sondern im Gegenteil voraussetzungsreich. Diese Voraussetzungen sind – grob gesagt – um und nach 1900 gegeben. Sie sind in den gesellschaftlichen Veränderungen und Verschiebungen dieser Zeit zu suchen: in den komplexer und unübersichtlicher werdenden Lebensbedingungen, in der vermehrten sozialen Mobilität, im Entstehen der großstädtischen Angestelltengesellschaft, im verstärkten Imperativ zu selbstverantwortlichem Handeln unter kapitalistischen Bedingungen, im zunehmenden Zwang zu Selbstvermarktung und Selbstdienstleistung im Rahmen einer neuen Aufmerksamkeitsökonomie, im Regime der Selbstführung usw.² All diese Aspekte werden im Folgenden eine Rolle spielen, aber sie werden im Hintergrund bleiben, denn uns geht es nicht darum, dem Phänomen eine *Ursache* zuzuordnen, sondern es in seiner Komplexität zu beschreiben. Dabei konzentrieren sich unsere Überlegungen aus zwei Gründen auf originär deutschsprachige Ratgeberliteratur: Zum

-
- 1 Der Schwerpunkt liegt hierbei auf Ratgebern in monographischer Form. Für das Verständnis der »Ratgeber-Kultur« dieser Zeit ist es aber wichtig zu sehen, dass die Grenzen hier fließend sind: Nicht wenige Bücher erschienen in einer Reihe, hatten also nicht dezidiert monographischen Charakter. Zudem spielte das Format der Broschüre oder des Hefts bis zum Zweiten Weltkrieg eine große Rolle. Ohne solche kleineren Formate wäre die enorme Ausbreitung der Ratgeberliteratur um 1900 gar nicht vorstellbar.
 - 2 Zu diesen Aspekten gibt es inzwischen einiges an Forschungsliteratur in verschiedenen Disziplinen, die sich allerdings vornehmlich nicht mit der Ratgeberliteratur beschäftigt. Eine neuere Untersuchung zur Ratgeberliteratur in diesem Zusammenhang stammt von Stefan Senne und Alexander Hesse: *Genealogie der Selbstführung. Zur Historizität von Selbsttechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld 2019 (= Praktiken der Subjektivierung 15). Die Autoren unternehmen im ersten Teil (71–160) eine soziologisch ausgerichtete Rekonstruktion der »Geburt der Lebensratgeber« (71), die sie allerdings – aufgrund anderer Selektionskriterien und eines anderen Ansatzes – erst auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg datieren. Zeitlich und konzeptuell unserem Forschungsansatz näher ist der Band: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900–1940*. Berlin 2015.

einen wäre das Materialkorporus unüberschaubar geworden, wenn auch die zahlreichen Übersetzungen – vornehmlich aus dem angelsächsischen Raum – miteinbezogen worden wären; zum anderen soll nicht zuletzt gezeigt werden, wie ausdifferenziert und ausgebreitet sich dieses Segment – dem bisweilen mangelnde Eigenständigkeit nachgesagt worden ist³ – bereits im frühen 20. Jahrhundert in Deutschland präsentiert.

Nach 1900 entsteht eine Flut von Schriften, die – in sich höchst heterogen – auf eine Schlüsselkategorie ausgerichtet sind: den *Erfolg*. »Erfolg« wird zu einem singularisch verwendeten Terminus.⁴ Es geht nicht mehr bloß um Hilfestellung zum erfolgreichen Vorgehen in dieser oder jener Sache, sondern um den Erfolg schlechthin (der freilich durch den Erfolg in dieser oder jener Sache initiiert werden kann). Leitvorstellung ist der erfolgreiche Mensch. »Erfolg« wird gewissermaßen zu einer allgemeinen Währung oder – in einem noch näher zu bestimmenden Sinne – zu einer das ganze Leben umfassenden *Institution*.⁵ Das lässt sich bereits aus der Fülle der Schriften ablesen, die dieses Wort im Titel tragen und somit Erfolg *verheißen*. Und in diesen Programmen, die Erfolg in Aussicht stellen, ist bereits ein fundamentales *Narrativ* impliziert. Ein Ratgeber, der Erfolg verheiße, unterstellt trivialer Weise immer schon, dass der Erfolg möglich ist, dass es also einen *Weg* zum Erfolg gibt. Auch dies spiegelt sich in den Titeln der Ratgeber wider.

Den (zufälligen) Anfang macht hier ein merkwürdiges Text-Hybrid, der sogenannte *Smiles-Schramm* (2.1). Mit dieser Verfasserangabe publizierte der deutsche Journalist Hugo Schramm-Macdonald seine Bearbeitung des berühmten und schon 1866 ins Deutsche übertragenen Buchs *Self-Help* des Schotten Samuel Smiles (von diesem Buch

3 Die Hypothese eines »virulenten Philoamerikanismus« als einer Hauptursache für den Boom von Erfolgsratgebern ab den 1920er Jahren in Deutschland vertreten Kleiner und Suter in: »Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900-1940)«. In: Dies. (Hg.): *Guter Rat*, 21. Damit wird auch eine Übernahme amerikanischer Konzepte angedeutet. Solche Darstellungen stellen die Innovationskraft von deutschsprachigen Ratgeberautoren zu sehr zurück. Zur Nichtbeachtung z.B. von Gustav Großmanns (vgl. 3.2) erheblichem Einfluss auf die Selbstorganisationsliteratur in der USA, vgl. Thomas Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«. In: *Süddeutsche Zeitung Magazin* 2 (2012), 16-24. Ein weiteres Beispiel: Der Bestseller *Mein Erfolgs-System* von Oscar Schellbach (vgl. 3.3), dem deutschen Vater des Mentalpositivismus und Entdecker der Schallplatte als Ratgebermedium überhaupt, erscheint bereits 1928. Amerikanische Klassiker in diesem Segment wie *How to Stop Worrying and Start Living* von Dale Carnegie und *Think and Grow Rich* von Napoleon Hill erscheinen erst 1936 bzw. 1937.

4 Vgl. Rudolf Helmstetter: »Viel Erfolg. Eine Obsession der Moderne«. In: *Merkur* 67/8 (2013), 706-719. Helmstetter spricht davon, »Erfolg« werde zum »Leitbegriff« und zum »Letzthorizont von biographischen Projekten« (ebd., 709).

5 Vgl. auch Kleiner/Suter (Hg.): *Guter Rat*. Senne/Hesse erklären in der *Genealogie der Selbstführung*, durch die bei Kleiner und Suter vorgenommene Beschränkung auf »Glücks- und Erfolgsratgeber« blieben »notwendigerweise Lebensratgeber« außer Betracht, »die keinen expliziten Bezug zu diesen Begriffen aufweisen« (33). Dem ist entgegenzuhalten, dass der von den Verfassern ins Feld geführte Begriff des *Lebensratgebers* erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg aufkommt und dass sie, weil sie ihren Materialkorporus an diesem späteren Begriff orientieren, ein ganzes Sortiment an Publikationen ausschließen, die in der Auffassung der damaligen Lesern sehr wohl als »Lebensratgeber« gedient haben.

wird noch öfter die Rede sein).⁶ Ratgeberliteratur ist *per definitionem* Selbsthilfekultur, insofern der Ratgeber die Hilfe nicht selbst gibt, sondern zur Selbsthilfe anleitet. Im angelsächsischen Raum breiten sich sogenannte *self help books* seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aus, weshalb die Formierung der deutschen Ratgeberliteratur im Kontext des *self help movements* in England und Amerika zu sehen ist. Hugo Schramm-Macdonald gab seiner Version von *Self-Help* im Jahr 1890 den neuen Titel *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft*.⁷ Bezeichnend ist, dass das Wort *Erfolg* im Buch selbst noch überhaupt keine Rolle spielt, der Titel jedoch gewissermaßen zum Startschuss für die Erfolgsgeschichte dieses Worts wird und der Wendung vom »Weg des Erfolgs« den Weg bahnt.

Abbildung 1: Titelcover von Oscar Bosshardt: *Der Weg zum Erfolg*. Zürich: Verlag Schweizerische Handelsbörse 1933.



Hier eine kleine Auswahl von Schriften, die sich dieser Metapher bedienen: Johannes Iversen: *Das Glück klopft an! Ein Weg zum Erfolg für geistig regsame Leute* (1919); Helene Emilie Heller: *Der Weg zum Erfolg: Ein Buch für alle* (1919); Julian Crattenni: *Wege zum Erfolg* (1921); Franz Hering: *Der Weg zum Erfolg, gezeigt auf Grund neuer Erkenntnis vom Zusammenhang zwischen Kraft u. Stoff* (1925); Oscar Schellbach: *Mein Erfolgs-System. Ein gründlich erprobter und leicht gangbarer Weg zum persönlichen Erfolg* (1928); Oscar Bosshardt: *Der Weg*

6 Samuel Smiles: *Die Selbsthilfe in Lebensbildern und Charakterzügen*. Nach dem Englischen des Samuel Smiles bearb. v. Josef M. Boyes. Hamburg: Hoffmann & Campe 1866. Die erste englische Ausgabe erschien 1859.

7 Vgl. Wim Peeters: »Selbsthilfe durch die Macht des Beispiels. *Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft* von Hugo Schramm-Macdonald«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat*, 93-113.

zum *Erfolg* (1933). In vielen weiteren Titeln wird die Metapher des Wegs freilich nicht *expressis verbis* angeführt, wohl aber impliziert – wenn es etwa heißt: *Wie gelangt man zum Erfolg? Anleitung für jedermann zum Vorwärtskommen durch eigene Kraft* (Willi Frank, 1904), oder: *Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann* (Fritz Theodor Gallert, 1919; vgl. 3.1). In jedem Fall wird der Erfolg im Singular als das Ergebnis eines allmählichen Prozesses in Aussicht gestellt, der vom Ratgeber unterstützt wird.

Es gibt einen Weg zum Erfolg. Das ist das Basis-Narrativ, das allen Ratgebern gemein ist (und daher zugleich das Dogma). Diese Minimalform des Narratifs mag trivial erscheinen, aber es ist gleichwohl wichtig, einen Blick auf seine innere Struktur zu werfen, da sie zentrale Kategorien in Konstellation zueinander bringt. Die erste Frage ist natürlich: Was heißt hier ›Erfolg? Das steht nicht fest; es kann variieren, je nach Ratgeber und vor allem je nach Leser⁸. Denn wesentlich ist, dass der Leser sich ein Ziel setzt und dass er Anstrengungen unternimmt, um dieses Ziel zu erreichen. Der Ratgeber legt auseinander, welcher Art diese Anstrengungen sein müssen. Er gibt Ratschläge, er formuliert Maximen und entwirft Programme. Und das ist schon die Antwort auf die zweite Frage: Was heißt hier ›Weg? Denn wer die Ratschläge befolgt, wer die Maximen beherzigt und die Programme ausführt, der befindet sich auf dem Weg zum Erfolg. Der Erfolg ist daher in doppelter Weise das Ergebnis einer Anstrengung, einer Leistung⁹. Zum einen wird nur derjenige Erfolg im Leben haben, der sich ein Ziel setzt und etwas leistet; zum anderen ist es eine Leistung, die Ratschläge zu befolgen, die Maximen zu beherzigen und die Programme auszuführen, die im Ratgeber formuliert werden. Der Erfolg im Erreichen eines Ziels im Leben und das erfolgreiche Befolgen des Ratgebers sind strukturell aneinandergekoppelt. Daraus entspringt das Versprechen, das im Begriff des *Wegs* enthalten ist: Wer sich erfolgreich an den Ratgeber hält, der wird Erfolg haben. Dieses Versprechen ist natürlich einerseits weitreichend und andererseits unwiderleglich, insofern man nämlich denjenigen, bei denen der Erfolg ausbleibt, immer unterstellen kann, dass sie dem Ratgeber nicht *wirklich* gefolgt sind.

Nicht nur, was *Erfolg*, sondern auch, was ein *Weg* ist, erweist sich als eine Sache der Interpretation. Auch wenn wir zunächst und zumeist wissen, dass wir dem Ratgeber, den wir gelesen haben, *nicht* gefolgt sind, ist es prinzipiell möglich, nicht zu wissen, ob man ihm gefolgt ist. Einerseits ist das Versprechen des Erfolgsratgebers umso stärker, je sicherer und verlässlicher der Weg sein soll, den er präsentiert. Aber ein Ratgeber ist – auch wenn er etwas anderes suggerieren mag – keine bloße *Anleitung*, die man sicher und verlässlich befolgen kann. Die Kehrseite des Basis-Narratifs – *Es gibt einen Weg zum Erfolg* – ist daher: Das, was zum Erfolg führt, kann nicht darauf reduziert werden, ein Weg zu sein. Man kann dies vielleicht am besten anhand eines kurzen Texts von Walter Benjamin veranschaulichen. Denn auch er hat sich – 1928 in der *Frankfurter Zeitung* – der

-
- 8 Wir haben uns in diesem Band für ein geschlechtlich nicht festgelegtes generisches Maskulinum entschieden, da dies am besten der Quellenlage, die an erster Stelle eine männliche Leserschaft adressiert, entspricht. Stellen, an denen mit dieser typischen Adressierung gebrochen wird, werden zum Teil thematisiert. Die Autor*innen dieses Bands werden in Kontexten, die ihnen passend erscheinen, zudem eine markierte Variante mit * nutzen.
 - 9 Der Begriff der *Leistung*, in Anwendung auf die Welt des Sozialen, wäre in diesem Zusammenhang begriffsgeschichtlich zu problematisieren; vgl. Nina Verheyen: *Die Erfindung der Leistung*. München 2018.

Weg-Metapher bedient. In *Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen* denkt er über den Begriff und die Bedingungen des Erfolgs nach. Aber – und das weiß Benjamin sehr genau – so etwas kann man gar nicht tun, ohne damit zugleich Ratschläge zu geben oder zumindest die Leser*innen vor die Frage zu stellen, ob sie zu denen gehören, die das Zeug zum Erfolg haben. Einen sicheren Weg gibt es Benjamin zufolge nun aber gerade nicht. In der zehnten These heißt es: »Auch der Erfolg ist ein Stelldichein: zur rechten Zeit sich da am rechten Ort zu finden, nichts kleines. Denn das heißt: die Sprache verstehen, in der das Glück seine Abrede mit uns nimmt.«¹⁰ Hört der ›Weg zum Erfolg mit einer solchen Einsicht auf, ein Weg zu sein? Oder kann man vielleicht diese Sprache verstehen lernen?¹¹

Schon diese kleine Abschweifung zeigt, dass das Basis-Narrativ des Erfolgs kraft seiner inneren Struktur weitere Narrative generiert bzw. mit anderen Narrativen – hier etwa dem vom geistesgegenwärtigen Ergreifen des rechten Augenblicks – in Verbindung steht (abgesehen davon, dass dieses Narrativ natürlich eine Unzahl kleinerer und größerer Narrationen hervorbringt).¹² Auf der einen Seite zeichnet sich das Ratgeber-Genre – weil es dazu verurteilt ist, immer wieder dieselbe Grundstruktur, dasselbe Narrativ zu reproduzieren – durch eine große Redundanz aus. Das gilt bis auf den heutigen Tag. Gleichwohl handelt es sich – sobald diese Grundstruktur einmal institutionalisiert ist – um eine gewissermaßen unausweichliche Textsorte. Das Ratgebersegment ist unabdingbar. Um ihm gerecht zu werden, bedarf es einer Analyse der größeren und feineren Unterschiede auf der Ebene des Narrativs ebenso wie eines Verständnisses für die Unausweichlichkeit der Wiederholung. Gewiss handeln die Ratgeber immer wieder davon, dass der Mensch erfolgreich werden kann durch Willensbildung und Konzentration, durch Optimismus und Organisation, durch Selbsterziehung und Übung, durch positives Denken und Autosuggestion usw. (in keinem Ratgeber werden Ratsuchenden die Komplementärbegriffe ans Herz gelegt). Aber oft wird schon an den Untertiteln der Ratgeber deutlich, dass diese Ingredienzien auf ganz unterschiedliche Weise gemischt werden können. Ein Ratgeber mit dem Titel *Der persönliche Erfolg oder Der Weg zum Reichtum* (Karl Theodor Dreste, 1915) und einer mit dem Titel *Der persönliche Erfolg. Band 1:*

¹⁰ Walter Benjamin: »Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen« [1928]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften in sieben Bänden*. Band 4.1. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, 349–352, hier 351. Die Komplizierung des Leistungsbegriffs lässt sich übrigens an Benjamins erster These gut veranschaulichen; dort heißt es: »Es gibt keinen großen Erfolg, dem nicht wirkliche Leistungen entsprechen. Darum aber anzunehmen, daß diese Leistungen die Grundlage sind, wäre ein Irrtum. Die Leistungen sind die Folge. Folge gesteigerten Selbstwertgefühls und der gesteigerten Arbeitsfreude dessen, der sich anerkannt sieht.« (Ebd., 349) Vgl. auch Robert Suter: »Bluff und Autosuggestion. Wege zum Erfolg in der Weimarer Republik (Walter Benjamin, Johannes Baader, Emile Coué, Walter Serner)«. In: Ulrich Johannes Beil/Cornelia Herberichs/Marcus Sandl (Hg.): *Aura und Auratisierung. Mediologische Perspektiven im Anschluss an Walter Benjamin*. Zürich 2014, 325–349, besonders 325f.

¹¹ Die Verbindung von Erfolg und Glück als etwas, was sich möglicherweise ›einstellt‹, findet sich etwa in dem Buch *Wege zum Erfolg und Reichtum* (1928) von Kai Romus (vgl. 2.2).

¹² Vgl. zur Einführung in den Begriff des Narrativs Norman Ächtler: »Was ist ein Narrativ? Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung anlässlich der aktuellen Europa-Debatte«. In: *KulturPoetik* 14/2 (2014), 244–268. Die Narrative der Ratgeberliteratur werden im 2. Kapitel dieses Buchs genauer entfaltet.

Gedankenkraft und Fernwirkung (Heinrich Bischoff, 1922) setzen offensichtlich ganz verschiedene Schwerpunkte und geben dem Basis-Narrativ damit ein ganz anderes Ansehen.

In jedem Fall aber bleibt das Basis-Narrativ auf die Matrix des Biographischen bezogen. Das ist eine unmittelbare Folge der Singularisierung von Erfolg: Es geht um den Erfolg *im Leben*, und der Weg des Erfolgs ist daher immer auch ein Lebensweg, der die ganze Existenz des Menschen betrifft. Folglich sind biographische Narrationen von beispielhaft erfolgreichen Personen – die in Ratgebern auf ganz unterschiedliche Weise herbeizitiert werden können – als Evidenzierungsverfahren besonders geeignet. Die Beispiele können freilich nicht als Vorbilder dienen, denen einfach nachzueifern wäre. Vielmehr besteht die Aufgabe gerade darin, von den jeweiligen besonderen Umständen des Erfolgs des beispielhaft Herbeizitierten und dem Gebiet, auf dem er erzielt wurde, zu *abstrahieren*, um die Anwendung auf den eigenen Fall zu ermöglichen. Es gehört zur Logik des Ratgeber-Genres, dass jeder *seinen* Weg zum Erfolg finden muss. Die Ratschläge eines Ratgeber-Buchs sind eben nicht personalisiert.¹³

Damit sind wir bei einem vorerst letzten Punkt angelangt, der aus dem Basis-Narrativ abzuleiten ist: Die neuen Erfolgsratgeber richten sich prinzipiell an jeden – an jeden nämlich, der ein Leben hat, das es zu formen und zu führen gilt, unabhängig von seiner gesellschaftlichen Stellung. Das heißt natürlich nicht, dass es nicht auch Ratgeber gibt, die einen sehr spezifischen Adressatenkreis haben. Das sind zum einen solche, die – zum Beispiel aufgrund einer Behinderung – mit erschwerten Bedingungen zu kämpfen haben.¹⁴ Gerade an ihnen zeigt sich ja, dass *jeder* das Recht auf Erfolg hat. Und das sind zum anderen die zahlreichen Ratgeber, die das Gebiet, auf dem der Erfolg zu erringen ist, spezifizieren. Hier sind vor allem die Ratgeber zu nennen, die auf den Erfolg im Geschäftsleben zielen. Das geschieht entweder unmittelbar in Titeln wie *Der kürzeste Weg zum geschäftlichen Erfolg* (John Douglas, 1931) oder es wird signalisiert, wenn etwa der bereits genannte Karl Theodor Dreste seinem Ratgeber den *Weg zum Reichtum* als Alternativtitel hinzufügt. Enthält der Titel den Signifikanten »strebsam« – zum Beispiel Heinrich Ernst Schwartz: *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute* (1906) –, so ist dies ein Hinweis darauf, dass der geschäftliche Erfolg im Vordergrund steht. Aber der letztgenannte Titel macht bereits deutlich, dass der Erfolg im Geschäft und der Erfolg im Leben hier in ein Verhältnis treten. Sicherlich ist der geschäftliche Erfolg zunächst einmal das Paradigma des Erfolgs und ein gesellschaftlich vorzeigbarer Erfolg. Schon das bedingt die vielen thematisch einschlägigen Ratgeber. Gleichwohl geht es auch hier letztlich um den *Erfolg* im Singular. Die Unterstellung, dass Erfolg im Leben hat, wer geschäftliche Erfolge vorweisen kann, gilt nur insoweit, als dem-

13 Vgl. zur Logik des Sprechakts *Ratschlag* Michael Niehaus: »Logik des Ratgebens. Eine Standardversion zur Beschreibung eines Typs von Sprechaktsequenzen«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandels*. Bielefeld 2014, 9-64.

14 Vgl. etwa: Kurt Hicketier: *Volle Sehkraft. Ein Führer zum Erfolg für Alle unter besonderer Berücksichtigung der sehleidenden Menschen*. Halle: Biochemie Verlag 1930; oder – als Tribut an den Ersten Weltkrieg –: Heinrich Bollmohr: *Stark ist der Wille! Ein Trost- und Hilfsbuch für Einarmige*. o.O.: Selbstverlag 1918.

jenigen, der den Erfolgsratgebern folgt und seine Persönlichkeit ausbildet, dann auch geschäftlicher Erfolg zuteil wird.

So schreibt Schwartz in seiner Einleitung: »Der Weg zum Erfolg ist auf allen Gebieten schwer und mühevoll und wird es täglich mehr. Nur jene erreichen ihn, die ernstlich streben.« (5) Entscheidend ist nicht das Geschäft, sondern die Strebsamkeit. Daher insistieren auch Ratgeber, die es explizit aufs Geld abgesehen haben, auf den Eigenschaften, die den Erfolg im Leben in Aussicht stellen. Bei Dreste, der seinen Ratgeber mit der Behauptung »Noch nie ist es so leicht gewesen, Geld zu verdienen, wie in unseren Tagen« (3) beginnt, werden im nächsten Atemzug »unbeugsame eiserne Energie und Ausdauer« sowie »Selbstbeherrschung und Selbsterziehung« als Voraussetzungen genannt, »um im Leben Großes zu vollbringen« (4). Und Orison Swett Marden, als Gründer (1897) der noch heute bestehenden *Business-Zeitschrift Success* der ökonomiefernen Betrachtungsweise einigermaßen unverdächtig, erklärt im Vorwort zu seinem – sehr erfolgreich ins Deutsche übersetzten – Buch *Wege zum Erfolg* (1911):

Der Erfolg ist das Ziel alles menschlichen Strebens. Wir selbst ringen nach ihm, und unsere Kinder suchen wir frühzeitig in seine Bahn zu bringen. Ein erfolgloses Leben ist etwas Tragisches, ja etwas Furchtbaren: denn was ein menschliches Dasein an gutem Willen, unverdrossenem Ringen, sehnüchtiger Hoffnung und heißem Glücksverlangen aufzubringen vermag, das scheint hierrettungslos untergegangen zu sein.

Warum wohl so viele das Ziel verfehlten oder es lange nicht finden? Weil sie den Erfolg auf falschem Wege suchen. Sie jagen ein saures Leben lang in Hast und Schweiß und Gier nach Geld und immer mehr Geld. Um diesen Gewinn setzen sie ein Leben ein; aber er ist unsicher und in keinem Falle lohnend. Wir müssen lernen, auf klingenden und prunkenden Erfolg zu verzichten und müssen dem inneren Erfolg nachstreben, der allein sicher ist und wahres Glück verheiße. (V-VI)

Es tut nichts zur Sache, ob in dieser Besinnung auf innere Werte ein gewisses Maß an Heuchelei steckt, wesentlich ist vielmehr, dass hier in aller Klarheit eine Gedankenfigur formuliert wird, die zur *Logik* des Genres ›Erfolgsratgeber‹ gehört. In dem Zitat von Marden rückt der Begriff des *Erfolgs* in die Nähe des Begriffs *Glück*. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich allmählich eine Verschiebung vollzogen: Die Glücksratgeber sind auf dem Gebiet der Lebensratgeber den Erfolgsratgebern zumindest gleichberechtigt an die Seite getreten.¹⁵ Das ist natürlich eine bedeutsame Entwicklung. Andererseits wird der Begriff des Erfolgs in den Erfolgsratgebern weitgehend so verwendet, dass er ebenso die Vorstellungen von persönlichem Glück unter sich begreift, während umgekehrt die Glücksratgeber nicht nur den äußeren Erfolg als Glücksmoment miteinbeziehen, sondern auch mit der ihnen zugrundeliegenden paradoxen Handlungsaufforderung »Sei glücklich« strukturell Erfolgsdruck produzieren.

Auf den Einzelnen bezogen funktioniert der Begriff *Erfolg* daher ähnlich wie der Begriff *Glück* – nämlich als ein Begriff, unter dem jeder Einzelne etwas anderes begrei-

¹⁵ Vgl. Stephanie Kleiner: »The trouble with happiness. Martin Gumperts *Die Kunst, glücklich zu sein* und die Anthropologie des Ratgebens in den 1950er Jahren«. In: IASL 39/2 (2014), 515-535. Zu Glücksratgebern allgemein vgl. etwa Stefanie Duttweiler: *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberaler Regierungstechnologie*. Konstanz 2007.

fen kann. Am deutlichsten wird dies bei einem Aspekt, an dem diese beiden Begriffe in einem scharfen Gegensatz zu stehen scheinen: dem der impliziten Konkurrenz. Wir fassen Glück nicht als ein knappes Gut auf, um das wir konkurrieren müssen, weil jeder sein eigenes Glück finden muss; Glück ist ein unbestimmter Begriff.¹⁶ Der Begriff *Erfolg* hingegen scheint zu implizieren, dass nicht jeder ihn haben kann: Weil Erfolg ein knappes Gut ist, muss der Erfolg des einen irgendwie auch der Misserfolg des anderen sein. So wird der Begriff in den Erfolgsratgebern aber nicht verwendet, vielmehr bleibt dieser Aspekt in der Regel ausgeblendet, sodass er in ähnlicher Weise wie Glück zu einem wesentlich unbestimmten Begriff werden kann. Und weil es sich um einen unbestimmten Begriff handelt, muss dann auch – siehe Orison Swett Marden – zwischen einem wahren und falschen Erfolg unterschieden werden können.¹⁷

1.2 Ein experimentelles Genre

Wenn gesagt wird, dass sich das Ratgeber-Genre um und nach 1900 *formiert*, so bedeutet das natürlich nicht, dass es vorher keine Ratgeberliteratur gegeben hat. Eher muss man umgekehrt sagen: Es ist eine Möglichkeit von Literatur überhaupt, dass sie Rat für uns bereithalten kann. Denn literarische Texte enthalten Lebensweisheiten, erfolgreiche Lebensläufe, modellhafte Verhaltensweisen, lehrreiche Schicksale usw. Wie die Ratgeber liefern literarische Texte seit jeher *Orientierungswissen*. Nur tritt diese Dimension nicht an eine explizit performative Oberfläche (und in der literarischen Moderne wird sie mehr oder weniger ausgeblendet). Der Leser wird nicht als jemand *adressiert*, der beraten werden soll, wie es in der *Textsorte* Ratgeber der Fall ist.

Davon abgesehen – aber auch damit zusammenhängend – gibt es natürlich eine lange, bis in die Antike zurückreichende Vorgeschichte des Ratgebers als Textsorte. Diese Texte richteten sich – man denke an *Seneca*¹⁸ oder an die *Fürstenspiegel* der Spätantike, des Mittelalters und der frühen Neuzeit – zunächst einmal an den mit Autorität

16 »Die Identität der Glücksansprüche aller wäre die vollkommene Katastrophe«, notiert der Philosoph Hans Blumenberg (*Theorie der Unbegrifflichkeit*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Anselm Haverkamp. Frankfurt a.M. 2007, 25) in diesem Sinne, sich dabei auf Kant beziehend. Dieser schreibt in der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*: »Allein es ist ein Unglück, daß der Begriff der Glückseligkeit ein so unbestimmter Begriff ist, daß, obgleich jeder Mensch zu dieser zu gelangen wünscht, er doch niemals bestimmt und mit sich selbst einstimmig sagen kann, was er eigentlich wünsche und wolle.« (Immanuel Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* [1785]. Hg. v. Karl Vorländer. Hamburg 1957, 38). Vgl. zu den Implikationen für Glücksratgeber Michael Niehaus/Wim Peeters: »Zum diskursiven Ort von Anti-Ratgebern. Eine kleine Blütenlese«. In: *Non Fiktion* 7 (2012), 71-86, bes. 72f.

17 Falsch ist der Erfolg, der ein singularischer *Cötze* geworden ist; das lehrt zum Beispiel der Roman *König Erfolg* von Anton von Perfall (Berlin: Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger) 1899), an dessen Ende sich der Erfolg als »Narrenkönig« (173) erweist. Vgl. ausführlich Wim Peeters: »Mit Erfolg konformieren. *König Erfolg* von Anton von Perfall«. In: Jessica Güsken/Christian Lück/Wim Peeters/Peter Risthaus (Hg.): *Konformieren. Festschrift für Michael Niehaus*. Heidelberg 2019, 121-139.

18 Am berühmtesten ist wohl das Traktat *De Clementia* (*Über die Milde*), das – ca. 56 n. Chr. entstanden – an Kaiser Nero gerichtet ist; wichtig sind aber auch andere Traktate Senecas, die – meist in Dialogform – eine stoische Lebensauffassung vermitteln sollen.

ausgestatteten Herrscher, an das souveräne Subjekt, das in diesen Handreichungen zu einem maßvollen und wohltätigen Gebrauch seiner Machtfülle angehalten werden sollte. Insofern unterscheiden sie sich grundlegend von den an alle gerichteten Ratgebern um 1900, die Hilfestellung auf dem Weg zum Erfolg anbieten. Bücher, die Hilfestellung anbieten, haben freilich ebenfalls eine lange Tradition, etwa in der christlichen Erbauungsliteratur, in der *Exempla*-Literatur, der pietistischen Biographik, in den Not- und Hilfsbüchlein usw.¹⁹ Innerhalb dieser Tradition liegt die Autorität – wie man in einer schematisierenden Gegenüberstellung sagen kann – nicht bei den Adressaten, sondern bei denen, die den Rat erteilen oder eben genauer: die Adressaten *unterweisen*. Denn sie sprechen im Namen einer Institution, einer normativen (christlichen) Ordnung. Das gilt auch für das weite Feld der Bücher, die Hilfestellung in einem bestimmten Sektor geben möchten, wie etwa dem der Erziehung²⁰, des guten Benehmens²¹, der Gesundheit²² oder der Hygiene im weiteren und engeren Sinn²³.

Man kann die unspezifisch adressierte Ratgeberliteratur um und nach 1900 – und damit sozusagen das moderne ›Ratgeber-Dispositiv‹ – in gewisser Weise als Überla-

- 19 Als Beispiele seien hier genannt: Johann Paul Sigmund Bunzel: *Praktische Erklärung der epistolischen Texte zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums*. Nürnberg: Gustav Philipp Jakob Bieling 1795; oder: Johann Friedrich Krügelstein: *Noth- und Hülfsbüchlein in der Ruhr und epidemischen Krankheiten überhaupt*. Ohrdruff: o.V. 1803.
- 20 Siehe hierzu etwa die zwischen 1780 und 1850 erscheinenden Mädchenratgeber, für die eine künstliche Gesprächssituation »zwischen einem Erwachsenen, einer Autorität kraft ihres Amtes (Pfarrer, Lehrer, Lehrerin) oder einer älteren, lebenserfahrenen Person (Vater, Mutter, Tante, ältere Schweste) und einem oder mehreren jugendlichen Mädchen« (Susanne Pellatz: *Körperbilder in Mädchenratgebern. Pubertätslektüre zur Zeit der Formierung bürgerlicher Kultur*. Weinheim/München 1999, 50) kennzeichnend ist. Erziehungsratgeber im engeren Sinn gibt es natürlich auch im Untersuchungszeitraum; vgl. etwa Nikolaus Fassbinder: *Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen*. Freiburg: Herder 1918; G.H. Freimut: *Charakterbildung, Erziehung und Pflege unserer Kinder und der heranwachsenden Jugend. Neue Mittel und Wege, die Fähigkeiten der Kinder zu steigern, ihren Charakter zu stählen*. Leipzig: Gloeckner 1907. Eine umfassende Studie zu Erziehungsratgebern liefert Markus Höffer-Mehlmer: *Elternratgeber. Zur Geschichte eines Genres*. Baltmannsweiler 2003; für die thematischen Schwerpunkte, unter welchen sich das Segment der Erziehungsratgeber nach 1950 weiter ausdifferenziert, siehe den Sammelband von Sylka Scholz/Karl Lenz/Sabine Dressler (Hg.): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld 2013.
- 21 Am bekanntesten ist hier natürlich *Über den Umgang mit Menschen* von Adolph Freiherr Knigge von 1788.
- 22 Stellvertretend für das kaum zu überblickende Segment der Gesundheitsratgeber sei auf die im 19. Jahrhundert äußerst populäre »Hausarztliteratur« verwiesen; siehe dazu Rudolf Helmstetter: »Der stumme Doctor« als guter Hirte. Zur Genealogie der Sexualratgeber«. In: Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Berlin 2010, 58–93; gerade im medizinischen Bereich setzt die Ratgeberliteratur häufig auf aktuelle Trends, wie sich in jüngster Zeit am Phänomen des Burnouts gezeigt hat; siehe dazu Horst Gruner: »Erschöpfte Menschen. Zur populären Darstellung von Burnout-Fällen (1980–2000)«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Stress und Unbehagen. Glücks- und Erfolgspathologien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Berlin 2018. 53–76.
- 23 Für den Hygienediskurs in Ratgebern gibt es eine umfassende Untersuchung: Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt a.M. 2001.

gerung dieser beiden Formen beschreiben: Auf der einen Seite wird der Einzelne in ihr als ein für sich selbst verantwortliches und im Prinzip der Selbststeuerung fähiges – und insofern *souveränes* – Subjekt angesprochen, dem keine autoritative Unterweisung mehr zuteilwerden kann (dies ist unter anderem schon deshalb der Fall, weil der Adressat auf dem Markt der käuflichen Ratgeber zwischen alternativen Angeboten frei wählen kann); auf der anderen Seite wird der Einzelne weiterhin als ein Mängelwesen angesprochen, das der Hilfe bedarf, weil es bei der Selbststeuerung noch nicht im gewünschten Maß erfolgreich ist. Diese Überlagerung definiert die logische Stellung, in welcher sich der publizierte Ratgeber befindet: Er bietet *Hilfe zur Selbsthilfe* an. Die bereits angesprochene *Self-Help*-Literatur, die wiederum konsequenter Weise verschiedenste Bücher (von der Bibel bis zur Autobiographie von Benjamin Franklin²⁴) in ihrem Sinne als *Self-Help-Books* auffasste, gehört daher in die unmittelbare Vorgeschichte der modernen Ratgeberliteratur.

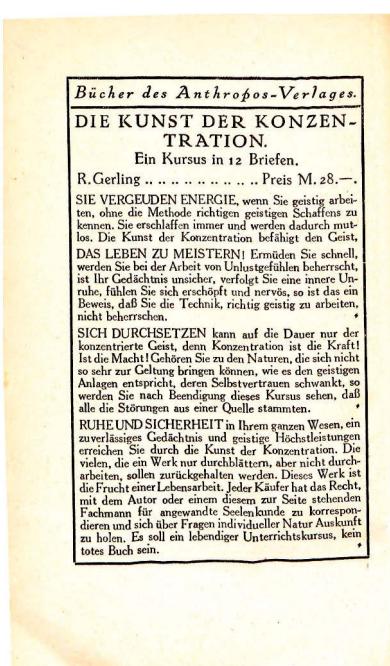
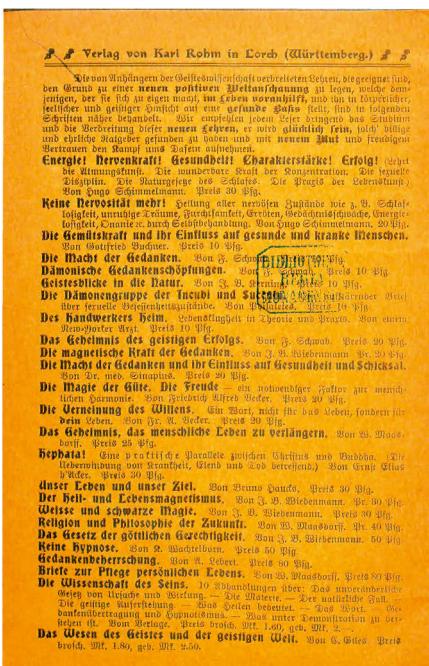
Eine weitere in dieser Hinsicht zentrale Strömung war die *New Thought*-Bewegung vor allem in den Vereinigten Staaten seit den 1840er Jahren. Sie verstand sich als eine spirituelle Erneuerung, für welche die besondere Kraft positiver Gedanken und positiven Denkens von entscheidender Bedeutung ist. Hauptsächlicher Ideengeber war der spiritualistische Heilpraktiker Phineas Quimby (1802-1866), der sich intensiv mit dem Mesmerismus beschäftigte; auch das Gedankengut von Ralph Waldo Emerson war für die *New Thought*-Bewegung wichtig. In Deutschland spielen die verschiedenen Richtungen der *Neugeist*-Bewegung (so die Übersetzung von *New Thought*) bei der Formierung der Ratgeberliteratur um 1900 eine schwer zu überschätzende Rolle (vgl. 5.2 und vor allem 5.3). In gewisser Weise muss es die Idee aller Ratgeber sein, einen ›neuen Geist‹ zu implementieren.

Man macht sich kaum eine Vorstellung davon, in welchem Ausmaß um und nach 1900 das Schrifttum expandiert, das in den Umkreis der Ratgeberliteratur gehört. Am einfachsten lässt sich dies anhand der Eigenwerbung der Verlage dokumentieren, die um diese Zeit – auch und gerade in der Provinz – neu gegründet werden und einschlägige Buchreihen ins Leben rufen. Die auf den folgenden Seiten abgebildeten drei Beispiele geben einen Eindruck davon.

²⁴ Eine popularisierende Darstellung findet sich in: Tom Butler-Bowdon: *50 Lebenshilfe Klassiker [50 Self-Help Classics]*. Aus dem Amerikanischen von Elisabeth Liebl. Frankfurt a.M. 2004.

Abbildung 2: Innenseite des Covers von: Hugo Schimmelmann: Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg! Lorch: Verlag Karl Rohm 1913.

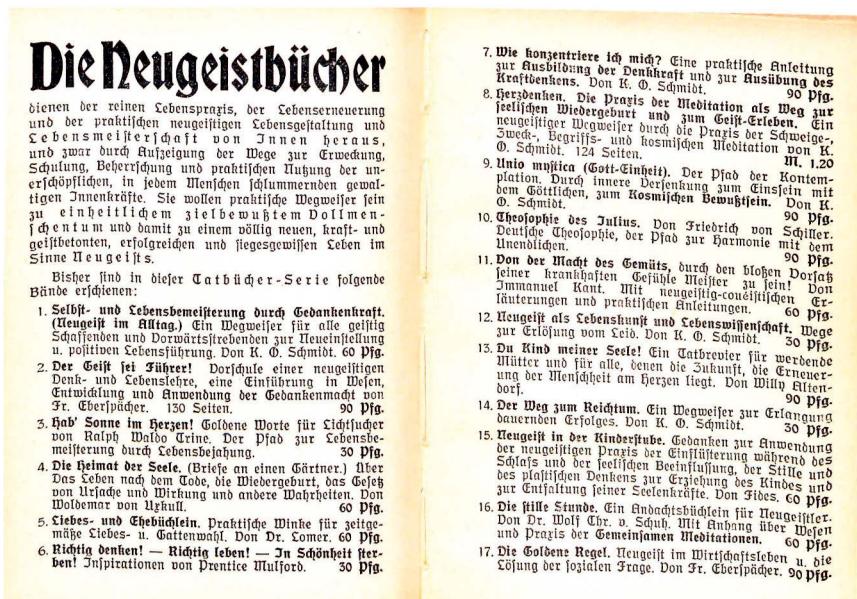
Abbildung 3: Werbung für Bücher des Anthropos-Verlags. In: Kurt Rado: 24 Stunden richtig leben. Prien: Anthropos-Verlag 1921.



Man sieht, welch große Bandbreite diese Publikationen haben, die vom Okkulten und Esoterischen (*Weisse und Schwarze Magie*) über theosophische Weisheitsbücher (*Unio Mystica*) bis hin zu Anleitungen zum ökonomischen Erfolg (*Der Weg zum Reichtum*) und zur effizienten Selbstorganisation (*Geisteskarrei*) reichen. Nicht alle diese Bücher und Broschüren sind als Ratgeber im engeren Sinne anzusprechen – auch wenn sie heutzutage wohl allesamt in den Regalen der Buchhandlungen unter dieser Rubrik eingeordnet würden. Und das zu Recht. Denn allein der Umstand, dass sie in dieser Weise gemeinsam beworben werden, macht sie ihrer Heterogenität zum Trotz zu einem veritablen Segment, in dessen Zentrum die Verheißung eines Erfolgswegs steht.

Aber mehr noch als die Vielfalt der aufgegriffenen Themen und Ideologien zeigt sich an der Vielgestaltigkeit der Formen, dass es sich bei der modernen Ratgeberliteratur um ein *experimentelles* Genre handelt. Es werden vorhandene Genres adaptiert und dienstbar gemacht wie etwa die Sammlungen von Biographien erfolgreicher Männer (Kai Romus: *Wege zum Erfolg und Reichtum*, 1928; vgl. 2.2) oder von Zitaten und Sprüchen (Erich Hentschel: *Vorwärts und Aufwärts. Eine Spruchsammlung für besinnliche Menschen*, 1911). Ratgeber können den Charakter von Lehrbüchern annehmen (z.B. Reinhold Gerling: *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung*, 1921; vgl. 5.1) oder sich den Anstrich wissenschaftlicher Abhandlungen geben (etwa zur Bekämp-

Abbildung 4: Verlagswerbung für Neugeist-Bücher. In: Max Wardall: Gedanken-Radio. Der Mensch als Gedanken-Sender und -Empfänger. Ein praktischer Weg zu Glück, Harmonie und Meisterung des Lebens. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Ludwig Arens. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1927.



fung erfolgshemmender Nervenleiden wie z.B. Willy Eppenstein: *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück? Ein Lehrgang für Alle, welche nach Lebenserfolgen streben*, 1915; vgl. 4.2). Sie treten als Erfahrungsberichte aus dem eigenen Leben auf (Reinhold Gerling: *Meine Nervosität, wie sie entstand und wie ich sie heilte*, o.J.), als eine Art Schulbuch mit Abbildungen und Lektionen (Otto Legel: *Die Macht der Persönlichkeit*, 1923), als populärphilosophischer Essay (Fritz Horwitz: *Die Erziehung zum Wollen. Eine Erklärung der Probleme des Bewußtseins in gemeinverständlicher Form*, 1917), als Werbung für einen angekündigten Fernkurs (Otto F. Faul: *Wie komme ich schneller vorwärts?*, 1930) als Ratgeber, der sich als reflektiertes Kondensat eines bestimmten Ratgebersegments versteht (Hans Tor Straaten: *Die Technik des Erfolgs*, 1931; vgl. 3.5); und anderes mehr. Vor allem aber experimentieren die modernen Ratgeber mit Montagen all dieser Elemente.

Entsprechend unterschiedlich ist die inhaltliche und formale Strukturierung der Ratgeber. Ein Arsenal von Maßnahmen steht zur Verfügung, um den Leser über die bloße Lektüre hinaus auf den Erfolgsweg zu bringen. Sie reichen von der Reflexion über die eigenen Ziele, Formularen zur Selbsteinschätzung von Charakter und Willensstärke, Übungen zur Konzentration oder zu Atmung und Entspannung bis hin zu Regeln für die Tagesplanung, Tipps für das Führen eines Erfolgstagebuchs und zu memorierenden Devisen und Merksätzen. Damit verbunden ist natürlich eine große Bandbreite von Formaten. Was die äußeren Formate betrifft, so reichen sie von preiswerten Broschüren

bis zu aufwendig gestalteten Büchern und mehrbändigen Fernkursen. Bei der inneren Formatierung werden alle Ebenen des Druckerzeugnisses in die Gestaltung miteinbezogen: Man arbeitet mit Illustrationen und mit typographischen Hervorhebungen aller Art, erstellt Tabellen, lässt Platz für eigene Eintragungen usw. Zu den Paratexten gehören auch die verlegerischen Peritexte²⁵, die in der experimentellen Phase der Ratgeberliteratur teilweise eine große Rolle spielen, weil die Umschlagseiten und die letzten Seiten des Druckerzeugnisses häufig dazu verwendet werden, auf andere Bücher (oder Zeitschriften) des Verlags zu verweisen, die eine ähnliche thematische oder weltanschauliche Ausrichtung haben oder von demselben Verfasser stammen; teilweise werden hier auch ergänzende Produkte beworben sowie Hinweise auf Veranstaltungen oder Kontaktmöglichkeiten gegeben.²⁶

All diese Elemente können auf verschiedene Weise *montiert* werden. In ihnen schlägt sich vieles von dem nieder, was im Folgenden mithilfe der Kategorie des *Institutionellen* analysiert werden soll. Zu dieser institutionellen Ebene gehört insbesondere die Frage nach der Art der *Präsenz des Verfassers* im Text. Ein Ratschlag ist zunächst ein an einen Einzelnen gegebener mündlicher (und davon abgeleitet dann möglicherweise auch schriftlicher) Sprechakt. Obwohl sich ein gedruckter und publizierter Ratgeber nicht mehr an einen konkreten Einzelnen richten kann, bleibt der Akt-Charakter des Ratschlags insoweit erhalten, als sich der Verfasser des Ratgebers mit dem, was er tut, wirklich an den Rezipienten richtet. Dies muss nicht, kann aber dadurch geschehen, dass er sich gleichsam eine *Stimme* gibt, um den Leser anzusprechen. Anders als in den Kommunikationsmodellen für fiktionale Texte, bei denen die Erzählstimme bekanntlich nicht mit der Stimme des Autors verwechselt werden darf und diese Erzählstimme nur als an einen fiktiven Leser gerichtet aufgefasst werden soll, wird im publizierten Ratgeber ein Raum aufgespannt, in dem die imaginäre Präsenz einer Stimme ergehen kann, die wir nicht anders denn als die des impliziten Autors auffassen können, der zu uns spricht. Diese imaginäre stimmliche Präsenz verweist auf die *Beziehung*, die zwischen Autor und Leser eines Ratgebers eingerichtet werden muss (vgl. vor allem 4.1, S. 191). Es nimmt daher nicht wunder, dass die Ratgeber in dieser Hinsicht mit verschiedenen Formen der Adressierung experimentieren.

Zwei Beispiele: Hugo Schimmelmanns Broschüre *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913) beginnt ohne jede Vorrede mit folgenden Worten:

²⁵ Vgl. zu diesem Begriff Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M. 1989, 22-40. Der verlegerische Peritext umfasst, kurz gesagt, alles, was erstens nicht zum >eigentlichen Text< eines Buchs gehört und zweitens nicht vom Autor, sondern vom Verlag zu verantworten ist.

²⁶ Ein extremes Beispiel: In Hans Tor Straatens *Die Technik des Erfolgs* (1931) wird Werbung gemacht für Uve Jens Kruses *Ich will! Ich kann! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit* (1925) und weiter für Broder Christiansens populärphilosophischen Essay *Das Gesicht unserer Zeit* (1930). Aber die beiden erstgenannten Autorennamen sind Pseudonyme von Broder Christiansen selbst, und der Felsen-Verlag ist ein komplett auf ihn zugeschnittenes Unternehmen. Auf der letzten Seite folgt dann noch Werbung für das »Institut für wissenschaftliche Graphologie« von Broder Christiansen und Eli Carnap.

Als Sie auf dieses Schriftchen aufmerksam wurden, entstand in Ihnen wohl die Frage: Hält der Titel auch das, was er verspricht? – Vielleicht kauften Sie das Heftchen mehr aus Neugierde, als aus demselben einen wirklichen Nutzen zu ziehen.

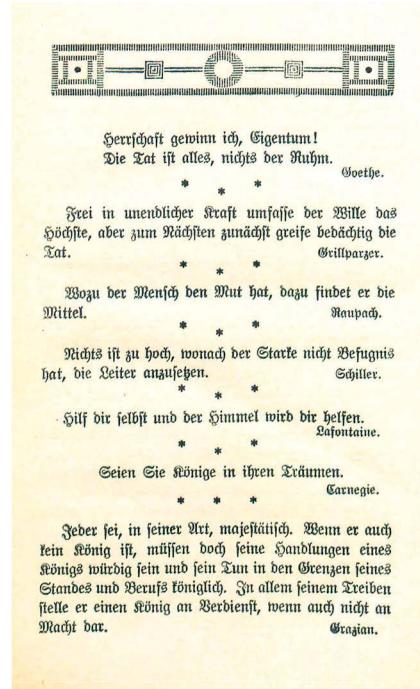
Und dennoch werden Sie mit einer gewissen Erwartung an diese Schrift herantreten und sich sagen: Vielleicht findest du in dem Buche doch einige brauchbare Ratschläge. Unwillkürlich tun Sie nun einen tiefen Atemzug. – Sie fühlen sich erleichtert und beginnen zu hoffen. Die Hoffnung ist schon der erste Schritt zum Erfolg. (3)

Man sieht, in welcher Weise der Leser hier aus einer unterstellten Situation heraus in den Diskurs des Ratgebers förmlich hineingezogen und von ihm vereinnahmt werden soll. Eine ganz andere Art der Autor-Präsenz liegt vor, wenn dieser den Leser nicht direkt anspricht und nur an einem metadiskursiven Ort den Status seiner Rede bestimmt, wie es Heinrich Ernst Schwartz in der »Einleitung« von *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute* (1906) macht:

Ich wollte auch kein »Lehrbuch« schaffen, sondern nur jenen, die den steilen und steinigen Pfad zum Lebenserfolg emporklimmen, aus den Beobachtungen und Erfahrungen meines eigenen, an Wechselfällen reichen Lebens, nützliche Anregungen und Fingerzeige geben. Den Erfolg selbst muß jeder für sich erringen. Dieses Büchlein kann nur ein bescheidener Berater sein. (5)

Der Ratgeber kann sich in ganz unterschiedlichem Ausmaß und in ganz unterschiedlicher Weise als Stimme einbringen; seine Stimme kann eindringlich, charismatisch, ermutigend, zusprechend oder suggestiv sein. Und darüber hinaus kann mit der Stimme auch die Biographie und der Leib des Verfassers in den Text eingebracht werden. All dies dient dazu, dem Ratgeber Autorität oder zumindest Gewicht zu verleihen. Freilich ist diese Stimme nicht allein, sie kann andere Stimmen zu Hilfe nehmen, indem sie auf andere Autoritäten verweist oder sie zitiert. Reinhold Gerling etwa stellt in seinem Buch *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung* (1921) jedem Kapitel eine Seite mit passenden Stimmen berühmter Gewährsmänner voran – hier diejenigen des ersten Kapitels »Jedermann ein Herrscher«:

Abbildung 5: Reinhold Gerling: *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung.* 4. Auflage. Prien: Anthropos-Verlag 1921, 13.



Johann Wolfgang von Goethe, Franz Grillparzer, Ernst Raupach, Friedrich Schiller, Jean de la Fontaine, Andrew Carnegie, Balthasar Gracian – sie alle waren 1921 tot (Andrew Carnegie, der im Alter zum Philanthropen gewordene Tycoon, dessen letztes Buch mit dem Titel *Das Evangelium des Erfolgs* in Deutschland noch manche Auflagen erlebte, allerdings erst seit zwei Jahren). Die Ratgeber sind kein experimentelles Genre, weil sie nicht auf Überliefertes zurückgriffen – nichts war damals und ist heute weniger neu als das, was uns die Ratgeber ans Herz legen. Sie sind ein experimentelles Genre, indem sie es neu montieren.

1.3 Narrative Formen und Strategien

Narrative lassen sich vereinfacht als »erzählerische Generalisierungen«²⁷ von unterschiedlichem Abstraktions- und Allgemeinheitsgrad auffassen, die ein einzelnes Sub-

²⁷ Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012, 30.

jekt oder Kollektivsubjekt als Bezugspunkt haben²⁸; Narrationen hingegen sind kleinere oder größere, unvollständige oder abgerundete, konkrete Erzählungen, die auf Narrative bezogen sind oder bezogen werden können. Dieser Bezug kann enger oder weiter sein. In den Erzählungen oder Erzählfragmenten von einzelnen Vorkommnissen kann die Singularität des Geschehens in unterschiedlichem Grad ausgeprägt sein. Oft genügen schon wenige Details, um das Narrativ aufzurufen, dem sie sich zuordnen lassen. Insofern ist auch die Unterscheidung von Narrativ und Narration bis zu einem gewissen Grad relativ: *Exemplarische* Erzählungen sind sozusagen ›narrativ-nah‹. Und umgekehrt kann natürlich auch eine Version des Narratifs selbst – ohne Bezug auf die Singularität eines Geschehens – in Form einer *summarischen* Erzählung ausgestaltet werden.²⁹ In Ratgebern gibt es unzählige solcher ›narrativ-nahen‹ Narrationen, die eine ganze Reihe von Narrativen aufrufen. Eines der Anliegen dieser Untersuchung ist es, vor Augen zu führen, dass es ohne diese Narrationen keine Ratgeberliteratur gäbe, und dass diese Narrationen in sehr unterschiedlichen Formen auftauchen und strategisch verschieden eingesetzt werden können.

Zunächst ist der einzelne Ratgeber stets in ›Großerzählungen‹ eingelassen, die ihn in besonderer Weise legitimieren. Diese Großerzählungen können mehr oder weniger rudimentär oder entfaltet, implizit oder explizit sein. Ein gutes Beispiel hierfür bieten die Nervenheilratgeber, eine frühe Form der Erfolgsratgeber, die es aber bis zum Zweiten Weltkrieg gibt (vgl. Kap. 4). Die Nervenschwäche oder Neurasthenie ist schon vor 1900 eine Modekrankheit, die insbesondere im populären Gesundheitsbuch gerne diagnostiziert und mit einer Zeitdiagnose verbunden wird.³⁰ Diese Zeitdiagnose ist Resultat einer summarischen Degenerationserzählung, die es natürlich in verschiedenen Varianten gibt und in den Nervenheilratgebern in der Regel zu Anfang als Rahmenvorgabe ausgebreitet oder anzitiert wird. Die Rede ist dann – etwa in einem Buch von Georg Rumler mit dem Titel *Ursachen, Wesen und Heilung der Nervenschwäche* (1907) – von einer ›Veränderung im Thypus [sic!] des Menschen, welche sich seit langer Zeit und besonders in unserem Jahrhundert in progressiver Weise ausgebildet hat‹; vor allem »in den großen Städten« verbindet sich eine zunehmend »schwache Körperkonstitution« mit einem »krankhaft gereizte[n] und schwache[n] Nervensystem«; usw.³¹ Die Großerzählung liefert hier den Rahmen, der das Angebot des Ratgebers rechtfertigt bzw. erforderlich macht. Dem Leser, dem implizit oder explizit eine Selbstdiagnose angeraten wird, werden die Mittel an die Hand gegeben, der Zeitkrankheit der Neurasthenie noch vor ihrem akuten Ausbruch erfolgreich zu begegnen und gewissermaßen eine individuelle Gegenerzählung zu dieser Großerzählung zu etablieren. Dabei spielt der Begriff der

28 Diese zusätzliche Bedingung wird bei der gegenwärtigen Diskussion über den Narrativ-Begriff nicht explizit gemacht, aber stillschweigend vorausgesetzt. Man könnte sagen: Ein Narrativ ist kein Plot.

29 Vgl. Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 39.

30 Vgl. Horst Gruner: »Typisch nervös. Der Nervenranke im populären Gesundheitsbuch um 1900«. In: Lucia Aschauer/Horst Gruner/Tobias Gutmann (Hg.): *Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne*. Würzburg 2015, 87-110.

31 Georg Rumler: *Ursachen, Wesen und Heilung der Nervenschwäche (Neurasthenie) im Allgemeinen, sowie der nervösen Schwächezustände des Geschlechts-Systems im Besonderen*. Genf: Silvana 1907, 6; vgl. auch Gruner: Typisch nervös, 94f.

Nervenkraft die entscheidende Rolle, die für viele der erfolgsbedingenden Eigenschaften wie Konzentration, Wille, Durchhaltevermögen bzw. Ausdauer, Entscheidungskraft usw. verantwortlich ist. So weisen nach Willy Eppensteins *Der Nerv des Lebens* (1918) »alle Erfolgsmenschen das gemeinsame Charakteristikum robuster Nervenkraft auf« (28). Da die Nervosität aus einem Mangel an Nervenkraft entsteht, hängt der Erfolg von Maßnahmen zu ihrer Schonung oder Regeneration ab, zu denen Übungen, hygienische Ratschläge zur Ernährung, Arbeit oder Erholung zählen (vgl. 4.2). Auch die Ausführungen von Emil Peters in *Arbeit, Kraft und Erfolg* (ca. 1920) über die räumliche Opposition von (krank machender) Stadt und (gesundem) Land docken an diese Großerzählung an. Der Raum stellt insofern eine heilsame Transformation dar, als er zeigt, wie der Nervöse, der in der hektischen Arbeitswelt erkrankt ist, durch einen Aufenthalt auf dem Land seine erfolgsemmenden Gefühle abbaut (vgl. 4.3, S. 226).

Natürlich kann der Ratgeber auch andere Großerzählungen aktivieren. Reinhold Gerling (vgl. 5.1) zum Beispiel erklärt auf der ersten Seite von *Tatmensch* (1921), der »Zusammenbruch Europas« habe »alle Kreise aus ihren Bahnen gerissen«: »Angstgepeitscht von der kommenden Weltrevolution ergaben sich weite Kreise einem Leben des wildesten Sinnengenusses, der Ausschweifung und Verschwendungen. [...] Man tanzt, man liebt, man spielt, nur ernste, intensive Arbeit wird gemieden.« Dem folgt die Antithese: »In dieser chaotisch anmutenden Zeit brauchen wir Menschen, die über die aufschäumen den Wogen klaren Blickes hinwegsehen und ihr Lebensschiff mit fester Hand hinüberleiten in die Zukunft, in die Welt des Lichts und des zielbewußten Schaffens: den Mann des Erfolges« (8f.). Hier wird natürlich ein ganzes Arsenal an Topoi aufgerufen, um das Narrativ der Krise zu etablieren, in welcher der Mann des Erfolgs im rechten Moment kommt.

An solche summarische Großerzählungen, die ohne handelnde oder leidende Protagonisten bleiben und vor allem Bilder evozieren, können auch typisierte Generationenerzählungen andocken. So unterscheidet zum Beispiel Hans Tor Straaten in *Die Technik des Erfolgs* (vgl. 3.5) die »zu Ende gehende Halbgeneration, deren Lebensgefühl durch das Schlagwort ›Neue Sachlichkeit‹ ausgedrückt wird« von der »heute anhebende[n] neue[n] Generationsstimmung«: »Sie will vor allem den Ton des Drängenden, Fortreibenden, Stürmenden, nicht mehr die unberührte Glätte.« (86) Wenn Straaten davon spricht, wie sich »Spannungs- und Lösungsmenschen« (144f.) typischerweise verhalten, so hat das auch gesellschaftliche Implikationen und ist mit einer Großerzählung kompatibel.

Vor allem aber spielen in Ratgebern natürlich die mehr oder weniger summarischen oder detaillierten Falldarstellungen eine zentrale Rolle. So kann etwa der Krankheitsverlauf einer unentdeckt gebliebenen Neurasthenie beschrieben werden, sowohl im Allgemeinen, als auch anhand von hypothetischen oder individualisierten Fallgeschichten, die dann als Beispiele dienen. Das Beispielgeben in seinen verschiedenen Formen und Funktionen ist eine für die Textsorte Ratgeber zentrale, beinahe unverzichtbare diskursive Praxis, von der freilich ein unterschiedlich extensiver Gebrauch gemacht werden kann (vgl. 4.2). In *Meine Nervosität, wie sie entstand und wie ich sie heilte* (o.J.) beginnt wiederum Reinhold Gerling eine solche Erzählung folgendermaßen:

Denken wir uns einen Kaufmann, einen jungen kräftigen Mann, der gewohnt ist, täglich angestrengt im Bureau oder Geschäft tätig zu sein. Abends, nach getaner Arbeit, pflegt er, wie seine Freunde auch, noch einige Stunden im schlecht gelüfteten, verqualmten Wirtshaus am Biertisch oder beim Skat zuzubringen, öfters auch eine Nacht hindurch flott zu tanzen. Die *Strapazen in der Erholungszeit* genieren ihn nicht im mindesten, am andern Morgen ist er wieder – wenn auch nicht frisch, so doch fleißig bei der Arbeit. Die sich etwa einstellende Müdigkeit am Tage wird durch einige kleine Anregungsmittel, eine Zigarre, einige Kognaks, starken Kaffee usw. »erfolgreich« bekämpft. (8)

Es leuchtet ein, dass eine Geschichte, die so beginnt, kein gutes Ende finden wird. Und es leuchtet ebenso ein, dass sie als *Erzählung* für uns vollständig *lesbar* ist – und das heißt nichts anderes, als dass sie an ein uns vertrautes Narrativ anschließt. Wenn man – durch »*Strapazen in der Erholungszeit*« – auf Dauer mehr Energie verbraucht als »tankt«, befindet man sich auf einem Weg nach unten, dem Gegenteil der Erfolgsgeschichte, indem von Erfolg nur noch in Anführungsstrichen die Rede sein kann.³²

Von großer struktureller Bedeutung für diesen Typus von Geschichten und ihr Verhältnis zum Ratgeber-Genre ist, dass ihr Protagonist nichts davon merkt. Er weiß nicht, dass das »auf Dauer nicht gut gehen« kann, dass er also der Protagonist einer Geschichte ist, in welcher der Weg nach unten (statt nach oben) führt; die Anzeichen dafür, dass er sich in einer solchen Geschichte befindet, will er nicht wahrnehmen, und dieses Nicht-Wahrnehmen-Wollen ist selbst wiederum ein Anzeichen. Das heißt, dass die Perspektive des Wissenden, aus der erzählt wird, sich von der des Protagonisten, über den erzählt wird, wesentlich unterscheidet.³³ Insbesondere weiß der Protagonist nicht, dass er Rat braucht. In dieser Lage könnte sich auch der Leser des Ratgebers befinden. Ratgeber können Geschichten erzählen, um ihren Adressaten die Möglichkeit vor Augen zu stellen, dass sie sich in einer Geschichte befinden, in der sie Rat brauchen.

Die Narration eines hypothetischen Falls wie bei Gerling (sie wird bei ihm noch über Seiten fortgeführt und kommentiert) beweist natürlich nur insoweit etwas, als wir mit dem *Topos* übereinstimmen, der ihr zugrunde liegt. Belege etwas anderer Art sind die zahllosen Geschichten von als »wahr« behaupteten *Fällen*, wobei darunter keineswegs nur Krankheitsfälle im eigentlichen – beispielsweise neurasthenischen – Sinne zu verstehen sind. Oder anders gewendet: In den Narrationen erscheint Erfolglosigkeit als ein Krankheitsfall, der geheilt werden kann. Eine kleine szenische Narration als Beleg; Otto R. Faul erzählt in *Wie komme ich schneller vorwärts?* (1930):

³² Der »Weg nach unten« ist das naheliegende Gegenstück zur autobiographischen Erfolgsgeschichte, dem »Weg nach oben«, am besten eben vom Nervenkranken zum Industriekapitän, wie etwa bei Harry W. Bondegger in *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* (1904) beschrieben. Meist bedienen die Ratgeber in ihren Beispielen beide Formen: problematische Geschichten und Geschichten, die von der Überwindung dieser Probleme berichten. Für die positive Variante von Bondeggers Erfolgsgeschichte ist die schmucklose Reihung von kardinalen Erfolgsmomenten typisch (vgl. 4.1, S. 198).

³³ Vgl. Horst Gruner/Wim Peeters: »Meine Nervosität«. Der autobiographische Fall in Nervenheilratgebern um 1900. In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung* 6/2 (2017), 71-90, insbesondere 77f.

Ich kenne einen jungen Mann. Er gilt als sehr gescheit, denn er kann sich über die verschiedensten Gebiete unterhalten. Aber er ist nicht fähig, sich mit seinem vielen Wissen auch nur eine Mark zu verdienen. / Er leistet sein Leben als Tagelöhner. / Verzweifelt fragt er mich eines Tages: »Sagen Sie mir bloß, was ist mein großer Fehler, daß ich nicht vorwärtskomme?« / »Daß Sie kein Ziel haben!«, entgegnete ich. »Der Mensch, der im Strudel der Ereignisse den Kopf hoch behalten und vorwärtskommen will, braucht ein Ziel. Es kann ein falsches Ziel sein, das den vorhandenen Kräften durchaus nicht entspricht. Aber immerhin ist ein falsches Ziel besser als gar keins. Mit der Zeit merkt man schon, wohin man kommt und ändert sein Ziel. Das heißt, man erkennt seine Lebensaufgabe. / Wie bilde ich mir ein Ziel? / Es gibt ein verlässliches Mittel, und das ist: die Lebensbeschreibungen großer Männer und Frauen zu lesen. / Die sind spannender als der beste Roman und sie haben den Vorzug, wahr zu sein. (17)

Hier liegt ein Typ von Beispielerzählung vor, der mit einem Minimum an Individualisierung arbeitet. Weder wird der betreffende junge Mann noch wird die Szene in der Erzählung mit Details versehen. Im Grunde spielt es überhaupt keine Rolle, ob dieser junge Mann eine Fiktion ist oder ob er wirklich existiert, aber die Behauptung »Ich kenne einen jungen Mann« ist gleichwohl wesentlich. Letztlich handelt es sich lediglich um die zur Erzählung erweiterte Botschaft, dass man ein Ziel braucht, um eine Erfolgsgeschichte haben zu können – also rhetorisch gesehen um eine Amplifikation. Gerade diese *minimale* Narration macht deshalb deutlich, dass Narrativierung ein überaus wichtiges Verfahren des Ratgeber-Genres darstellt.

Darüber hinaus zeigt die Stelle, in welcher weiteren Form Narrationen für den Ratgeberdiskurs essenziell sind. Dem jungen Mann (und mit ihm dem Leser) wird ja der Ratschlag gegeben, sich mit Narrationen in Gestalt von Biographien berühmter Männer und Frauen zu beschäftigen und sich deren Erfolgsgeschichten zum Vorbild zu nehmen. Solche Erzählungen haben – indem sie mehr oder weniger ausführlich erzählt oder referiert werden, oder indem – wie hier – nur auf sie verwiesen wird, in der Ratgeber-Literatur einen hohen Stellenwert. Natürlich ist dieses exemplarische Hinstellen der Lebensgeschichte großer und mächtiger Personen seit jeher ein wichtiges Anliegen der Biographik. Entsprechend hieß die erste Übersetzung des Werks von Samuel Smiles von 1866 *Die Selbsthilfe in Lebensbildern und Charakterzügen*. Zwar vermochten die ›großen Männer‹, deren entscheidende Lebensstationen in der Ratgeberliteratur porträtiert werden, offenbar erfolgreich zu werden, ohne Ratgeberliteratur konsultieren zu können, aber das heißt nicht, dass sie sich nicht ihrerseits beim Vorbild ›großer Männer‹ Rat bzw. Orientierung geholt haben.³⁴ Das Auftauchen solcher Elemente

³⁴ Benjamin Franklin »pflegte seinen Ruhm dem Umstände zuzuschreiben, dass er in seiner Jugend eine Schrift Cotton Mathers (1663-1728) gelesen habe, in welcher dieser ausgezeichnete Theologe die in seinem eigenen Leben gesammelten Erfahrungen zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen veröffentlicht hatte. Und hier sieht man auch recht deutlich, wie das gute Beispiel immer weiter wirkt und sich über Raum und Zeit fortpflanzt, denn der englische Schuster und Naturphilosoph Samuel Drew (1765-1833) hat ausdrücklich erklärt, daß er sich das Leben Franklins für sein eigenes Leben und besonders für seine geschäftlichen Gewohnheiten zum Muster genommen habe« (Smiles-Schramm: *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft*. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet v. Hugo Schramm-Macdonald. Heidelberg: Georg Weiß Verlag 1890, 158). In einem

sowie allgemein die – historisch variablen – Formen der Aufbereitung solcher biographischen Narrationen in Ratgebern (von der umständlichen Darstellung einer ganzen Laufbahn bis zur Erzählung einer prägnanten Anekdote) bedürfen genauer Analysen. Dabei sind wiederum besonders die Narrative zu berücksichtigen, die in den Biographien bzw. der Art ihrer Darstellung aktiviert werden (wie etwa Erleuchtungsgeschichten, in denen jemand ein allgemeines Lebensgesetz entdeckt; oder Geschichten von der entscheidenden Gelegenheit, die das Leben auf eine neue Bahn lenkt; oder Geschichten von der großen Beharrlichkeit bei Rückschlägen; auch die Geschichte von einem Rat zur rechten Zeit gehört zu diesen Narrativen).

Es muss hier allerdings noch einmal betont werden, dass der Begriff des Erfolgs in Anbetracht dieser Biographien und Lebensbilder *relativ* zu verstehen ist. Es geht nicht einfach darum, sich an berühmten Männern wie Benjamin Franklin, Andrew Carnegie oder Friedrich Alfred Krupp³⁵ ein Beispiel zu nehmen. Dass jeder sein eigenes Ziel und damit seinen eigenen Erfolg finden muss, wird dort besonders deutlich, wo die Ausgangslage der Betreffenden auf unverschuldete Weise besonders schlecht ist. Gerade von ihnen kann man etwas lernen, was in den modernen Ratgebern zu einer Schlüsselkategorie und einem Schlüsselbegriff des Erfolgs wird: *Optimismus*. In *Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann* (1919) gibt Fritz Theodor Gallert einen summarischen Bericht über die Lebensgeschichte Helen Kellers und bricht in den Aufruf aus: »Heil Dir! Große Helden der Tat! Tapfere Optimistin! Helen Keller! Welche Vorteile birgt dieser Name in sich! Dein Genius erhellt Deine Dunkelheit!« (65) Denn die taubblinde Helen Keller war nicht nur darin erfolgreich, sich aus dem Land des Schweigens und der Dunkelheit emporzukämpfen, sondern hatte überdies ein Buch verfasst, das mit dem Titel *Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis* (1906) auch auf Deutsch erschienen war (vgl. 3.1, S. 126). Systematisiert man diesen Aspekt, kommt es zu Büchern, die keine Ratgeber im engeren Sinne mehr sind, aber gleichwohl Zuspruch bieten und Beispiel sein wollen. In *Stieftkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen* (1932) erzählt Gertrud Fundinger (vgl. 2.3) von zwölf Menschen, wie etwa von »Margarete Steiff, gelähmte Frau, Begründerin einer Weltfirma« (64-69) oder von »Rudolf Jungmayr, Gipsformer, der im Krieg Augen und Arme verlor, ein begeisterter Nationalsozialist« (29-40).

Die entscheidende Biographie in einem Ratgeber ist freilich die ihres Verfassers. Sie kann in vielfältiger Weise und Funktion eingerückt oder ausgespart werden. Das Minimum an erforderlicher biographischer Information besteht zweifellos darin, dass der Verfasser sich selbst als erfolgreich kommunizieren können muss. Er muss vermitteln, dass er weiß, wovon er spricht. Eine Möglichkeit, sich als Verfasser zu legitimieren, besteht darin, dass er aus einem geeigneten professionellen Umfeld kommt – etwa als Arzt oder Pädagoge; dann muss er von Fällen erzählen können, die ihm in seiner beruflichen Praxis untergekommen sind. Der Verfasser hat aber auch die Möglichkeit, von

Interview in der *Süddeutschen Zeitung* vom 28.01.2015 mit Bill Gates, in dem er nach seinem Wandel vom Geschäftsmann zum Philanthropen gefragt wird, weist er auf seine Lektüre von Biographien hin: »Schon in meinen Zwanzigern habe ich Bücher über Rockefeller und Carnegie gelesen. Mich hat interessiert, wie sie gelebt und was sie mit ihrem Geld gemacht haben.«

³⁵ Vgl. zu Krupp etwa Schramm-Macdonald: *Der Weg zum Erfolg*, 212f.

sich selbst als einem Fall zu berichten, etwa als erfolgreicher Geschäftsmann. Im ersten Teil von *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute* (1906) preist Heinrich Ernst Schwartz den amerikanischen »self-made-man« (11) und erzählt zum Exempel, wie er selbst einst – aus einfachen Verhältnissen stammend – durch die Vortäuschung nicht bestehender Kenntnisse eine Stelle als Buchhalter bekommen hat, die zum Beginn seines Aufstiegs wurde. Solche Narrationen sind besonders wichtig, wenn der Ratgeber den beruflichen Erfolg in den Mittelpunkt stellt. Dann heißt es etwa – in *Geschäftserfolg und Lebenserfolg* von Paul Lechler (1912) – im Rahmen einer ausladenden Erzählung über die modernen Zeiten, ihre neuen Anforderungen und das Geschäftsleben: »Ich selbst habe eine strenge Lehrzeit in einem kleinen Engrosgeschäft (Farbwaren und technische Drogen) durchgemacht, wobei mir keine niedere Arbeit erspart blieb.« (21) Usw.

Unmittelbar autobiographisch ist die Legitimation zum Verfassen eines Ratgebers natürlich, wenn der eigene Fall ein erfolgreich überwundener Krankheitsfall ist. So verhält es sich besonders bei den Nervenheilratgebern. In Reinhold Gerlings *Meine Nervosität. Wie sie entstand und wie ich sie heilte* (1915) wird diese narrative Ebene ja schon im Titel angekündigt. Während Gerling als vielbeschäftigter freiberuflicher Autor seine Legitimation nicht unbedingt aus seinen überwundenen Nervenleiden ziehen muss, ist dies in Max Brands *Nervenkranker, Neurastheniker – sei dein eigener Arzt* (1907) sehr wohl der Fall. Sein Buch, von einem Laien für Laien geschrieben, gerinnt denn auch insgesamt zu einer autobiographischen Krankengeschichte, deren erzählerischer Duktus dem Auftakt ohne weiteres entnommen werden kann:

Im Jahre 1901 zeigten sich bei mir die ersten Symptome einer beginnenden Nervenkrankheit. Damals hatte ich allerdings noch recht wenig Ahnung, was eigentlich »Nervosität« ist; ich kannte dieses Leiden nur dem Namen nach. Doch bald sollte ich es in seinem ganzen Umfang kennen lernen. –

Ich war ein starker Raucher, insbesondere Zigaretten (deren Rauch ich inhalierte) konsumierte ich sehr stark, und auch sonst mochte ich wohl nicht immer so gelebt haben, wie es zur Erhaltung meiner Gesundheit notwendig gewesen wäre! [...] (8)

Hier wird zwar wiederum die summarische Erzählperspektive dessen gewählt, der schon Entscheidendes mehr weiß als der Mensch, der dieses Ich zu Anfang seiner Karriere als Nervenkranker war, aber das ist nicht notwendig und vor allem dem einführenden Charakter geschuldet. Entscheidend ist vielmehr, dass die Erzählperspektive – die Fokalisierung – in dieser Form von Ich-Erzählungen flexibel gehandhabt werden und daher auch eine Angleichung an den Erlebnishorizont des erzählten Ich erfolgen kann.³⁶ So liest es sich, wenn gerade in höchster Not und Verzweiflung (auch das ist ein aus der Kategorie der Krise abgeleitetes Narrativ) die entscheidende Begegnung zur Heilung naht:

Eine Stunde mochte wohl so vergangen sein, als sich ein feingekleideter Herr der Bank, auf der ich saß, näherte. Er setzte sich, ohne mich weiter zu beachten, auf die eine Ecke der ziemlich großen Bank, zog eine Zeitung hervor, in deren Spalten er sich alsbald vertiefte. – Interessierte ihn nun der Inhalt des Blattes nicht sonderlich, oder war ein

³⁶ Vgl. Gruner/Peeters: »Meine Nervosität«, 78ff.

Seufzer von mir zu seinen Ohren gedrungen, kurz, er sah mich einigemale forschend an und faltete dann seine Zeitung zusammen. »Sie scheinen nicht wohl zu sein«, mit diesen Worten redete er mich an, so daß ich, der ich an mein Gegenüber schon gar nicht mehr gedacht hatte, ordentlich zusammenschrak. (31)

Eine weitere Möglichkeit, sich mithilfe autobiographischer Erzählungen als ein Verfasser zu inszenieren, der weiß, wovon er spricht, begegnet vor allem dort, wo die Wirklichkeit und Wirksamkeit von besonderen Kräften, wie etwa der Autosuggestion, belegt werden soll. Ohnehin ruft alles, was mit Magie zu tun hat, in ganz besonderer Weise Narrationen hervor, die etwas belegen oder auf etwas insistieren wollen, was mit der festgefügten Ordnung nicht vereinbar scheint (Albrecht Koschorke spricht von Magie als »narrativ umkämpfte[r] Zone«³⁷). In Philipp Mühs im Dunstkreis der *Neugeist-Bewegung* entstandenem Buch *Coué in der Westentasche! Durch Konzentration (Kraftdenken) und dynamische Autosuggestion zum Lebens-Erfolg. Praktische Anleitungen zur Ueberwindung innerer und äußerer Hemmungen* (1928) bringt der Verfasser seine eigene, persönliche Suche nach den unbekannten Kräften ins Spiel (vgl. 5.2, S. 249). Im Grunde seien alle Menschen in dieser Beziehung »Seelisch-Suchende«, er aber habe schon vor über zwanzig Jahren »mit stets wachsendem Interesse die Errungenschaften der modernen Psychologie« studiert und in diesem Zusammenhang »etwa 300 Sitzungen in spiritistischer, hypnotischer und telepathischer Richtung« absolviert. Weil er dabei »das Geheimnis all dieser Phänomene« nicht habe entdecken können, habe er sich auf »Experimente am eigenen Leibe« verlegt und insbesondere Selbstversuche mit »tinctura cannabis indicae und anderen Giften« wie etwa »Peyotl« gemacht; diese hätten ihm dabei »zum ersten Mal das Bewusstsein mächtiger Kräfte in uns und außer uns gegeben« (4), die seinen Körper allerdings derart in Mitleidenschaft gezogen hätten, dass er »die Versuchsreihe damals ein für allemal abbrechen mußte« (5). In dieser Erzählung werden offenbar Elemente der modernen Experimentalwissenschaften mit gleichsam schamanistischen Zügen zu einem Narrativ verknüpft: Der Verfasser ist von einer gefährlichen Reise in ein uns verschlossenes Reich zurückgekehrt, um uns davon profitieren zu lassen.

Schließlich gilt es noch, auf eine weitere Form der Vermittlung von ›Erzählerischem‹ in Ratgebern hinzuweisen, die nicht durch Akte des Erzählens zustande kommt, sondern durch andere Medien bzw. Textsorten. Dies lässt sich – wiederum auf verschiedenen Ebenen – insbesondere über Briefe und Tagebücher realisieren. In Briefen von Einsendern kann etwa darüber berichtet werden, wie ihnen die im Ratgeber empfohlene Methode geholfen hat; dann sind die Briefe (als kleine Fallgeschichten) selbst narrativ, dienen aber darüber hinaus auch dazu, die Biographie des jeweiligen Verfassers anzureichern, der sie erhalten hat. In letzterer Hinsicht gehören sie in dieselbe Gruppe wie Berichte des Verfassers darüber, dass er bereits von Leuten aus seinem Umfeld, von Hörern seiner Vorträge oder von Teilnehmern seiner Kurse dazu aufgefordert worden sei, den nun schriftlich vorliegenden Ratgeber zu schreiben. Bei näherem Hinsehen ist

³⁷ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 316.

es höchst selten, wenn ein Ratgeber *nicht* indirekt seine eigene Vorgeschichte miterzählt.³⁸

Beim Medium Tagebuch verhält sich die Sache anders. Formen des Tagebuchschrreibens und sonstiger Buchführungen werden in Ratgebern immer wieder als probate Mittel auf dem Weg zum Erfolg empfohlen bzw. zur Auflage gemacht. Die Ratbedürftigen sollen sich auf diese Weise selbst kontrollieren lernen. Das heißt aber letztlich nichts anderes, als dass sie sich selbst als jemanden wahrnehmen sollen, der sich in einem erzählbaren Prozess befindet. Diese Ebene der Narrativierung durch das Medium Tagebuch wird wiederum dort manifest, wo Musterbeispiele solcher Tagebücher in Auszügen im Ratgeber abgedruckt werden. In dem folgenden Beispiel aus Oscar Schellbachs *Mein Erfolgs-System* (vgl. 3.3) kann man sehr schön sehen, dass die eingebaute Narrativität dadurch zustande kommt, dass es nicht *automatisch* immer aufwärts geht:

³⁸ In Oscar Bosshardts *Der Weg zum Erfolg* von 1933 heißt es beispielsweise schon unter der bibliographischen Angabe im Paratext: »Ein Teil des ersten Manuskripts erschien im Feuilleton der Börsenzeitung ›Schweizer Handels-Börse‹. Wünsche aus der Leserschaft boten dann Veranlassung zu dieser erweiterten Buchausgabe im gleichen Verlag«. F.A. Brecht (vgl. 3.4) drückt in *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* (1929) ein »Bestätigungsschreiben« zu seinem Erfolgssystem ab: »Zu meiner Freude kann ich Ihnen berichten, daß die Teilnahme meiner beiden jüngeren Geschwister an Ihrem Kursus Wunder gewirkt hat. Sie wissen doch noch von ihnen, – nach dem Urteil der Ärzte unheilbare Geisteskrankheit. In der Zwischenzeit haben sie eifrig Ihre Werke studiert, und sind damit wieder freie Menschen geworden. Mein Bruder Franz hat jetzt mit dem Theologiestudium begonnen, weil er hierzu den inneren Trieb verspürte. Sein früherer Direktor und auch ein Arzt, von dem er sich beraten ließ, haben ihn bei diesem Entschluß unterstützt. So sind doch Ihre Lehren stärker gewesen als die Heilkunst, die seine Krankheit nicht heilen konnte. Ich danke Ihnen ganz besonders dafür. / Weil ich von dem Erfolg des Kursus überzeugt war, darum habe ich nicht nachgelassen sie hinzuschicken. Ihnen hat der Kursus und auch Ihre sonstigen Lehren nicht nur Reden, Lebenskunst und Charakterfestigkeit, sondern auch Gesundheit gebracht.« (169)

Abbildung 6: Ein Tagebuchblatt in Oscar Schellbach: Mein Erfolgs-System. Ein gründlich erprobter und leicht gangbarer Weg zum persönlichen Erfolg. 2. Auflage. Hamburg: Verlag Schule des Erfolges 1928, 82.



Beispiel für die Weiterführung des Erfolgstagebuchs

Der Vorsatz am Morgen ist von ganz außerordentlicher Bedeutung für den Erfolg. Es ist aber unbedingt nötig, daß man ihn, wie im Beispiel gezeigt, zu Papier bringt.

1.4 Zum Begriff der Institution

Inwiefern ist es sinnvoll, von einer *institutionellen* Dimension der Ratgeberliteratur zu sprechen und die Verbindung zwischen dem Institutionellen und dem Narrativen zu analysieren? Um diese Frage zu klären, muss zunächst der Begriff der Institution einer gewissen Klärung zugeführt werden. Als Ausgangspunkt bietet sich hier ein Institutionsbegriff an, der es gestattet, die verschiedenen Ebenen, auf denen das Institutionelle und das Narrative in der Ratgeberliteratur zusammenwirken, in den Blick zu nehmen.

Eine Institution ist zunächst einmal – dem lateinischen Wort *institutio* entsprechend – eine »Einrichtung«. Was ist eine Einrichtung? Etwas, das schon da ist, worauf sich der Einzelne beziehen kann und muss. Wie eine solche ›stehende Einrichtung‹ in die Welt kommt, lässt sich aus wissenssoziologischer Perspektive anhand des Begriffs der *Institutionalisierung* erklären. Diese vollzieht sich über »Habitualisierungsprozesse«: Dank eines Sich-Einschleifens von Interaktionen muss nicht mehr »jede Situation Schritt für Schritt neu bestimmt werden«, sondern kann »durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden«; im Grenzfall kann ein derartiger »Institutionalisierungsprozeß wechselseitiger Typisierung auch dann stattfinden [...], wenn nur zwei Menschen

wiederholt zusammen dasselbe tun«.³⁹ Sie *erwarten* dann voneinander und *vertrauen* darauf, dass der andere beim nächsten Mal wieder dasselbe tut wie beim letzten Mal.

Andererseits kann Institutionalisierung schon logisch gesehen nicht mit einem solchen Sich-Einschleifen von Gewohnheiten gleichgesetzt werden. Denn die Institutionen treten den Beteiligten als ein *Drittes* entgegen, als »etwas, das eine eigene Wirklichkeit hat, eine Wirklichkeit, die dem Menschen als äußeres, zwingendes Faktum gegenübersteht«.⁴⁰ Das, was zur Gewohnheit geworden ist, muss eine *normative* Dimension bekommen. Das Normative bleibt abgeschattet, solange die Gewohnheit (die Sitte, der Brauch) nicht in Zweifel gezogen wird. Explizit wird es beispielsweise dann, wenn es tradiert werden soll: »So macht man das«.⁴¹ Institutionen werden in dem Maß als Normen *spürbar*, in dem ihre Urheberschaft auf einen abwesenden Dritten verschoben wird. Es ist dann »die Unbestimmtheit, Uneinschätzbarkeit und Unbefragbarkeit der relevanten Dritten«, welche »die Verlässlichkeit und Homogenität der Institutionen« garantiert und »verhindert, daß die jeweils kommunikativ erreichbaren Beteiligten sie durch Neuabstimmung ihrer Meinungen außer Kraft setzen«.⁴² Als in einem gewissermaßen »weichen« Sinne institutionalisiert erscheint in dieser Hinsicht der weit – nämlich die ›Gesellschaft‹ konstituierende – Bereich all dessen, was nicht mehr zwischen Anwesenden verhandelbar ist.

Ob man alles, was in diesem Sinne institutionalisiert ist, für sich genommen als eine Institution *sui generis* ansprechen soll, ist eine andere Frage. Aus normsoziologischer Sicht geht man in der Regel davon aus, dass eine Mehrzahl von Normen ineinander greifen muss, um dann beispielsweise die Institution der Ehe zu bilden.⁴³ Darauf zielt auch die sprechakttheoretische Terminologie, die zwischen *brute facts* und *institutional facts* unterscheidet: Erstere sind Tatsachen, die es ebenso ohne menschliche Übereinkunft gibt, letztere sind das Ergebnis kollektiver Statuszuschreibung. Nach John R. Searle haben Statuszuschreibungen grundsätzlich die Form *X gilt als Y im Kontext C*, wobei Y den institutionellen Status bezeichnet.⁴⁴ Der Pfiff X eines Schiedsrichters hat zwar eine messbare Lautstärke (*brute fact*), gilt aber nur im Kontext C der Institution – etwa des Fußballspiels – als Spielunterbrechung (Y) (*institutional fact*). Die Spieler müssen sich daraufhin entsprechend verhalten: Aus institutionellen Statuszuweisungen erwachsen grundsätzlich Rechte und Pflichten – sie verfügen nach Maßgabe ihrer normativen Dimension über *deontic powers*.⁴⁵

Das Beispiel zeigt auch, dass Institutionalisierung nicht ausreicht, um zu erklären, was Institutionen sind. Das Regelwerk des Fußballspiels inklusive Pfiff ist nicht das Ergebnis eines Habitualisierungsprozesses, sondern wurde *in Kraft gesetzt*. Nach Searle geschieht solches In-Kraft-Setzen durch deklarative Sprechakte. Umgekehrt können

³⁹ Peter L. Berger/Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M. 1969, 57f.

⁴⁰ Ebd., 59.

⁴¹ Ebd., 61.

⁴² Niklas Luhmann: »Institutionalisierung – Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft«. In: Helmut Schelsky (Hg.): *Zur Theorie der Institution*. Düsseldorf 1970, 27–41, hier 33.

⁴³ Klaus F. Röhl: *Rechtssoziologie*. 2. Auflage. Köln 2006, 393.

⁴⁴ John R. Searle: *The Construction of Social Reality*. New York 1995, 28.

⁴⁵ John R. Searle: »What is an Institution?« In: *Journal of Institutional Economics* 1 (2005), 1–22, hier 10f.

natürlich nicht alle Institutionen durch deklarative Sprechakte ins Leben gerufen werden sein. Allen voran nicht die Sprache selbst – nach Searle »the fundamental social institution«⁴⁶, die alle anderen Institutionen deshalb voraussetzen, weil Statuszuweisungen sprachlicher Repräsentation bedürfen.⁴⁷ Kein (innerweltlicher) deklarativer Sprechakt kann die deklarativen Sprechakte in die Welt gesetzt haben.

Dass es aber deklarative Sprechakte gibt, die Institutionen ins Leben rufen – also *instituieren* –, markiert die andere – sozusagen die ›harte‹ – Seite des Institutionsbegriffs. Soziologisch gesehen wird die Institutionalisierung als eine Art gradueller Gedenkungsprozess vorgestellt – die *Rechtsfähigkeit* von Institutionen hingegen bleibt auf diese Weise unerklärt. Zu ihr gelangt man erst, wenn der Dritte nicht mehr bloß von Zweiten im Mund geführt wird, sondern selbst zu Wort kommen kann. »Institutionen entstehen«, heißt es etwa bei Maurice Hauriou, einem der bekanntesten Theoretiker der Institution, »nach den Regeln des Rechts. Sie entstehen durch Gründungsvorgänge, die ihnen ihre Rechtsgrundlage vermitteln«.⁴⁸ Die Voraussetzung dafür ist dem (frühen) Niklas Luhmann zufolge, dass »die institutionalisierende Funktion des Dritten *reflexiv* wird« und durch »*Institutionalisierung des Prozesses der Institutionalisierung*« in den Institutionen des *Rechts* festgelegt wird, welche Verhaltenserwartungen erwartet werden können.⁴⁹ Institutionen nehmen – indem sie eine vorgeschriebene Form haben und indem sie vorschreiben – aus dieser Perspektive den Konsens vorweg, den sie gelingenden Falls herstellen; sie beruhen »nicht auf der faktischen Übereinstimmung abzählbarer Meinungsäußerungen, sondern auf deren erfolgreicher Überschätzung«⁵⁰ (was bei der Betrachtung der institutionellen Dimension der Ratgeberliteratur eine besondere Rolle spielen wird).

Das Reflexivwerden der institutionalisierenden Funktion des Dritten, die für den Akt der Instituierung notwendig ist, kann nicht aus dem Nichts erfolgen. Pierre Legendre hat aus einer institutionentheoretischen und psychoanalytischen Perspektive immer wieder darauf hingewiesen: »Instituieren heißt auf eine Referenz beziehen.«⁵¹ Dieser Referenzbezug realisiert sich in einem Sprechen *Im-Namen-von*. Die Instanz, die eine Institution gründet, muss sich (ob dies gelingt oder nicht) auf eine Instanz be rufen (können), die nicht sie selbst ist (Gott, das Volk, die Wissenschaft). Das Nicht-mehr-Diskutierbare der Institution – die dogmatische Dimension – kommt in diesem

⁴⁶ Ebd., 11.

⁴⁷ »A status function must be represented as existing in order to exist at all, and language or symbolism of some kind provides the means of representation.« (Searle: »What is an Institution?«, 12).

⁴⁸ Maurice Hauriou: »Die Theorie der Institution und der Gründung. Essay über den sozialen Vitalismus« [1925]. In: R. Schnur (Hg.): *Die Theorie der Institution und zwei andere Aufsätze von Maurice Hauriou*. Aus dem Französischen von Hans und Jutta Jecht. Darmstadt 1965, 27-66, hier 35. Aber dann auch wiederum umgekehrt: »Es sind die Institutionen, welche die Rechtsnormen schaffen, aber nicht die Rechtsnormen, welche die Institutionen schaffen.« (Ebd., 65).

⁴⁹ Niklas Luhmann: *Rechtssoziologie*. Band I. Reinbek bei Hamburg 1972, 79.

⁵⁰ Ebd., 71.

⁵¹ Pierre Legendre: *Über die Gesellschaft als Text. Grundzüge einer dogmatischen Anthropologie*. Aus dem Französischen von Sabine Hackbarth. Wien/Berlin 2012, 35.

Im-Namen-von zum Ausdruck. Das heißt auch umgekehrt: Immer dort, wo etwas *Im-Namen-von* geschieht, haben wir es mit einer Bezugnahme auf die institutionelle Ordnung zu tun.

Auf der einen Seite fließt also der Begriff der Institution beinahe mit dem der Gewohnheit zusammen, auf der anderen Seite impliziert er aber auch einen sehr voraussetzungsbereichen Gründungs- oder Setzungsvorgang. Das ist aber kein Manko dieses Begriffs, sondern die Voraussetzung dafür, die institutionelle Dimension zu erfassen. Dies wird deutlicher, wenn man sich der Frage nach dem *Funktionieren* von Institutionen zuwendet. Ganz allgemein und formal betrachtet, kann man mit Searle »status functions« – also institutionelle Tatsachen – als »the glue« bezeichnen, »that holds human societies together«.⁵² Das heißt aber natürlich nicht, dass die Institutionen als »Klebstoff« den miteinander »verklebten« Subjekten gegenüber nachträglich sind. Es ist vielmehr die Aufgabe der institutionellen Ordnung, das Leben in der Gesellschaft als solches einzurichten und damit zugleich das einzelne Subjekt zu strukturieren. Legendre verweist hierfür auf die römische Formel *vitam instituere*.⁵³ Handgreiflich ist dies im Kennzeichen der *firmitas*, die Legendre zufolge »ein wesentliches Merkmal des institutionellen Strebens sichtbar« macht: »Die Gesellschaft muss nicht nur fest und aufrecht stehen, sie muss auch *den Anschein erwecken*, dass sie es tut.«⁵⁴ Institutionen haben etwas mit Vertrauen und mit Glauben zu tun – und wiederum wohnt auch jedem Vertrauen und Glauben eine institutionelle Dimension inne.

Die Stiftung von so etwas wie Dauer ist natürlich der automatische Effekt jeder Institutionalisierung. »Institutionen vermindern die Unsicherheit, indem sie für eine gewisse Ordnung in unserem täglichen Leben sorgen«, heißt es lapidar in einer vielzitierten Untersuchung von Douglass C. North.⁵⁵ Auch Albrecht Koschorke, der sich in *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* mit dem Verhältnis von Narrativen und Institutionen beschäftigt, stellt zunächst einmal fest, dass »Institutionen stabilisierende Elemente« bereitstellen und »das feste Gerüst des im Fluss befindlichen sozialen Lebens« darstellen.⁵⁶

Im Rückgriff auf die Institutionentheorie von Arnold Gehlen hebt Koschorke zwei wesentliche Eigenschaften von Institutionen hervor, nämlich erstens ihre Komplexitätsreduzierende »Entlastungsfunktion«: Institutionen befreien Gehlen zufolge »von der subjektiven Motivation und von dauernden Improvisationen fallweise zu vertretender Entschlüsse«, wenn man sich beispielsweise keine Gedanken darüber machen muss, ob man Hunger hat, wenn ohnehin die Mahlzeit *Frühstück* als Institution auf der Agenda steht. Und zweitens vollzieht sich damit eine »Trennung des Motivs vom Zweck« – man kann eben frühstücken wollen, ohne Hunger zu haben.⁵⁷ Aber nicht nur ist der Mensch ein sogenanntes »Gewohnheitstier«, es werden durch die Institutionenbildung zugleich

52 Searle: »What is an institution?«, 9.

53 Vgl. etwa Pierre Legendre: *Die Kinder des Textes. Über die Elternfunktion des Staates*. [Schriften Band 4]. Aus dem Französischen von Pierre Mattern. Berlin 2011, 104–117.

54 Legendre: *Über die Gesellschaft als Text*, 35.

55 Douglass C. North: *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*. Tübingen 1992, 4.

56 Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 287.

57 Arnold Gehlen: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*. 6. Auflage. Frankfurt a.M. 2004, 47.

neue, abgeleitete Bedürfnisse und Institutionen zweiten Grads erzeugt, wie Helmut Schelsky, in Anlehnung an Gehlen, ausgeführt hat. Die Gewohnheit betrifft nicht nur das Frühstück, sondern auch weitergehende Vorstellungen, in welcher Weise es stattfinden soll, denn »jede Institution ist eine Funktionssynthese und erfüllt stets vielerlei Zwecke auf einmal«⁵⁸. Um das Beispiel mit einem Ratgeber weiterzuführen: Oscar Schellbach nimmt in *Mein Erfolgs-System* von 1928 sich selbst zum Beispiel:

In meiner Familie habe ich seit Jahren die Gewohnheit eingeführt, vor dem Essen jedem einzelnen mit einem Handdruck eine »gute Mahlzeit« zu wünschen. Durch diese angenehme Gewohnheit wird regelmäßig vor dem Essen die Harmonie aller hergestellt. (30)

Insofern die »angenehme Gewohnheit« hier durch einen *Akt* eingeführt und festgelegt – also *instituiert* – worden ist, hat man bereits den Übergang zu einer *förmlichen* (also rechtsförmigen) Institution vor sich (die ja ohnehin schon eine Institution zweiten Grads ist). Das »institutionelle Verhalten« entwickelt nach Schelsky »aus einem Erfüllungstatbestand heraus Folgebedürfnisse, wenn man so will, tertiäre, quartäre usw., d.h. abgeleitete Bedürfnisse höheren Grads, die ihrerseits zu einem Weiterstreben der sozialen Institutionsbildung auffordern«.⁵⁹ Institutionen ziehen demnach auf jeder Ebene neue Institutionen nach sich. Man könnte von einer Ausdifferenzierung sprechen, aber auch von einer Produktion von Zwangsverhalten, insofern immer höhere Grade an Ordnung hervorgebracht werden.⁶⁰

Letzterem soll entgegenstehen, dass es auch *institutionellen Wandel* gibt: Institutionen passen sich an geänderte Bedarfslagen an. Der Wandel steht freilich in einem Spannungsverhältnis zu den Stabilitätserwartungen, die sich mit den Institutionen verbinden. Douglass C. North, der aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive argumentiert, betont die Wandelbarkeit, wobei er zwischen »formgebundene[n] Beschränkungen« und »formlose[n] Beschränkungen«⁶¹ unterscheidet und vor allem die letzteren zum Motor von Veränderungen macht: »Institutioneller Wandel ist ein komplizierter Vorgang, weil die einzelnen Veränderungen eine Folge der Veränderung von Regeln, von formlosen Beschränkungen und von der Art und Wirksamkeit ihrer Anwendung sein können«.⁶² Norths Beobachtung, Institutionen änderten sich »typischerweise kontinuierlich, Schritt für Schritt und nicht abrupt«⁶³, kann allerdings nur in einer gewissen Hinsicht zugestimmt werden. Denn der Witz von Regeln ist ja gerade, dass sie von den Beteiligten *nicht* als sich kontinuierlich ändernd beobachtet werden. Nur wenn man eine Institution als ein *Bündel* einzelner Normen auffasst, die einzeln geändert

58 Helmut Schelsky: »Über die Stabilität von Institutionen, besonders Verfassungen. Kulturanthropologische Gedanken zu einem rechtssociologischen Thema« [1949]. In: Ders.: *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*. Köln/Düsseldorf 1965, 33-55, hier 37.

59 Ebd., 39. In welchem Sinne hier zu Recht von *Bedürfnissen* die Rede sein kann, sei dahingestellt.

60 Gälte dieser Vorgang der Negentropie-Zunahme (auf den Ratgeber tendenziell abzielen) unumstrukt, so würde es sich um eine Art Umkehrung des zweiten Satzes der Thermodynamik im Sozialen handeln.

61 North: *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*, 4.

62 Ebd., 7.

63 Ebd.

werden können, lässt sich sinnvoll von einem ›schrittweisen‹⁶⁴ Wandel sprechen: Man kann beispielsweise den Händedruck beim Frühstück weglassen und sich lediglich eine ›gute Mahlzeit‹ wünschen. Denn eine einzelne Regeländerung ist *per se* immer *abrupt*.

Man kann dieses Spannungsverhältnis von Starrheit bzw. Form auf der einen und Wandel bzw. Formlosigkeit auf der anderen Seite am besten an einem weiteren Anwendungsgebiet des Institutionsbegriffs nachvollziehen, das für die Analyse der institutionellen Dimension von Erfolgsratgebern relevant ist: Auch *Begriffe* können als (minimale) Institutionen aufgefasst werden. Begriffe sind von ihrer »invariante[n] Wortgestalt« her wesentlich »formalistisch«⁶⁵, aber was unter ihnen begriffen wird, ist einem formlosen Wandel unterworfen. »Institutionen jeder Art«, erläutert Gehlen, »sind in hohem Grade formalisierbar« und können gerade deshalb, mit »sehr verschiedener Inhaltsbesetzung«, um die »halbe Welt« wandern: »Sie funktionieren dann ähnlich wie Begriffe: die auch, auf keinen raumzeitlich bestimmten Individualgebrauch *bezogen*, ihn nur schematisch umreißen, und damit auf jeden *beziehbar* sind«⁶⁶ – ein Vorgang, der in neuerer Zeit (in etwa!) auch mit dem Begriff des *travelling concept* belegt wird.⁶⁷ Verhindern kann man das nur, wenn eine Institution des Rechts – das Problem verlagernd – einem Begriff eine sogenannte Legaldefinition zukommen lässt.

Besonders deutlich tritt der institutionelle Charakter von Begriffen bei *Gattungsbegriffen* hervor – etwa solchen der Literatur. Wilhelm Voßkamp hat Gattungen (bzw. genauer: Genres) in einem vielzitierten Aufsatz als »literarisch-soziale Institutionen«⁶⁸ bezeichnet. Der »historische Befund literarischer Gattungen« zeige, »daß ihre Geschichte einerseits entscheidend bestimmt wird durch *normbildende Werke (Prototypen)* und andererseits geprägt ist durch die wechselseitige *Komplementarität von Gattungserwartungen und Werkantworten*«.⁶⁹ Voßkamp möchte vor allem das »dynamische Moment der Gattungsgeschichte« als »Institutionalisierungs- und Entinstitutionalisierungsprozesse«⁷⁰ verstehen. Es geht ihm also darum zu beschreiben, in welcher Weise sich Gattungen, weil sie mit sich wandelnden Erwartungshorizonten und Kontexten verbunden sind, verändern, obwohl die Gattungs- bzw. Genrebezeichnung (zunächst) stabil bleibt. Nur weil diese Stabilität der Bezeichnungen hinzukommt, lässt sich der Prozess des »Auskristallisierens, Stabilisierens, und institutionellen Festwerdens von dominanten Strukturen«⁷¹ überhaupt beobachten. Freilich können sich in diesem Zusammenhang auch die Bezeichnungen ausdifferenzieren – ihre Stabilität ist insofern nur relativ.⁷²

⁶⁴ Die Metaphorik sagt es ebenfalls: ›Schritt für Schritt‹ ist, bei genauerer Beobachtung, gerade nicht ›kontinuierlich‹, weil wir Schritte unterscheiden.

⁶⁵ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 169.

⁶⁶ Gehlen: *Urmensch und Spätkultur*, 40.

⁶⁷ Vgl. Mieke Bal: *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*. Toronto 2002.

⁶⁸ Wilhelm Voßkamp: »Gattungen als literarisch-soziale Institutionen«. In: Walter Hinck (Hg.): *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Heidelberg 1977, 27-44.

⁶⁹ Ebd., 30.

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Ebd.

⁷² Eine einmal eingeführte Textsorten-Bezeichnung steht zur Verfügung und kann jederzeit wieder hervorgeholt werden, auch wenn sie zeitweise außer Gebrauch gekommen sein mag.

1.5 Ebenen des Institutionellen in der Ratgeberliteratur

Die Anwendbarkeit dieser Beschreibungsebene auf die Textsorte *Ratgeber* liegt auf der Hand. Wenn dieses unscharfe Segment hier als ein *experimentelles Genre* beschrieben wird, so deshalb, weil es in jener Zeitspanne beobachtet wird, in der es sich sowohl als Bezeichnung wie auch als Erwartungshorizont auskristallisiert, stabilisiert und dominante Strukturen ausbildet. Die Formierung des Ratgeber-Genres in seinen verschiedenen Spielarten unterscheidet sich aber wesentlich von der Ausbildung gewöhnlicher literarischer Genres bzw. Gattungen.

Schon bei den erwähnten *Fürstenspiegeln* handelte es sich um eine wohldefinierte *Textsorte*, die auch einen präzisen institutionellen Ort voraussetzte: Der Souverän hat dem Verfasser des Fürstenspiegels die Lizenz erteilt, ihn zu unterrichten. Etwas Entsprechendes gilt für die Tradition der christlichen Erbauungsliteratur, der Exempla-Literatur, der Not- und Hilfsbüchlein usw. Auch in diesen Schriften, die sich nicht an den Herrscher, sondern an das Volk richten, wird – wie man in einer schematisierenden Gegenüberstellung sagen kann – autoritativ im Namen einer Institution gesprochen, die ihre Aufgabe darin sieht, ihre Adressaten zu unterweisen (und nicht bloß zu beraten). Gleichwohl handelt es sich in beiden Fällen *formal* um Ratschläge, da weder der Souverän noch das unterwiesene Volk verpflichtet werden kann, den Belehrungen und Unterweisungen zu folgen.

Auf der anderen Seite haben wir gesehen, dass – in einem unspezifischen, gewissermaßen diffusen Sinne – auch ganz andere (literarische) Textsorten ratgebende Funktion übernehmen können, die nicht unmittelbar oder nicht *expressis verbis* dafür vorgesehen sind. Das gilt insbesondere für die autobiographischen Schriften, auf die sich die *Self-Help*-Literatur im 19. Jahrhundert berufen hat (vgl. 2.1, S. 62). Das Lernen am Beispiel, zu dem solche Schriften anleiten mögen, setzt die *Institution* eines Ratgeber-Genres gerade *nicht* voraus. Die Textsorte *Ratgeber* wird jedoch die Subjektposition institutionalisieren, die in diesem Verhältnis angelegt ist. Was die Ratgeberliteratur von anderen Gattungen (bzw. Genres) als ›literarisch-sozialen Institutionen‹ unterscheidet, ist daher, dass sich die Institutionalisierung nicht einfach (als Folge der Ausbildung von ›Gattungserwartungen‹ und ›Werkantworten‹) ereignet, sondern eine spezifische Institutionalität gewissermaßen durch ein *re-entry* hervorgebracht wird. Es entsteht eine Textsorte mit einer besonderen Adressierungsstruktur, die es einem Rat gebenden Subjekt ermöglicht, jemanden als Empfänger eines Rats anzusprechen, was dann innerhalb eines Spektrums von sich etablierenden Genre-Erwartungen auf verschiedene Weise geschehen kann.

Die von Albrecht Koschorke im Anschluss an Arnold Gehlen festgehaltene Analogie von *Begriffen* und Institutionen lässt sich aber nicht nur auf das Genre Ratgeberliteratur im Allgemeinen beziehen, sondern auch auf den spezifizierenden Begriff *Erfolg*. Das Feld der Ratgeberschriften ist nicht nur heterogen, sondern natürlich auch unscharf an seinen Rändern. Unscharf ist die Grenze zu wissenschaftlichen Publikationen; unscharf die Grenze zu den unterschiedlichen Texten zum Zwecke konkreter Anleitungen; unscharf die Grenze zu autobiographischen Texten – unzweifelhaft ist jedoch, dass die vielen Texte, die ihren Lesern *Erfolg* verheißen, den Kern dieser Textsorte ausmachen: Ratgeber sind zunächst einmal *Erfolgsratgeber*. Die Singularisierung des Begriffs *Erfolg*

ist ein Indikator dafür, dass dieser Begriff zu einer Institution wird, auf die man sich jederzeit beziehen kann.

Dass es nicht mehr um Erfolge in diesem oder jenem Metier oder bei der Beseitigung einer konkreten Schwierigkeit geht, sondern um den Erfolg als solchen, ergibt sich aus dem Dispositiv der Selbsthilfe. Wer sich die Biographie eines großen Manns zum Beispiel nimmt, muss von den spezifischen Gegebenheiten des Erfolgs, in denen dieser Mann tätig war, abstrahieren, um Anwendungsmöglichkeiten für die eigene Sphäre, das eigene Tätigkeitsfeld daraus abzuleiten. Vor allem aber ermöglicht bzw. erzwingt die singularische Rede vom Erfolg den zentralen Kurzschluss, demzufolge der Erfolg im Leben schlechthin – in welcher Weise auch immer – mit der erfolgreichen Umsetzung der Erfolgsratschläge zusammenfällt. Dass unter der Kategorie des Erfolgs sehr Vieles versammelt werden kann, ist institutionentheoretisch gerade die Bedingung für ihren ›Erfolg‹. Der Begriff ist eine leere Hülle von gleichwohl großer Prägnanz – »auf keinen raumzeitlich bestimmten Individualgehalt bezogen, [...] und eben damit auf jeden beziehbar«⁷³. Nur deshalb können die Ratgeber jedermann Erfolg in Aussicht stellen, jedem auf seinem Gebiet, in seiner Sphäre. Die im Begriff implizierte Konkurrenzsituation um das knappe Gut Erfolg, die zumindest in der amerikanischen Variante des *self-made man* mitschwingt, wird auf diese Weise abgefedert. Es ist gerade diese Unbestimmtheit des Begriffs, die ihn zu einer unhintergehbaren Referenz werden lässt: Ratschläge in Erfolgsratgebern ergehen letztlich *im Namen* des Erfolgs. Im Namen des Erfolgs werden daher auch die Regeln aufgestellt, die der Erfolgsratgeber zu institutionalisieren trachtet.

Die in den Ratgebern aufgestellten Regeln haben nun allerdings das Ziel der *Selbstermächtigung* des Adressaten als Voraussetzung und Garant für den Erfolg im Leben. Weil Ratgeber zur Selbsthilfe anleiten, muss sich der Betreffende die Regeln auch selbst geben und selbst über ihre Einhaltung wachen. Er muss sich also selbst institutionalisieren. Die Institutionen können das nicht an seiner statt tun. Daher trauen die Ratgeber den Institutionen – und damit sind immer Institutionen von Rechts wegen gemeint – auch nicht viel zu. In dem Buch *Selbsthilfe durch Selbstbesinnung. Von der Macht des Charakters und von Männern, die man nicht kaufen kann. Ein Handbüchlein der Lebenskunst* von S. Smiles schreibt K.O. Schmidt – seit Ende der 1920er Jahre die zentrale publizistische Figur der Neugeist-Bewegung (vgl. 5.3):

Zu allen Zeiten waren die Menschen geneigt zu glauben, daß ihr Glück und Wohlbeinden durch *Institutionen* viel gesicherter sei als durch ihr eigenes Verhalten und Wirken, und daher röhrt es auch, daß der Wert der Gesetzgebung als Antreiber menschlichen Fortschritts in der Regel stark überschätzt wird. Aber kein Gesetz, wie kräftig es auch sein mag, kann einen Faulen fleißig, den Sorglosen vorsichtig oder den Trunkenbold nüchtern machen. Solche Verbesserungen können nur durch persönliche Tätigkeit, Selbstbesinnung und Selbstüberwindung bewirkt werden. (4)

Aus der Doktrin der Selbsthilfe folgt eine solche Ablehnung ›der Institutionen‹ unmittelbar. Die Textsorte Ratgeber institutionalisiert sich als ein Genre, das, im Namen des

⁷³ Gehlen: *Urmensch und Spätkultur*, 40.

Erfolgs, dazu anhält, nicht auf ›die Institutionen‹ zu bauen. Deswegen ist von ›den Institutionen‹ auch nur selten die Rede. Aber da der Mensch nur durch Institutionen gehalten wird und existieren kann, heißt das nur, dass die institutionelle Dimension – aber eben nicht unter diesem *Namen* – in der Ratgeberkommunikation bearbeitet wird.

Die Selbstüberwindung impliziert die Lizenz zur *Selbstermächtigung* jenseits der überkommenen Institutionen, wie es in den Ratgebern immer wieder beschworen wird. In Fettdruck und mit Unterstreichung formuliert Reinhold Gerling in *Tatmensch* (1921): **»Auf neuerbaute Throne steigen die Männer der Arbeit, die Tatmenschen eigner Kraft und Tüchtigkeit, die rastlos Schaffenden!«** Und er fügt hinzu: **»Auch Sie sind ein Fürst im Reiche, daß Sie sich schaffen, auch Sie ein Herrscher im selbstgeformten Kreise.«** (20) Die Selbstermächtigung kann nicht Folge eines einfachen, offensichtlich paradoxen Befehls sein, sondern wird als das Ende eines Prozesses – der »harten Straße des Erfolgs« (8), wie Gerling sagt – in Aussicht gestellt, zu dem die Selbsthilfeschrift anleitet. Durch diese schlichte Temporalisierung tritt ein eigentümliches Spannungsverhältnis zwischen dem Verfasser der Selbsthilfeschrift einerseits und dem Adressaten andererseits an die Stelle der Paradoxie. Der Verfasser des Ratgebers kann nicht an die Stelle ›der Institutionen‹ treten, muss aber das Subjekt gleichwohl dazu anleiten, sein Leben selbst einzurichten. Ist damit die institutionelle Dimension *im Leben* der (impliziten) Leser*innen eines Ratgebers angesprochen, so spielt die institutionelle Dimension andererseits auf der Ebene der Ratgeberkommunikation selbst. Denn damit die Einrichtung des Lebens gelingt, müssen Leser*innen dem Ratgeber folgen, und um ihm zu folgen, muss eine Beziehung zwischen ihnen eingerichtet, also institutionalisiert werden. Auf der einen Seite wird ein instabiles Subjekt adressiert, dem es noch nicht gelungen ist, sein Leben einzurichten, auf der anderen Seite ist die Beziehung zwischen dem Ratgeber und seinem Adressaten instabil, da die Annahme des Ratgeber-Angebots vorläufig ist und jederzeit aufgekündigt werden kann (und tatsächlich zunächst und zumeist aufgekündigt wird). Auf die Indikatoren dieser *grundlegenden Instabilität* (wenn man so sagen darf) hat sich die Analyse der institutionellen Dimension vor allem zu richten.

1.5.1 Stabilisierung im Ratgeberdiskurs

Beginnen wir mit der Instabilität der Beziehung zwischen dem (impliziten) Verfasser des Ratgebers und dem (impliziten) Adressaten.⁷⁴ Der Ratgeber muss den Adressaten dafür gewinnen, ihm einen Vertrauensvorschuss – also *Kredit* – zu geben. Zwischen dem Ratgeber und dem Adressaten soll eine »Kooperation« zustande kommen, was ganz allgemein der »für die Institutionenbildung entscheidende Mechanismus«⁷⁵ ist. Kooperation wird zunächst hergestellt, indem sie *unterstellt* wird. Oder genauer: Es gibt bereits ein erstes Anzeichen dafür, dass sie unterstellt werden darf, nämlich den Kauf oder zumindest das Aufschlagen des Ratgebers. Die *Paratexte* zu Beginn – die Vorreden,

⁷⁴ Implizit deshalb, weil es sich selbstredend um die Verhältnisse handelt, wie sie sich aus dem Text erschließen lassen.

⁷⁵ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 302.

Geleitworte, Einführungen – sind der bevorzugte Ort der Versuche, eine Beziehung einzurichten. Hierfür gibt es eine ganze Reihe von Verfahren.

Fritz Theodor Gallert beispielsweise leitet in *Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann* (1919) die Kontaktaufnahme und Kooperationsbereitschaft des Lesers eingangs aus dessen Kaufentscheidung selbst ab und gibt seinerseits einen als positive Verstärkung gemeinten Vertrauensvorschuss (vgl. 3.1, S. 115). Die erste Überschrift lautet nämlich: »Sie haben bereits bewiesen, daß sie intelligent, optimistisch und vorwärtsstrebend sind!« Denn – wie dann im ersten Abschnitt näher ausgeführt wird – nur »intelligente Menschen verschaffen sich Aufklärung, besonders über das Thema ›Erfolg‹; nur ein »Optimist« wagt, weil er »etwas Nützliches zu finden« hofft, den »kleinen Betrag«, den dieses Buch kostet (3); und das optimistische Verlangen nach einer Erfolgsmethode »beweist selbstverständlich auch, daß Sie vorwärtsstrebend sind« (5).

Während der Vertrauensvorschuss hier gewissermaßen aus dem Nichts erzeugt wird, steht am anderen Ende der Skala die Berufung auf einen Namen und das Vorzeigen einer Struktur. So verhält es sich beispielsweise in *Tatmensch* (1921) von Reinhold Gerling (vgl. 5.1, S. 232). Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis gliedert das Buch zunächst in acht, mit zahlreichen Unterabschnitten versehene Hauptkapitel: »Jedermann ein Herrscher«, »Los vom Althergebrachten«, »Des Tatmenschen Werden«, »Der rechte Beruf«, »Kraftvolle Lebensgrundsätze«, »Kunstgriffe des Erfolgreichen«, »Die Kunst des Geldverdienens«, »Die Bemeisterung des Schicksals«. Es ist keineswegs unerheblich, ob ein solches Inhaltverzeichnis am Anfang steht oder am Schluss (oder ob es gar völlig fehlt wie bei Gallert). Bereits die äußersten Merkmale, mit denen dieses Buch dem Leser entgegentritt, verheißen Ordnung und Systematik. Dieses Inhaltsverzeichnis verspricht, das ganze Feld des Erfolgs in seinen vielfältigen Aspekten abzudecken. Flankierend kann sich der Verfasser im »Geleitwort« als ein Erfolgsautor präsentieren, der dieses Buch als Teil einer umfassenden konzertierten Aktion expliziert:

Das vorliegende Werk ist zwar eine selbständige, in sich abgeschlossene Arbeit, bildet dessenungeachtet jedoch gleichsam die Fortsetzung der »Kunst der geistigen Konzentration«. Dort lehre ich die Entwicklung des Willens und der Gedächtniskraft, hier will ich ihre zweckmäßige Anwendung zeigen, die mit Sicherheit zu irgendeiner nutzbringenden Tat, zu einem Erfolge führt. (7)

Zwar gilt für jeden Ratgeber, dass er eine Beziehung zum Adressaten aufbauen muss, um einen Vertrauensvorschuss zu erhalten, aber die Art dieser Beziehung muss nicht immer gleich sein. Es kommt immer darauf an, wie der Ratgeber sich in erster Linie positioniert (als Autorität, als Führer, als Unterstützer, als Experte, als Trainer), worauf er sich beruft (auf die Erfahrung, auf die Wissenschaft, auf die Tradition), und vor allem in welche Subjektposition er den Adressaten bringt. Wenn Heinrich Ernst Schwartz seinen Ratgeber im Untertitel »Ein Buch für strebsame Leute« nennt, so setzt er die Zielgerichtetetheit seiner Leser in anderer Weise voraus als Fritz Theodor Gallert, der sie erst aus dem Erwerb seines Buchs schließen will. Folgerichtig spricht Schwartz, der im Gegensatz zu Gallert aus seiner eigenen Biographie berichtet, seine Leser nie direkt an und unterstellt, dass diese im Prinzip bereits auf dem richtigen Weg sind und

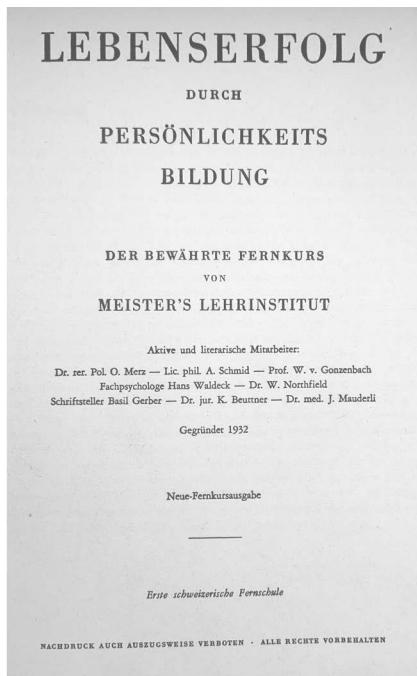
sein »Büchlein« daher nur ein »bescheidener Berater« (5) sein könne. Eine ganz andere als diese gewissermaßen »kühle« Beziehungsdefinition liegt hingegen zugrunde, wenn der Adressat zunächst einmal als besonders beratungsbedürftig hingestellt wird. Die Folge ist dann eine »heiße« Beziehungsdefinition, wie sie sich etwa bei Hugo Schimelmann bereits im Titel – *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913) – ankündigt. Die Institutionalisierung der Beziehung gewinnt hier eine ganz andere Dringlichkeit:

Ihre Aufgabe ist es, brauchbare Gedanken anzuziehen und sich den schädlichen zu verschließen. Taten Sie dies bisher? – Nein – Sie ließen sich vielmehr von den Sie umgebenden und auf Sie einwirkenden Gedanken leiten, und da Gleches und Gleches sich anzieht, so war es selbstverständlich, daß deren Wucht derart anwuchs, daß es Ihnen schließlich unmöglich sein musste, sich ihrem Einflusse zu entziehen. Die Folgen können Sie sich nun leicht ausmalen. Sie gleichen einem Schifflein, welches steuerlos auf dem großen Weltenmeere hin- und hergetrieben wird. Sie fühlen sich Ihrer Umgebung nicht gewachsen, stehen machtlos den Sie beherrschenden Verhältnissen gegenüber. Ihre Willenskraft nimmt immer mehr ab, ohne daß Sie es ahnen. (4)

Der Leser wird gewissermaßen deskriptiv bzw. deklarativ in die Vorhölle der lauen Richtungslosigkeit gestoßen, um ihm dann das Mittel an die Hand zu geben, mit dem er sich emporarbeiten und den Erfolg erringen kann, dessen bisheriges Fehlen er eben dieser Richtungslosigkeit zuzuschreiben hat. Wer überhaupt nur aus Neugierde 50 Pfennige für diese Broschüre ausgegeben hat, hat schon bewiesen, dass die für ihn in Aussicht gestellte Mobilisierung nötig und möglich ist. Der Begutachtung empirischer Lebensumstände bedarf es dazu nicht, auch wenn sich das Problem in unserer »Zeit der Nervosität« und der »Ueberreizung der Sinne« (8) verschärft hat.

Der Erzielung eines Vertrauenvorschusses dienen neben Beziehungsangeboten auch andere paratextuelle Informationen und Deklarationen. Die institutionelle Ebene ist immer dort wirksam, wo etwas *deklariert* wird – wo (im Sinne Searles) gesagt wird, dass etwas *als* etwas gilt (*gelten soll*). Neben den Mitteilungen des Verfassers in eigener Sache gehören dazu: Akademische Titel als Zusätze zum Verfassernamen, die Zugehörigkeit zur Buchreihe eines bestimmten Verlags, der Hinweis auf die soundsovielte Auflage usw. Der Kredit soll insoweit durch eine Form von Werbung gegeben werden, die sich aber nicht als solche aufdrängen darf. Wenn ein gewisser Max Ferling sein Heft *Der Weg zum Erfolg. Die Kunst im Leben vorwärts zu kommen* (1920), erschienen in »Ferlings Buchverlag« als Nr. 14 der Reihe »Ferlings Kleine Volksbücher«, auf dem Umschlag mit der Banderole versieht »Dieses Buch muß Jeder besitzen!«, dann ist dies eine kontraproduktive Reklame, weil sie – beim Preis von allerdings nur 25 Pfennigen – auf bloßen Verkaufsanreiz setzt statt auf längerfristige vertrauensbildende Maßnahmen. Der umgekehrte Fall tritt ein, wenn die paratextuellen Informationen bemüht sind, ein Maximum an Seriosität zu vermitteln. Ein extremes Beispiel hierfür ist die Titelei von Martin Meisters Fernkurs *Lebenserfolg durch Persönlichkeitsbildung* (1932) in insgesamt sechs Bänden. Auf dem Umschlag wird zunächst ein »Institut für praktische Psychologie« als herausgebendes Organ genannt, auf dem Titelblatt ist – siehe Abbildung – von »Meister's Lehrinstitut« die Rede, zugleich wird auch das Label

Abbildung 7: Institut für praktische Psychologie Martin Meister (Hg.): Lebenserfolg durch Persönlichkeitsbildung. Erster Bildungsunterricht: Durch Selbsterkenntnis. Richtiges Denken – Kluges Handeln. Selbstverlag o.J. (gegründet 1932), Titelseite.



»Erste schweizerische Fernschule« ins Spiel gebracht. Welche Rolle Martin Meister selbst spielt, bleibt eigentlich unklar, weil ein ganzer Stab von Mitarbeitern genannt wird – zumal auf den folgenden Seiten zunächst ein kurzes »Vorwort« von einem »Lic. phil. August Schmid. Licentiat der Universität Genf« folgt und dann eine ebenso kurze »Einführung« von einem »Dr. rer. pol. O. Merz« mit faksimilierter Unterschrift.

Aus einer institutionentheoretischen Perspektive ist leicht zu benennen, was hier geschehen ist: Der Ratgeber ist schlicht und ergreifend selbst zu einer Institution geworden. Das etwaige Vertrauen der Leser*innen soll hier nicht mehr einem Verfasser entgegengebracht, sondern durch ein *institutionelles Gepräge* erzeugt werden. Das führt nicht nur vor Augen, dass der Ratgeber immer schon in eine institutionelle Dimension involviert ist, sondern auch, dass es ihn als solchen nur dadurch gibt, dass er sich als Person von einer Institution unterscheidet. Denn hier gibt es keine *Stimme* des Verfassers mehr, kein Charisma, keinen Rekurs auf Erfahrungen – keine *Beziehung*. Und vor allem entfällt auch automatisch die Bedingung, dass derjenige *erfolgreich* sein muss, der hier spricht. Hier kann der Adressat zwar – und das geschieht unablässig – angeprochen werden, aber hier kann niemand mehr »ich« sagen, niemand mehr einen *Rat geben*. Nicht umsonst handelt es sich um einen *Fernkurs*.

Die Beziehung des Lesers zum Verfasser eines Ratgebers ist natürlich ebenso imaginär wie dessen Stimme im Buch. *Defacto* geht es nicht darum, eine Beziehung zum Verfasser zu institutionalisieren, sondern eine Beziehung zum *Buch*. Der Verfasser spricht nur aus, wie diese Beziehung beschaffen sein soll, wie also das Buch verwendet, wie es gelesen werden soll. In Martin Meisters Fernkurs (in dem ja keine Verfasserstimme zu hören ist) obliegt es der »Einführung« mit faksimilierter Unterschrift, die Gebrauchsanweisung in aller Schärfe auszusprechen:

Die Richtlinien, wie man das Studium möglichst erfolgreich durcharbeitet, sollen Ihnen hier gegeben werden.

Vorliegenden Lehrgang der »Persönlichkeitsbildung« können Sie nicht lesen wie ein Buch, nicht flüchtig aufnehmen wie eine interessante Geschichte, denn hier wird von Ihnen eine systematische, rationelle Durcharbeitung verlangt. (7)

Am einen Ende der Skala hört der Ratgeber eben auf, ein Buch zu sein, und wird zum *Kurs*. Aber jeder Ratgeber ist ein Buch, das man nicht einfach liest »wie eine interessante Geschichte«. Die Beziehung zum Buch kann sich nicht in einer einmaligen Lektüre erschöpfen; wenn das Buch kein *Begleiter* ist – oder gar eine »Waffe im Lebenskampfe«, wie es Emil Peters' *Arbeit, Kraft und Erfolg* (ca. 1920, 11; vgl. 4.3, S. 224) sein will –, kann es kein Ratgeber sein. Es ist ein Spezifikum der Textsorte Ratgeber, dass man es sowohl von vorne bis hinten lesen kann als auch wiederholt konsultieren soll. Das ist immer impliziert und wird verschiedentlich auch zum Ausdruck gebracht; z.B. ausgesprochen herrisch in *12 Tips zum Erfolg* (1924) von Herbert Casson:

Dieses Buch ist wie ein scharf geschliffenes Werkzeug. Es ist nicht für Kinder und Schwächlinge bestimmt. Es kann nicht mit einem flüchtigen Blick oder oberflächlichen Durchblättern erledigt werden. Es muß als Ganzes erfaßt und sorgfältig studiert werden. (7)

Oder eher unbeholfen beteuern wie bei Hugo Schimmelmann:

Mangelt es Ihnen an Konsequenz, so lesen Sie immer und immer wieder dieses doch nur kleine Schriftchen durch; das gibt stets wieder neue Hoffnung und diese wieder neuen Mut und neue Kraft zur Ausführung der Übungen. (25)

Der Eindruck der Unbeholfenheit ergibt sich hier daraus, dass die Vorstellung erweckt wird, das Erfordernis zur Wiederholung der Lektüre sei in einem Defizit des Lesenden begründet, weil es ihm an Konsequenz mangelt. Das ist natürlich sachlich richtig: Der Leser eines Ratgebers ist nahezu dadurch *definiert*, dass es ihm an der nötigen Konsequenz mangelt. Bei wohl kaum einer anderen Textsorte ist die Kluft zwischen dem implizierten Leser (dem Modell-Leser) und dem empirischen Leser so groß. Und zwar gilt dies umso mehr, je weiter sich der Ratgeber einem Kursus annähert, der eine Stufenleiter, eine Abfolge von Übungen vorsieht (wie es bei Schimmelmann der Fall ist). Dann kann der Ratgeber logisch gesehen erst endgültig zugeklappt werden, wenn die letzte Übung nicht nur erfolgreich beherrscht wird, sondern auch zum Erfolg geführt hat. Aber auch für die anderen Ratgeber gilt: Das wiederholte Konsultieren ist der in-

tendierte Modus der Lektüre. Der Ratgeber ist ein Medium des *Zuspruchs*⁷⁶; und wer könnte von sich sagen, dass er des Zuspruchs nicht mehr bedürfte?

Es wurde bereits festgestellt, dass die Wiederholung ein wesentliches Merkmal des Ratgeber-Genres ist. Die zu wiederholende Lektüre ist nur ein Aspekt davon. Auch die Ratgeber selbst wiederholen, und zwar zum einen sich selbst innerhalb des Buchs, da die Zahl der formulierbaren Grundsätze sehr beschränkt ist. Und zum anderen wiederholen sie – aus dem gleichen Grund –, was andere Ratgeber und andere große Männer bereits gesagt haben. Auch dies ist ein wichtiger Bestandteil der institutionellen Dimension. Unter anderem kann sich der einzelne Ratgeber zu diesem Umstand verschieden verhalten. Die meisten Ratgeber behaupten nicht, dass es *neu* ist, was sie lehren. Reinhold Gerling z.B. empfiehlt in *Tatmensch*: »Lesen Sie die erprobten Ratschläge, sie sind nicht neu, aber zweckmäßig.« (10) Und Heinrich Ernst Schwartz erklärt in *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute* (1906) unumwunden:

Ich bin mir bewußt, auf den folgenden Seiten keine prophetischen Offenbarungen zu bieten, was ja auch gar nicht meine Absicht war. Manches haben schon andere vor mir und wahrscheinlich besser gesagt. Manches sind auch alte, banale Wahrheiten, aber ich glaube, daß man auch die allerprimitivsten Sachen den Leuten solange immer wieder ins Gedächtnis rufen muß, bis sie sich nach ihnen richten und darnach leben. (24f.)

Dass die Ratgeber (im Wesentlichen) wiederholen, was schon andere gesagt haben, stellt ihre Existenzberechtigung keineswegs infrage, sondern stützt sie. Die anderen, die beinahe schon dasselbe gesagt, die fast die gleichen Maximen formuliert haben, sind Gewährsleute. Und was sie gesagt haben, *muss* ja immer wieder gesagt werden. Das Neue besteht vor allem darin, aus der Vielzahl der bereits zirkulierenden Weisheiten das Richtige auszuwählen, es an die heutigen Verhältnisse anzupassen und vor allem: es auf eine stringente Weise zu verknüpfen, praktikable Übungen und Lektionen daraus abzuleiten, einem System einzuverleiben usw. – kurz: einen Ratgeber daraus zu machen, der einen *Weg des Erfolgs* verspricht.

Natürlich gibt es auch Ratgeber, in denen die Behauptung, auf einer neuen Erkenntnis oder zumindest einer bedeutsamen Weiterentwicklung des bisherigen Wissens zu beruhen, einen großen Stellenwert einnimmt. Insbesondere bei den Ratgebern aus dem Umkreis der *Neugeist*-Bewegung ist dies der Fall (vgl. 5.3). Die Lehre von der *Autosuggestion* ist ein zentrales Element der modernen Ratgeberkultur. Freilich ist die Erkenntnis von der wunderbaren Kraft der Gedanken nach 1900 auch keine Neuigkeit mehr, sondern zirkuliert lediglich als *Neuheit* in verschiedenen Varianten in den zahllosen Schriften der Bewegung, wobei im spiritistisch-esoterischen Flügel das Okkulte daran die Oberhand gewinnt; Max Wardall etwa behauptet in seiner Schrift *Gedanken-Radio. Der Mensch als Gedanken-Sender und -Empfänger. Ein praktischer Weg zu Glück, Harmonie und Meisterung des Lebens* (1927), dass jeder Mensch eine »*Gedanken-Kraftstation*« sei, dass er

76 Rudolf Helmstetter: »Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf. Experten für erfolgreiches Leben im falschen«. In: *Merkur. (Sonderheft: Macht und Ohnmacht der Experten)* 9/10 (2012), 957-970, hier 961.

»in sich ein Instrument für die Übermittelung und den Empfang drahtloser Nachrichten« trage (7). So etwas bedarf einer anderen Form der Beglaubigung, weshalb Wardall im Anschluss zu einer längeren pseudowissenschaftlichen Erklärung ansetzt (in der indes wiederum altes fernöstliches Gedankengut eine entscheidende Rolle spielt).

Hinsichtlich der Frage nach der institutionellen Dimension ist nicht entscheidend, dass Ratgeber eine Tendenz haben, das Erfahrungswissen, die Weisheiten der Menschheit sowie die wissenschaftlichen Erkenntnisse oder das esoterische Wissen, auf die sie sich berufen, gewissermaßen systematisch zu überziehen, um ein Programm oder ein Versprechen daraus zu machen, sondern dass sie sich überhaupt auf etwas *berufen* müssen. Der Ratgeberdiskurs wiederholt nur ein Wissen, das er nicht hervorgebracht hat. Ist das nicht trivial? In gewisser Weise schon, aber es charakterisiert eben einen Diskurs, der nicht der Diskurs eines *Meisters* ist (in dem zwar auch gesagt wird, was zu tun ist, in dem aber keine *Begründung* gegeben wird). Nicht nur, weil der Adressat des Ratgebers das Band zwischen ihm und dem Ratgeber jederzeit zerschneiden kann, ist die institutionelle Dimension im Ratgeberdiskurs von Instabilität gekennzeichnet, sondern auch, weil der Ratgeber *nicht* in der Position eines Meisters ist, weil er *begründen* muss. Diese Begründungen bedienen sich weitgehend der Narrationen und Narrative. »Je stärker die institutionelle Struktur«, erklärt Albrecht Koschorke zum Verhältnis von Institutionalität und Erzählen, »desto geringer der Bedarf an zusätzlichen Klärungen und *ad-hoc*-Aushandlungen aller Art, die sich erzählerischer Formen bedienen«⁷⁷. Insfern deutet der Raum, den das Narrative in den Ratgebern einnimmt, auf die Schwäche des Institutionellen; denn dieser Raum wird benötigt, um das Institutionelle zu stärken.

1.5.2 vitam instituere

Dem Subjekt, das von den Erfolgsratgebern adressiert wird, ist der Lebenserfolg noch nicht (zumindest noch nicht so ganz) zuteilgeworden. Die Voraussetzung der Ratgeber ist, dass dies deshalb so ist, weil das Subjekt sein Leben noch nicht genügend auf den Erfolg ausgerichtet hat. Um es auf den Erfolg auszurichten, muss es sein Leben *einrichten*. In den Erfolgsratgebern ist das *vitam instituere* nicht die Sache der Institutionen, sondern den Subjekten *selbst* aufgetragen (das Lexem »selbst« ist – in seinen verschiedenen Verbindungen – wohl der häufigste Signifikant in diesen Schriften). Die Aufgabe der Ratgeber ist es, sie dabei zu unterstützen.

Diese Unterstützung besteht in erster Linie in der Einrichtung von Gewohnheiten. Das Leben einrichten heißt Gewohnheiten einrichten, heißt: Abläufe institutionalisieren. »Zur technischen Meisterung Deines Seeleninstrumentes«, schreibt Kurt Rado (alias Reinhold Gerling) in seiner Broschüre *24 Stunden richtig leben* (1921), »gehört vor allem auch die Aneignung guter Gewohnheiten durch Gewohnheitsübungen. Gewohnheiten sind die Elemente Deines Seeleninstrumentes, sie geben ihm das Gerüst, die Raum-einteilung« (20). Gewohnheiten sind aber nicht nur das, was eingerichtet werden soll, damit das Subjekt ein Gerüst, einen Halt hat; Gewohnheiten sind auch immer schon da, sie sind zugleich die Wurzel allen Übels. Im zweiten Fall werden sie auch häufig

77 Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 312.

(schlechte) Angewohnheiten genannt, die sich eingeschlichen und eingeschliffen haben, ohne dass man seinen Willen darauf gerichtet hätte (vom schädlichen Rauchen bis zur schlimmen Angewohnheit, gute Vorsätze schnell zu fassen und alsbald wieder einschlafen zu lassen). In jedem Fall aber sind Gewohnheiten etwas, was immer schon da ist und das Subjekt konstituiert hat; der Ratgeber muss daher seine Aufgabe darin sehen, in Bezug auf diese Gewohnheiten ein Selbstverhältnis einzurichten. Man kann mit Martin Meisters Fernkurs *Lebenserfolg durch Persönlichkeitsbildung* (1932) also ganz einfach sagen:

Charakter muss für Sie ein unumstößlicher Leitsatz sein. All Ihre Gewohnheiten nun zusammengefasst bilden den Charakter. Achten Sie folglich auf Ihre Gewohnheiten, unterscheiden Sie die guten von den schlechten, rotten Sie aus, was für den Aufstieg hemmend, und veredeln Sie, was für ihn fördernd ist. (Band I, 35)

Die Frage freilich, mit der sich die Ratgeber zu beschäftigen haben, ist: Wie macht man das? Wie gelingt Selbsterziehung? Und genauer: Wie gewöhnt man sich an die Selbsterziehung? Wie wird man sein eigener Gesetzgeber? Als erste Voraussetzung firmiert hier meist der *Wille* des Gesetzgebers. Wer Erfolg haben will, muss wollen können. Kaum ein Ratgeber wird müde, dies zu betonen.⁷⁸ Nur wer einen starken Willen hat, wird Erfolg haben. Man kann sich aber nicht befehlen, einen starken Willen zu haben. Waldemar Domroeses Buch *Der Wille zur Persönlichkeit* (1924), in dem sich »Theorie und Praxis kameradschaftlich die Hand« (VII) reichen wollen, spitzt das auf der Hand liegende Problem in dem Kapitel »Der Wille zum Wollen« (26-39) mit den Worten zu: »Können wir wollen, wenn wir willensschnarch sind? Dann müssten wir uns förmlich wie ein Münchhausen am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe ziehen können!« (26) Domroese betont: »Jeder Vorsatz, jeder Entschluß, der nicht in die Tat ausmündet, ist nur ein verkümmertes Wollen und hat die Bedeutung eines Wunsches. Es gibt keinen Willen ohne Handlung!« (30) Den starken Willen erkennt man also daran, dass er Taten folgen lässt, dass also die Legislative mit der Exekutive Hand in Hand geht (hinzukommt, dass die Judikative das Ergebnis unparteiisch zu beurteilen hat).

⁷⁸ Es gibt Ausnahmen: Gustav Großmann (1893-1973), Pionier der Selbst-Management-Methoden, geht in seinem erstmals 1927 erschienenen Lehrbuch *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge*, in dem er die (urheberrechtlich geschützte) »Großmann-Methode« lehrt, davon aus, dass – hier zitiert nach der vierten Auflage von 1929 – unser »Erfolg durch das Ziel bestimmt« wird, »das der Wille sich stellt« (65). Man müsse sich »große Ziele« setzen, »zu deren Durchführung man die Mittel besitzt, für die man begeistert ist«. Die »Bekämpfung übler Angewohnheiten und Leidenschaften als Willensübung« hingegen sei »wertlos« (281). Man könnte sagen, dass in Rationalisierungs-Ratgebern (die sich im Übrigen eben auch nicht an Jedermann richten – da es eben Menschen gibt, »die aufgrund ihres Charakters, ihrer Anlagen, weder die Fähigkeit des erfolgreichen Arbeitens erwerben noch erfolgreich sein können« (7)), die Selbst-Institutionalisierung unmittelbar von der *Strukturierung* (des Lebens) ausgehen soll. Freilich ist die Ausblendung der Frage nach dem Willen bis zu einem gewissen Grad nur ein notwendiger Taschenspielertrick, insofern der Begriff der »Selbsterziehung, also die Pflege wertvoller und edler Gewohnheiten« (481), durchaus Willensanstrengungen impliziert.

Das Modell der Gewaltenteilung ist hier insofern am Platz, als es nicht nur darum geht, sich selbst den Befehl zur Ausführung einer *einmaligen* Handlung zu geben, sondern darum, die institutionalisierte *Wiederholung* von Handlungen oder Unterlassungen zu bewerkstelligen. Die dazu erforderliche Stärkung des Willens kann Domroese zufolge dadurch erreicht werden, dass der Wille daran *gewöhnt* wird, wollen zu können. Dies geschieht, indem man zunächst *Neigungen* weiter ausbildet. Beispiel: »Angenommen, zu unserer angeborenen Willensdisposition gehört als einzige instinktive Willensrichtung musikalische Liebhaberei.« Dann müssen wir, um unser »Allgemeinwollen« zu stärken, zunächst die »unseren natürlichen Anlage entsprechende Willensrichtung« anregen, wobei »Selbstüberwindung« nicht nötig ist, »weil die Beschäftigung unserem Wesen entspricht«. Wir machen »aus dem Vergnügen eine Arbeit« und »dehnen die musikalischen Übungen täglich immer weiter aus«. Durch vernünftig gesetzte Ziele kann »die Arbeit infolge der angeborenen treibenden Faktoren zur Lebensarbeit werden«, weil mit der »Teilbetätigung des Willens [...] der Wille ein allgemeiner geworden« ist: »Die in einem Punkte gewonnene Ausdauer lässt sich jetzt leichter auch auf andere Gebiete« (33f.) ausdehnen. Im weiteren Verlauf könne man dann damit beginnen, die »Richtung des Willens« auch »gegen die eigenen Triebe, Neigungen und Gewohnheiten« (37) zu lenken.

Die entscheidende Operation zur Institutionalisierung des Willens ist also die *Übung*. Während es nicht möglich ist, das Wollen zu wollen, kann man ohne weiteres das Üben üben. In *Ich will! Durch Selbsterziehung zum Lebenserfolg. Eine praktische Willensschulung von Prof. Dr. Otto Gramzow* (1934) wird diese Institutionalisierung so erklärt:

Die Gewöhnung besteht in fortgesetzter Wiederholung des gleichen Tuns. Sie ist also Übung. Was man geübt hat, vollbringt man leichter, schneller und besser als das, was man zum ersten Male tut oder nur wenige Male getan hat. Durch die Übung werden die Nervenbahnen, bildlich gesprochen, so ausgeschliffen, daß sie Reize und Antriebe ohne größere Widerstände hindurchlassen. (12)

Und Oscar Schellbach stellt in *Mein Erfolgs-System* (1928) fest:

Jede Handlung, wie überhaupt jeder Vorgang im Körper, hat nach bestimmten Gesetzen das Bestreben, sich stets unter gleichen Bedingungen zu wiederholen und wiederholt sich gewohnheitsgemäß bestimmt, wenn er eine gewisse Zeitlang in gleicher Weise eingetreten ist. (47)

Beobachtungen dieser Art zum Wiederholungszwang veranlassten Freud in *Jenseits des Lustprinzips* (1920) dazu, einen Todestrieb zu postulieren. Bei Schellbach werden sie umwunden in den Dienst des Lebenserfolgs gestellt, weil sie dem Subjekt unter der Annahme, dass man *Herr* dieses Wiederholungzwangs werden kann, eine weitgehende *Plastizität* bescheinigen. Dieses Postulat ergibt sich daraus, dass das Üben eine (oder genauer: *die*) Kulturtechnik ist, welche die Erfahrung positiver Rückkopplung hervorbringt. Uve Jens Kruse behauptet in *Ich will! – Ich kann! Eine Schule des Willens und der*

Persönlichkeit (1925), »daß der Wille sich trainieren läßt wie ein Muskel« (7), dass das »Band zwischen Wollen und Tat« durch Übungen so fest werden kann »wie beim Soldaten das Band zwischen Führerbefehl und Gehorsam«: »Die gleiche Festigkeit soll durch Gewohnung in Ihnen werden, nur daß Sie beides zugleich sind, Soldat, aber auch der Führer.« (41)⁷⁹

Das Phantasma der Selbstformung scheint dabei zweierlei zu implizieren. Zum einen rückt das, was geformt werden soll, automatisch in die Position des Körperlichen (es geht um »Nervenbahnen«, der »Muskel« wird als Analogie bemüht). Zum anderen wird gewissermaßen ein Bereich außerhalb des ›eigentlichen Lebens‹ eingerichtet – eben jener Bereich, in dem geübt und trainiert werden kann. Beides gehört zusammen: Die sportlichen Wettkämpfe stellen seit der Antike diejenige körperliche Aktivität dar, auf die man sich außerhalb der Wettkämpfe durch eine besondere Lebensweise, zu der insbesondere das Üben bzw. das Trainieren gehört, vorbereiten muss. Das Trainieren ist noch nicht das wirkliche Handeln, sondern dessen Probelauf. Es verwundert nicht, dass auch das *Trainieren im Sport* (so die deutsche Version eines einflussreichen Buchs von Henry Hoole von 1899) in dieser Zeit systematisiert wird.

Für die Frage nach dem *vitam instituere* und für den Status der institutionellen Dimension ist die Unterscheidung zwischen dem ›eigentlichen Leben‹ und der gleichsam vorgelagerten Sphäre des Übens von großer Bedeutung. Die Sphäre des Übens ist zwar selbst eine Institution, ein abgetrennter Bereich, aber er ist natürlich zugleich Bestandteil des Lebens. Während sich der Sportler – aber auch, um ein anderes paradigmatisches Feld des Übens hinzuzufügen, der Musiker – mit seinen Übungen auf etwas vorbereitet, was klar definiert ist (der Wettkampf, das Konzert), haben die Übungen, zu denen die Ratgeber auffordern, keinen eindeutigen Status und begründen daher ein spezifisches Selbstverhältnis des Subjekts, das sich in seinen Übungen sowohl innerhalb wie außerhalb des Lebens befindet – an einem Ort, an dem es sich in seiner eigenen Institutionalisiertheit beobachten kann. Denn beim Üben ist das Subjekt stets mit sich allein, und die Übungen werden insbesondere anberaumt, bevor es seinen Tag beginnt und nachdem es ihn beendet hat (vgl. 4.1, S. 197).

In seinem kleinen Führer *24 Stunden richtig leben* (1921) etwa möchte Kurt Rado seine Leser darauf verpflichten, vor dem Aufstehen drei Atemübungen durchzuführen, um dann als vierte Übung folgendes Gebaren an den Tag zu legen: »Spanne die ganze Körpermuskulatur intensiv an, indem Du beide Fäuste schließest, Arm- und Beinmuskulatur intensiv anspannst, die Zähne aufeinanderbeißt und dir im Geiste die Worte vorstellst: ›Ich will!‹ Danach verlasse mit einem Ruck das Bett und beginne die fünfte Übung.« (6f.) In Hugo Schimmelmanns Broschüre *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913) soll der Leser vor dem Einschlafen – nach einer Phase des »Nichtdenkens« (das freilich ebenfalls geübt werden muss) – einen programmatischen Satz (zum Beispiel: »Ich bin Herr aller meiner Gedanken und Handlungen; ich beherrsche mich vollkommen« (22)) vornehmen und fünf Minuten für sich wiederholen und durchdenken: »Auf diese Weise wird der Geist handeln, während Sie schlafen und der

79 Gustav Großmann hingegen erklärt in *Sich selbst rationalisieren*, »dass alle Bestrebungen töricht und unsinnig sind, die darauf zielen, den Willen etwa wie einen Muskel durch bestimmte Uebungen ausbilden, stärken und trainieren zu wollen« (61).

aufgenommene Gedanke wird, wenn Sie die Sache richtig ausführen, mit der Zeit immer mehr in Wirksamkeit treten.« (22) In beiden Fällen – und das ist typisch für die Übungen in Ratgebern – ist die Übung mehr als nur eine Vorbereitung für den Ernstfall, vielmehr soll sie im ersten Fall auf den Tagesablauf und im zweiten Fall auf den Nachtschlaf ausstrahlen und wirksam werden. Das Verhältnis des Subjekts zur Übung ist daher zweideutig und nicht bloß technisch.

Am einen Ende dieser Zweideutigkeit stehen sozusagen die Übungen, die im Rahmen der Autosuggestion empfohlen werden. Deren Kennzeichen ist unter anderem, dass sie erfolglos ausgeführt werden und ohne Erfolg bleiben können. In Philipp Mühs *Coué in der Westentasche! Durch Konzentration (Kraftdenken) und dynamische Autosuggestion zum Lebens-Erfolg* (1928) wird dargelegt, dass bei der Autosuggestion Wille und Einfühlungskraft zu einer Einheit verschmelzen müssen, dass aber der »Anfänger«, der »mit seinen Autosuggestionsübungen nicht gleich einen Erfolg hat«, »nicht einheitlich« denkt (vgl. 5.2, S. 252). Denn indem er »zweifelt«, erzeugt er »konträre, d.h. sich bekämpfende Gedanken« (10). Der »Erfolgreiche« hingegen »macht seine Übung unter Ausschaltung aller nicht dazugehörenden Gedanken« und »erwartet in aller Ruhe und Gewissheit das Resultat« (11). Wenn man die Übungen nicht in der richtigen Weise ausführt, steht das Üben des Übens und damit die Möglichkeit des Scheiterns im Vordergrund. Entsprechend behaupten die Apologeten der Autosuggestion, dass mit der erfolgreichen Institutionalisierung der Übung das Eigentliche schon getan ist. Die erfolgreiche Autosuggestion ersetzt insofern das *vitam instituere* – bzw. bewirkt es automatisch, nicht über die Einrichtung von Gewohnheiten, sondern über *self fulfilling prophecy*. Für alle problematischen Situationen des täglichen Lebens (Trägheit, Ärger, Vergesslichkeit, Schüchternheit, Aufgeregtheit) hat Mühl eine entsprechende Autosuggestionsformel parat (z.B. für die Aufgeregtheit: »Ich bin ruhig! Nichts kann mich in Aufregung versetzen! Ich bin Herr aller meiner Kräfte und mir meiner Harmonie mit den Kräften des Alls voll bewußt!« (16))

Am anderen Ende der Zweideutigkeit stehen dann hingegen die gewohnheitsmäßigen Übungen, die Bestandteil des Lebens sind, da sie dazu beitragen, den Tagesablauf zu strukturieren, und die in jedem Fall gelingen – denn sie können höchstens *unterlassen* werden. Sie sind in diesem Sinne unmittelbarer Bestandteil des *vitam instituere*, in ihnen vergewissert sich das Subjekt seiner Instituiertheit, seiner Verankerung in Gewohnheiten. In Gustav Großmanns *Sich selbst rationalisieren* (1929) kommt dieser Aspekt besonders gut zum Ausdruck (vgl. 3.2, S. 137). Gerade weil das rationale Selbstverhältnis, das sich immer am Ziel orientiert, auch *rationell* sein muss, müssen »die Arbeiten, die täglich wiederkehren, [...] ebenfalls eine bestimmte Ordnung haben« (141). Und umgekehrt ermöglicht die Orientierung auf ein Ziel hin die Verankerung des Subjekts in einer Ordnung. Die »Zeitpläne[], deren letztes Instrument der Tagesplan und das Tagebuch ist«, dienen der »Organisation der Arbeitszeit«; sie ermöglichen es, »die Arbeit so anzutun, daß sie unserem Organismus durch ihre Abwechslung höchst bekömmlich erscheint« (488). Die Ausführung der gewohnheitsmäßigen Tätigkeiten geht also keineswegs ohne Aufmerksamkeit und Anteilnahme vonstatten; ihre Bejahung wird vielmehr vorausgesetzt. Man soll genießen, was man gewohnheitsmäßig tut. Im Zweifelsfall muss man nachhelfen: »Für Aufgaben, die uns selbst nicht begeistern, müssen wir uns durch autosuggestive Methoden die Stimmung geben, die zum Erfolg führt.«

(102) Ganz ohne Autosuggestion geht es nicht. Die Autosuggestion soll dafür bürgen, dass der Wiederholungzwang in den Dienst des Lebens gestellt werden kann. Damit hängt eine Konzeption des Unbewussten zusammen, welche sich gewissermaßen als die Geschäftsgrundlage der Ratgeberliteratur auffassen lässt. Man kann sagen: Diese Konzeption ist mit derjenigen Freuds nicht kompatibel. Gerade für das Verständnis der institutionellen Dimension ist das wesentlich. Die Einrichtung des Lebens, wie sie in den Ratgebern vorgestellt wird, erfolgt ohne Rücksicht darauf, dass das Unbewusste ein *anderer Ort* ist, an den Institutionalisierungen in Gestalt von Gewohnheitsbildungen nicht heranreichen. Die Ratgeber sprechen ihre Leser auf der Achse des Imaginären an, als ob es das Unbewusste als einen anderen Ort – als eine *Instanz* – nicht gäbe, als ob das *ansprechbare* Subjekt nicht immer schon instituiert sei.

Besonders gut lässt sich die Logik, nach der die Komplizenschaft des ›Unterbewusstseins‹ gedacht wird, anhand von Philipp Mühs Autosuggestionsratgeber *Coué in der Westentasche* (1928) nachvollziehen (vgl. 5.2, S. 253). Dieser empfiehlt, wenn es bei schweren Aufgaben trotz vorangegangener Selbstprüfung mit der Konzentration bzw. dem Hinwegräumen der Hemmungen nicht klappt, sein eigenes Verfahren, nämlich sich »künstlich« in eine Art »heiligen Zorn« zu versetzen und dem »schöpferischen Unterbewußtsein« in ihm »mit energischer Stimme zu befehlen: ›Bring du mir Hilfe! Bring du mir Hilfe! Bring du mir Hilfe!‹« (23)

Das so (reduziert) verstandene »Unterbewusstsein« wird zwar als eine *Instanz* erkannt, die man ›anrufen‹ kann, zugleich aber als etwas, was mit dem ›Anrufer‹ eine Einheit bildet. Dass man unter ›Anrufen‹ auch ›Telefonieren‹ versteht, ist dabei alles andere als zufällig. Man solle sich – so Müh – bei »schwere[n] Aufgaben« durch das **Anrufen der Inneren Stimme** so verhalten, »als ob du dir telephonisch von einem Lehrer, Führer oder Meister Rat holtest«. Man soll sprechen: »**Hilf mir und gib mir Be-scheid, wie ich diese Aufgabe lösen soll. Komm mir mit deinem Rat, Deiner Weisheit, Deiner Kraft zu Hilfe!**« (24) Auf diese Weise werde »Kontakt mit dem Unterbewusstsein geschaffen«, dessen Antwort im unwillkürlichen »Erinnern«, im »automatische[n] Schreiben«, in Form von »Einfällen« usw. erfolge. Je mehr man übe, »desto schneller kommt jedes Mal der Konnex« mit dem »Unterbewußtsein[]« als einem »Inneren Berater« zustande (24). Das ›Unterbewusstsein‹ wird also zwar einerseits als eine Instanz aufgefasst, mit der das Subjekt in »Konnex« sein kann, andererseits aber auch als vor-sprachliche Kraftquelle, die es anzuzapfen gilt, um den ›eigenen‹ Willen in die Tat um-zusetzen. Beides tritt nur dann nicht in Widerspruch zueinander, wenn der Wille und das ›Unterbewusstsein‹ sich *a priori* in Übereinstimmung befinden, wenn also die ›in-nere Stimme‹ auch widerspruchsfrei als ›gebieterische Stimme‹ wirken kann. In letzter Instanz tritt das ›Unterbewusstsein‹ – als eine besondere Version von Selbsthilfe – an die Stelle des Ratgebers.

Auf weniger überzogene Weise lässt sich die Komplizenschaft des ›Unterbewusstseins‹ auch in Oscar Schellbachs *Mein Erfolgs-System* (1928) würdigen (vgl. 3.3, S. 152). In dessen System spielt das Unterbewusstsein eine zentrale Rolle. Der Erfolgsmensch muss das unablässige arbeitende ›Unterbewusste‹ immer wieder ganz konkret ›zu Ra-te ziehen‹, etwa wenn es um die Beurteilung des Charakters eines anderen Menschen geht. Überhaupt ist das »Reich des Unterbewußten« die »Werkstatt« des »inneren Geni-us« jedes Einzelnen, und es spielt daher die ›Hauptrolle‹ bei der »geistigen Arbeit des

Erfolgsmenschen« (220). Damit das *vitam instituere* gelingt, muss die Beziehung zum Unbewussten also ihrerseits *institutionalisiert* werden. Wie man sich das vorzustellen hat, zeigt das Konzept des ›Erinnerungsbuchs‹, das Schellbach im Kapitel »Die geistige Arbeit des Erfolgsmenschen« darlegt.

Das Erinnerungsbuch gehört zu den vielen Formen der institutionalisierten Verschriftlichung, die in den Ratgebern ersonnen werden, um das Leben einzurichten. Dass in Gustav Großmanns *Sich selbst rationalisieren* verschiedene Formen der Buchführung eine Schlüsselrolle einnehmen, versteht sich von selbst: »Z i e l b e w u ß t u n d p l a n m ä ß i g a r b e i t e n i s t o h n e d i e Z u h i l f e n a h m e v o n P a p i e r n i c h t m ö g l i c h .« (114) Mit Schellbachs »Erinnerungsbuch« verhält es sich ebenso und doch ein wenig anders. Es geht zunächst darum, die »F u r c h t vor dem Vergessen« (249) abzulegen. Hierzu müsse man »an die g u t e F u n k t i o n unseres Erinnerungsvermögens felsenfest glauben lernen« (250). Dabei zeige sich »wieder das Unterbewußtsein als der gute und absolut gewissenhafte Mitarbeiter« (250). Wie oft habe uns dieses nicht schon bei Gelegenheit an etwas erinnert, was man vergessen zu haben meinte? Mit dem Erinnerungsbuch kann man beweisen, dass die Erinnerung automatisch funktioniert.

Wir haben früher gesehen, daß dem Assoziationsgesetz zufolge eine Vorstellung aus einem bestimmten Komplex genügt, um die mit ihr verbundenen Vorstellungen in Erinnerung zu bringen. Diesen Umstand nutzen wir durch das Erinnerungsbuch aus. Es genügt zu diesem Zweck ein einfaches kleines Notizbuch, auf dessen erster Seite mehrere Felder geschaffen werden. Jedes einzelne Feld ist für ein bestimmtes Gebiet unserer Handlungen bestimmt. Z. B. Feld 1 für alle Angelegenheiten des Haushaltes, Feld 2 für Besuche, Feld 3 für Posterledigungen, Feld 4 für Personal usw. Man wird natürlich die Felder nach seinem Beruf einteilen. Gemeint sind besonders jene Gebiete unserer Tätigkeit, bei denen sich die obengenannte Furcht vor dem Vergessen zeigt. Das wird besonders der Fall sein, wo das Vergessen einer Angelegenheit unangenehme Folgen hat. (251)

Wenn man nun etwa den Auftrag erhalte, »ja nicht zu vergessen«, dass man am nächsten Tag bei jemandem vorsprechen solle, solle man diesen Auftrag »ganz s e l b s t - v e r s t ä n d l i c h«, aber mit Bedacht in sein Erinnerungsbuch aufnehmen und dann wieder »vergessen« (251). Man werde feststellen, dass man nun am nächsten Tag »totsicher« an diesen Auftrag denken werde und könne das am Erinnerungsbuch überprüfen: »So machen Sie es grundsätzlich mit allen Angelegenheiten, doch beachten Sie wohl: nicht g e d a n k e n l o s e t w a s a u f s c h r e i b e n. Das Aufschreiben geschieht n i c h t, damit Sie es nicht vergessen, sondern damit Sie unbesorgt vergessen können, zum Zwecke automatischer Erinnerung.« (252) Sobald man sich nun wirklich davon überzeugt habe, »daß der Erinnerungsvorgang vom Unterbewußtsein geleitet wird und absolut sicher und ohne Anstrengungen vor sich geht« (252), könne man das Erinnerungsbuch vergessen.

Das Konzept des ›Erinnerungsbuchs‹ zeigt paradigmatisch, in welcher Weise das Subjekt nach den Vorstellungen der Ratgeber sein Leben durch die Etablierung von Gewohnheiten und Automatismen einrichten und hier sogar das ›Unterbewusstsein‹ (das

keine Fehlleistungen kennt) als helfende Institution in Dienst nehmen kann. All das verheit Stabilität, aber diese Stabilität ist auf fundamentale Weise prekär. Denn sie ist insofern vorläufig, als sie im Namen einer ausstehenden Zukunft erfolgt, der unbeschränkt Kredit gegeben wird. Seinen Halt findet der Diskurs der Erfolgsratgeber allein im *Ziel*. Oscar Schellbach dekretiert in *Mein Erfolgs-System*:

Das erste, was der Erfolg verlangt, ist die Abrechnung mit der Vergangenheit. Sie müssen Ihren Blick geradeaus richten lernen, dürfen nicht mehr auf Enttäuschungen und Fehlschge zurückblicken, wenn Sie vorwärts und aufwärts wollen. Deshalb ziehen Sie hinter Ihr ganzes bisheriges Leben einen dicken Strich. Was g e w e s e n ist, muß ein für allemal v o r b e i sein. Ab h e u t e beginnt für Sie ein neues Leben, ab h e u t e sind Sie ein E r f o l g s m e n s c h [...]. (11)

Und er verlangt, dass dieser Strich »in leuchtender r o t e r Farbe, auf die erste Seite eines Tagebuchs« gezogen wird, »das Sie sich anschaffen sollen« (11). Dieser Strich ist nur in seiner institutionellen Dimension zu verstehen – als eine Geste der Einsetzung, die zugleich eine der *Ersetzung* ist. Das Subjekt des Ratgebers soll sich nicht auf die Vergangenheit *berufen* können. Aus diesem Grund entbehren auch die Gewohnheiten – entbehrt alles, was sich institutionalisiert hat – letztlich der Grundlage, da es die Subjektposition, in die der Ratgeber seine Adressaten versetzt, mit sich bringt, dass diese sich nicht darauf als auf etwas Feststehendes berufen können. Es handelt sich um Gewohnheiten ohne Gewohnheitsrecht. »Die moderne Seele«, schreibt Helmut Draxler, »kann nicht zur Ruhe kommen. Sie bedarf einer stndigen Mobilisierung, durch die sie erst zu dem wird, was sie ist – sie manifestiert und materialisiert sich im ontologischen wie im praktischen Sinne in diesem Zustand fortwährender Aufgerufenheit.« Ihr »Sein« sei ein »kategorische[s] Werden [...], das nur im Imaginären, also im idealisierten Selbstbild der einzelnen Akteure, zielgerichtet, intentional anstrebar und somit zumindest utopisch oder in einer Perspektive endloser Annäherung realisierbar« erscheine.⁸⁰ Was er hier beschreibt, ist vielleicht nicht die moderne Seele, aber es ist die Seele, wie sie im modernen Ratgeberdiskurs modelliert wird.

80 Helmut Draxler: *Abdrift des Wollens. Eine Theorie der Vermittlung*. Wien 2016, 149.

2. Vorbildliche Wege zum Erfolg

Eine Gründungsdienz in der Erfolgsratgeberliteratur ist der Verweis auf sogenannte »große Männer«: Dabei handelt es sich um vorbildliche Männer und – in der Folge der 68er-Bewegung in zunehmendem Ausmaß – auch Frauen, deren Erfolgsweg als modellhaft und nachfolgbar gilt. (Für unseren Untersuchungszeitraum sind es hauptsächlich Männer.) Oft reicht die bloße Erwähnung eines Namens wie Napoleon, Henry Ford oder Oprah Winfrey schon aus, um – mit unterschiedlichem Gefälle – das oft zugrunde liegende Erzählschema vom sozialen Aufstieg in all seinen Varianten abzurufen. Bücher, die vorbildliche Lebenswege darstellen, gibt es natürlich schon sehr lange in Form von Heldengeschichten, Heiligenlegenden oder Einzelbiographien. Hugo Schramm-Macdonalds *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft* (1890) jedoch ist wahrscheinlich das erste »Große Männer«-Buch, das »Erfolg« im Titel trägt (vgl. 2.1). Dies ist ein Hinweis auf einen wichtigen Wandel: Es sind nicht länger Publikationen, die an die legendären Erfolge »großer Männer« erinnern; ab jetzt deutet das Abstraktum »Erfolg« darauf hin, dass dieser Lebenserfolg nicht nur nachstrebenswert ist, sondern auch tatsächlich erreicht werden kann, wenn man sich nur Durchhaltevermögen, Fleiß und auch ein wenig Ge-spür für den richtigen Moment antrainiert. Wichtig ist dabei auch, durch Abgleich mit möglichst vielen Vorbildern herauszufinden, welcher Erfolg für einen selbst denkbar ist.

Im Grunde genommen gibt es drei Typen von modernen »Große Männer«-Erfolgsbüchern. Der älteste Typ ist die (Auto-)Biographie großer Persönlichkeiten, wie zum Beispiel Alex Vörmels Monographie *Graf Ferdinand von Zeppelin. Ein Mann der Tat* (1909) oder Henry Fords und Samuel Crowthers *My Life and Work* (1922). Die autobiographische Variante wird oft mit der Begründung verfasst, die Gesellschaft am persönlichen Erfolg teilhaben zu lassen, dessen Rezeptur ja mit der Publikation allen zur Verfügung gestellt wird. Solche Bücher sind natürlich keine Ratgeber im engeren Sinne; gerne übernehmen Erfolgsratgeberautoren aber das Erzählmuster, den eigenen Erfolg als Ausgangspunkt und Legitimation anzuführen, um auch für andere sprechen zu dürfen.

Der Prototyp für den zweiten und für unsere Zusammenhänge unmittelbar relevanten Typus des »Große Männer«-Buchs ist zweifellos *Self-Help. With Illustrations of Character, Conduct, and Perseverance* (1859) von Samuel Smiles. Der englischsprachige Titel ver-

weist bereits auf den Wandel der Biographie zum Ratgeberbuch, einem Buchhandelssegment, das in der angelsächsischen Welt *self-help literature* genannt wird. Beim oben erwähnten Buch von Schramm-Macdonald handelt es sich um eine für die deutsche Nation stark überarbeitete Fassung von Smiles' Buch. Die Adaption stimmt mit dem propagierten liberalistischen Narrativ überein, dass der individuelle Erfolg Vieler auch den Erfolgskern einer Nation bildet. Das Text-Hybrid Smiles-Schramm wird als Aufmacher dieses Kapitels genauer untersucht (vgl. 2.1).

Der Ratgebercharakter dieser Art von Publikationen wird auch dadurch offenkundig, dass die besondere Bedeutung von Beispielnarrativen als funktionale Lebenshilfe häufig eigens begründet wird. Es handelt sich um eine Art von *Empowerment*-Literatur, die vorgibt, durch das wiederholte Betrachten von Vorbildern mentale Erfolgshemmungen lösen zu können. Kai Romus' *Wege zum Erfolg und Reichtum* (1928) stellt hier eine spezifische Weiterentwicklung dar, in dem Sinne, dass es das Genre, das oft noch stark vom Wertesystem des 19. Jahrhunderts geprägt war, in ein moralisch weniger belehrendes Unterhaltungsgenre verwandelt (vgl. 2.2). Das macht der Autor, indem er eine Reihe an biographischen Kürzesterzählungen darbietet, die anekdotisch so zugespitzt werden, dass kleine Begebenheiten in den Lebensbeschreibungen mit Bedeutung aufgeladen werden und das Gespür der Selfmade-Multimillionäre für die Gunst der Stunde besonders hervorgehoben wird. Dabei setzt er verstärkt auf die Attraktivität der Vorbilder aus dem Sehnsuchtsort der unbegrenzten Möglichkeiten, der USA, und lässt auch die gesellschaftlich neu hinzugekommene Prominenz aus Film und Sport nicht aus.

Der dritte Typus dieser biographisch orientierten Erfolgsliteratur geht einen Mittelweg: Eine gewisse epische Breite bei der Darlegung der Lebensläufe ist wieder zulässig, was eine quantitative Reduktion der Beispiele zur Folge hat. Es werden nicht hunderte von Beispielen in Kürzestform vorgestellt, sondern eher ein Dutzend. Oft handelt es sich um schmucke Ausgaben mit ganzseitigen hochwertigen Radierungen oder Photographien der betreffenden Persönlichkeiten, wie zum Beispiel Karl Broermanns *Männer der Tat* (1912) oder Morus' *Wie sie gross und reich wurden. Lebensbilder erfolgreicher Männer* (1927). Diese Kategorie stellen wir anhand eines besonderen Beispiels vor: *Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen* (1932) von Gertrud Fundinger (vgl. 2.3). Dieses Buch ist aus mindestens vier Gründen hochinteressant. Erstens haben wir hier den zu dieser Zeit seltenen Fall einer Erfolgsratgeberautorin vor uns.¹ Zweitens hat die Verfasserin nicht wie üblich einen Benimm-, Erziehungs-, Hygiene- oder Haushaltsratgeber spezifisch für Frauen verfasst, wie zum Beispiel Julius Baumann-Bergers *Wie komme ich vorwärts?: Führer für weibliche hauswirtschaftliche und kaufmännische Angestellte* (1917) oder Walter Krügers *Bewerbungsschreiben, die Erfolg versprechen für stellesuchende Mädchen*

¹ Ein weiteres Beispiel ist die Broschur *Der Weg zum Erfolg: Ein Buch für alle* von Helene Emilie Heller mit allgemeinen Benimmregeln, basierend auf Treue, Mut, Ordnungsliebe, Standhaftigkeit, Zuverlässigkeit etc. (Hamburg: Empor Verlag 1919, 35 SS.). Gottes Geist ist für Heller das große Vorbild: »Mein Buch spricht vom Erfolge – sahen wir je etwas, was diese geistige Urkraft hervorgebracht hat ohne Erfolg? Ich sage nein! Sie schuf den Baum mit Blättern[,] Blüten und Früchten – sie schuf das Tier mit seinem tausendfältigen Zweck – sie schuf das Meer – die Luft, die Sonne und alles andere im Weltall – mit Zweck und Ziel eines Erfolges!« (5f.)

und Frauen unter Berücksichtigung der bekanntesten und einträglichsten weiblichen Berufsarten (1911), sondern immerhin zu einem Drittel in der Öffentlichkeit erfolgreiche Frauen porträtiert. Drittens handelt es sich bei den im Buch vorgestellten Personen – wie übrigens auch bei der Verfasserin selbst – um Persönlichkeiten, die sich auf dem Weg zum Erfolg nicht zuletzt mit einer Körperbehinderung auseinandersetzen mussten. Und viertens markiert dieses Buch, dass sich das propagierte Erfolgsdenken auch mit totalitären Gesellschaftsformen kompatibel erweist, weil es individuelle – auch untypische – Erfolgswege mit eigentlich stark selektierendem nationalsozialistischem Gedankengut versöhnt.

2.1 Hugo Schramm-Macdonald: Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft (1890)

Abbildung 8: Titelblatt.

Smiles-Schramm. Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft.

Nach dem Englischen
für das deutsche Volk bearbeitet
von

Dr. Hugo Schramm-Macdonald,
Verfasser des „Wegs zum Wohlstand“ u. c.

„Wohl dem, der sich aus innerm Marke
Zm Sturm ein freies Leben schafft!“
Julius Hammer.

„Wer sich an andre hält, dem wannt die Welt,
Wer auf sich selber ruht, der steht gut.“
Paulsen.

Heidelberg.
Georg Weiß, Verlag.
1890.

Abbildung 9: Titelblatt der 3. Auflage von 1903.



Ist ein Ratgeber ohne Beispielerzählungen überhaupt denkbar? Im Buch *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft*², erschienen noch in Jugendstiloptik in mehreren Auflagen am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, verneint Hugo Schramm-Macdonald dies mit Nachdruck: »Guter Rat ist gewiß nicht ohne Wert«, schreibt der Autor, jedoch schwebt das Wort »oft als etwas Unfaßbares in der Luft. Da kommt das Beispiel zu Hilfe, offenbart im einzelnen Falle die allgemeine Wahrheit und erklärt das Wort durch die That. Das Beispiel ist eine Lebenskraft, die sich fortpflanzt und mitteilt und neue Lebenskräfte hervorruft.« (152-153) Beispielerzählungen stärken, so heißt es im »Vorwort zur ersten Auflage«, das »Vertrauen in die eigene Kraft« und sind aus der Sicht des Autors unabdingbar für jegliche Erfolgsgeschichte. Das 320 Seiten umfassende Buch enthält eine lange Kette von über 400 in einem Namensverzeichnis aufgelisteten Lebensbeschreibungen von – überwiegend für die deutsche Nation – bedeutsamen Vorfahren und Zeitgenossen. Es handelt sich um eine bunte Mischung aus erfolgreichen Industriellen, Militärs und großen Herrscher-, Politiker-, Entdecker-, Forscher- und Künstlerpersönlichkeiten. Im Prinzip adressiert der Ratgeber alle Menschen jeglicher Couleur, wenn auch nicht explizit; dennoch dominieren faktisch männliche Vorbilder.³ Die Frauen, die ab und zu in der Liste erscheinen, sind entweder Königin, Schriftstellerin (auch unter Pseudonym), Mathematikerin und Philosophin (eine Erwähnung), Schauspielerin oder »Heldenmädchen«. Allerdings haben sie die gleiche Vorbildfunktion wie die Männer auch und es findet entsprechend keine Trennung der Beispiele nach Geschlecht statt.

In einem seriellen Verfahren werden hier viele Kürzestbiographien miteinander verknüpft, was den Glauben fördern soll, der Lebenswandel sogenannter ›großer Männer‹ sei als Nachfolgemodell relevant für jedermann.⁴ Erzählungen von modernen Helden, die sich angeblich durch harte Arbeit und Genie durchsetzen konnten, werben für ein Programm der Selbstermächtigung, das die biographischen Eckdaten (Krise, Entscheidung, Erfolgsstreben, Glück) für ein gelungenes Leben vorgibt. Das Buch setzt sich zum Ziel, zu verhindern, dass Menschen bei Misserfolg »erlahmen und sich nach fremder Hilfe umsehen« (Vorwort). Es soll zur Selbsthilfe anleiten, und zwar »durch die Macht des Beispiels«.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bemerkt der französische Begründer der Soziologie Gabriel de Tarde, dass in der Gesellschaft Ströme von Vorbildern unablässig vergegenwärtigen, dass jeder klassenübergreifend und ohne Vorbelastung selbst zum Vorbild heranwachsen kann.⁵ Diskursökonomisch bedingen sich die Wiederholungspraxis und

-
- 2 Hugo Schramm-Macdonald: *Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Nach dem Muster der »Self-help« von Samuel Smiles für das deutsche Volk verfaßt* [1890]. 3. Auflage. Kassel: Georg Weiß Verlag 1903. Künftig zitiert im Text. Vgl. Wim Peeters: »Selbsthilfe›durch die Macht des Beispiels. *Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft* von Hugo Schramm-Macdonald.« In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 93-113.
 - 3 Vgl. Stefan Senne/Alexander Hesse: *Genealogie der Selbstführung. Zur Historizität von Selbsttechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld 2019 (= Praktiken der Subjektivierung 15), 46.
 - 4 Vgl. Michael Gamper: *Der große Mann. Geschichte eines politischen Phantasmas*. Göttingen 2016. Kap. 10: Nachleben, Vom Ruhm zum Erfolg.
 - 5 Vgl. Gabriel de Tarde: *Die Gesetze der Nachahmung* [1890]. Aus dem Französischen von Jadja Wolf. Frankfurt a.M. 2003, 390. Neben Gustave le Bon entwickelte Tarde erste proto-medientheoreti-

die monumentale Wirkung der Vorbilder gegenseitig.⁶ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erscheinen auf Deutsch regelmäßig Versuche, das Geheimnis des erfolgreichen Lebens zu klären, wie zum Beispiel 1875 in *Männer eigner Kraft. Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthilfe emporgekommener Männer* von Franz Otto oder 1909 der Typologisierungsversuch *Große Männer* des berühmten Chemikers Georg Ostwald.⁷ Schramm-Macdonalds Buch knüpft explizit an den Weltbestseller *Self-Help. With Illustrations of Character, Conduct, and Perseverance* (1859) des schottischen Autors Samuel Smiles an, nach dessen »Muster« oder »Vorbild« (Vorwort) das Werk verfasst wurde. Smiles' Buch gilt als Klassiker des Selbsthilferatgebergenres und ist bis heute in der Taschenbuchreihe *Oxford World's Classics* erhältlich.

Smiles propagiert den eigenen Durchhaltewillen, die Sparsamkeit und harte, eigenverantwortliche Arbeit als Erfolgsrezept. Besonderes Talent oder Know-how allein reicht nicht aus, Fortschritt und Erfolg sind ohne die Bildung des Charakters nicht denkbar. Lässt man sich auf das Amalgam von hagiographischen Geschichten, praktischen Ratschlägen und zitierten Lebensweisheiten des Buchs ein, verspricht der soziale Aufstieg jedem offen zu stehen. Man kann Smiles' Erfolg durch die Entsprechung des viktorianischen Wertekanons erklären oder durch den propagierten Glauben an die individuelle Möglichkeit sein Leben zu ändern. Auch Schramm-Macdonalds Buch reflektiert diese Wertevermittlung: Nach einem Kapitel über »Die Selbsterziehung und Selbstbildung« folgen die Kapitel »Das Beispiel«, »Fleiß und Ausdauer«, »Thatkraft und Mut«, »Der Charakter« und schließlich »Das Geld«. Smiles' Buch hatte einen erheblichen Einfluss auf die Selbsthilfekultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch der amerikanische Vordenker des *positive thinking* und Gründer des *Success Magazine*, Orison Swett Marden, bezieht sich zum Beispiel explizit auf Smiles. Sein Selbstoptimierungsbuch *Pushing to the Front or, Success Under Difficulties* (1894) war dann wieder eine wichtige Inspiration für Dale Carnegie etc. Marden benennt zwei essenzielle Voraussetzungen für Erfolg: erstens »go-at-it-iveness« und zweitens »stick-to-it-iveness«.⁸

Die explizite Erwähnung des Buchs, das Marden und Schramm-Macdonald zum Vorbild genommen haben, ist kennzeichnend für den spezifischen diskursiven Ort der Ratgeberliteratur. Das Genre ist anscheinend gezwungen unablässig zu thematisieren, was es (nicht) ist bzw. sein will, und was es (nicht) tut bzw. zu tun beabsichtigt. Die Bücher fokussieren sich an erster Stelle auf Techniken der individuellen Selbsthilfe (vgl.

sche Überlegungen, um die charismatische Fernwirkung und das suggestive Führungspotenzial von den kollektivpsychologischen Leitmedien zu erklären (vgl. Michael Gamper: »Charisma, Hypnose, Nachahmung. Massenpsychologie und Medientheorie«. In: Marcus Hahn/Erhard Schüttpelz (Hg.): *Trancemedien und Neue Medien um 1900. Ein anderer Blick auf die Moderne*. Bielefeld 2009, 351-373, hier 366-368).

⁶ Vgl. Hartmut Winkler: *Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien*. Frankfurt a.M. 2004, 115.

⁷ Franz Otto: *Männer eigner Kraft. Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthilfe emporgekommener Männer*. Leipzig: Spamer 1875; Georg Ostwald: *Große Männer*. Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft 1909. Wie die Vorliebe für Formen gibt es um 1900 einen Hang zur Typologisierung des Menschen. Vgl. Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*. Berlin/New York 2006, 192-207.

⁸ Orison Swett Marden: *Pushing to the Front*. Band I. New York: Cosimo 2005 [1894/1911], 129.

1.3, S. 25).⁹ In Anlehnung an Benjamin Franklin leitet Smiles sein Buch mit dem Leitsatz »Heaven helps those who help themselves« ein.¹⁰ (Neben Smiles avancierte Franklins *Autobiography* (1790) zum Selbsthilfe-Klassiker.) Sowohl Smiles als auch Schramm-Macdonald greifen das Beispiel des englischen Schusters und Naturphilosophen Samuel Drew auf, um anhand von Franklin das Raum und Zeit übergreifende Potenzial von Ratgeberliteratur vorzuführen. Drew habe nämlich ausdrücklich erklärt, »dass er sich das Leben Franklins für sein eigenes Leben und besonders für seine geschäftlichen Gewohnheiten zum Muster genommen habe« (158).¹¹ Auch hier thematisiert der Ratgeber sich selbst, um die eigene Wirkung zu verstärken.

Zwar baut Schramm-Macdonald auf den Erfolg von Smiles auf, er setzt sich aber auch explizit von ihm ab: »Unbestreitbar hat die Smiles'sche Schrift große Vorzüge; sie sind auch in Deutschland so allgemein bekannt und anerkannt, dass es ganz überflüssig wäre, noch ein Wort darüber zu sagen.« Smiles' Werk habe aber auch große Schwächen, »zumal dem deutschen Leser gegenüber.« Zum Beispiel sei der »Gedankengang« von Smiles' Text »vielfach ungeordnet und zusammenhangslos«.¹² Schramm-Macdonald macht aus der Vorlage, die nach seiner Aussage dezidiert erneuert werden muss, damit sie ihre Wirkung optimal entfalten kann, ein *Format*.¹³ In dem Sinne ist auch der Titel *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft* programmatisch zu verstehen; er steht für den Anfang des Genres Erfolgsratgeber in deutscher Sprache.

Im Gegensatz zum Original *Self-Help* setzt der Titel *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft* die (Selbst-)Techniken der individuellen Selbsthilfe im Sinne des hegemonialen Selbstverbesserungsdispositivs des 19. Jahrhunderts anscheinend als bekannt voraus. Das kann natürlich auch Verlagspolitik¹⁴ oder die Erfolgsstrategie eines Autors gewe-

⁹ Diese Selbstthematisierungen, wie auch schon der sich von Smiles absetzende ›wegweisende‹ Titel sind auch ein Hinweis darauf, dass es sich bei diesem Selbsthilfe-Genre, dass sich an Biographien entlang orientiert, tatsächlich um »Lebensratgeberliteratur« handelt. Hier irrt der Band *Genealogie der Selbstdührung*, in dem es auf 20f. heißt: »Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wird Selbstdührung sowohl zu einer Gelegenheit als auch zu einer Pflicht für alle und jeden, in rein immanenter Lebensführung die Steigerung des Lebens, die Optimierung des Alltags als sittliche Obliegenheit anzustreben, und zwar rein aus sich selbst heraus und wesentlich anhand von Techniken.« Die Autoren übersehen die »strategisch-technische Ausrichtung« (33) der Selbsthilfeliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sehr wohl auf »Verhaltensmodifikationen« (44) zielt.

¹⁰ Samuel Smiles: *Self-Help. With Illustrations of Character, Conduct, and Perseverance* [1859/1866]. Oxford/New York 2002, 17. Schramm-Macdonald übernimmt diesen Anfang (4). Bei Franklin findet sich der Satz, der auf Aesop zurückgeht, in der Variante »God helps them that help themselves«, 1736 veröffentlicht in *Poor Richard's Almanack (The Works of Dr. Benjamin Franklin. Band IV. Philadelphia: Duane 1809, 236).*

¹¹ Smiles: *Self-Help*, 306.

¹² Hugo Schramm-Macdonald: *Der Weg zum Wohlstand*. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet. Kassel: Georg Weiß Verlag 1889, IV.

¹³ Michael Niehaus: *Was ist ein Format*. Hannover 2018, 50f.

¹⁴ Die Verlagsgeschichte verliert sich leider: Laut Adressbuch des deutschen Buchhandels von 1905 ging der Verlag von Georg Weiß in Kassel am 1. Juli 1904 durch Kauf an den Franz Leichter Verlag (vorm. Georg Weiss, Kassel) in Ohlau über. Die folgenden Verlagswechsel führten möglicherweise zu einem Verlust der Korrespondenzen. Der Deutschen Nationalbibliothek ist jedenfalls kein Nachweis eines Verlagsarchivs von Georg Weiß bekannt.

sen sein, der als einer der ersten das Erfolgsratgebersegment für sich entdeckt hat.¹⁵ Zur Zeit des Erscheinens von Schramm-Macdonalds Überarbeitung waren schon zwei Smiles-Übersetzungen auf dem Markt.¹⁶ Schramm-Macdonalds Erfolgsratgeber ist der dritte Teil einer Reihe Bücher nach dem Muster von Smiles' Selbsthilfebüchern. Die deutschsprachigen Titel beim Georg-Weiß-Verlag in Kassel suggerieren im Gegensatz zu den Originalen eine Ergänzungslogik, die nicht dem Erscheinungsdatum der Originale entspricht: Als erstes erscheint 1888 in einer Überarbeitung von Wilhelm Rudow *Der Charakter* (im Original: *Character*, 1871), 1902 neu veröffentlicht als *Der Weg zur Selbsterziehung*. Dann erscheint 1889, überarbeitet von Schramm-Macdonald, *Der Weg zum Wohlstand (Thrift*, 1875) und im gleichen Jahr *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft (Self-Help*, 1859). Der Titel *Der Weg zum Wohlstand* ist nach Auffassung von Schramm-Macdonald angemessen, da Smiles' Sparsamkeitsratgeber »stößtlich weit über die Grenzen« des Sparens hinausgeht, und dies obwohl er ganze – seiner Überzeugung nach überflüssige – Kapitel weggelassen hat.¹⁷ Letztendlich geht es um das Lebensglück, das von den beiden Dimensionen Wohlstand und Erfolg geprägt wird. Beide verbindet der Optimierungsgedanke: »Nicht Glück, sondern Arbeit macht Männer. Wer sich auf's Glück verlässt, wartet immer darauf, dass etwas von selbst kommt; wer sein Heil in der Arbeit sucht, findet mit scharfem Auge und festem Willen selber immer etwas.« Oder noch anders formuliert, heißt es: »Glücklich zu Leben [...] ist die Kunst, alles, was uns das Leben bietet, aufs beste zu verwerten, [...] dem Leben den höchsten Genuss abzugewinnen und dadurch die höchsten Ziele zu erreichen.«¹⁸ 1900 erscheint noch *Erreichte Ziele*, das Schramm-Macdonald zusammen mit Bruno Judeich als Ergänzungsband zum Erfolgsbuch verfasst hat. Es behandelt neben weiteren praktischen Beispielen aus verschiedenen Berufsfeldern, die im Vorgängerbuch keinen Platz mehr gefunden haben, auch die genossenschaftliche Selbsthilfe.

Für den diskursiven Ort des Genres ist neben der Selbstthematisierung als Ratgeber entscheidend, wie sich der Autor dem Leser gegenüber positioniert. Im Gegensatz zu literarischen Texten muss Ratgeberliteratur eine tragfähige Beziehung zwischen dem Autor und dem Adressaten aufbauen. Die Erwartungen an diese Beziehung und das eingeforderte Vertrauen gehen über den bloßen Akt des Lesens hinaus. Darin zeigt sich

¹⁵ Auch Schramm-Macdonalds Frau Marie (geb. Schwendy) war Schriftstellerin und setzte auf das Ratgebersegment für Frauen in *Für Herz und Haus. Briefe an deutsche Frauen*. Dresden: Ehlermann 1889.

¹⁶ *Die Selbsthilfe in Lebensbildern und Charakterzügen*. Nach dem Englischen des Samuel Smiles bearb. v. Josef M. Boyes. Hamburg: Hoffmann & Campe 1866, 469 SS.; *Hilf dir selbst! Charakterskizzen und Lebensschilderungen*. Von dem Verfasser autorisierte Übersetzung. Kolberg: Verlag von Carl Jancke (K. F. Post'schen Buchhandlung) 1872/1877, 396 SS.; *Selbst ist der Mann. Charakterskizzen und Lebensschilderungen*. Von dem Verfasser autorisierte Übersetzung. 3. durchgesehene Auflage v. *Hilf dir selbst!*. Colberg: Verlag der K. F. Post'schen Buchhandlung 1881, 478 SS.; *Hilf Dir Selbst. Ein Wegweiser durchs Leben*. Nach dem Englischen des Samuel Smiles bearb. v. Josef M. Boyes. Hamburg: Hoffmann & Campe 1888, 454 SS.; *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft*. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearb. v. Hugo Schramm-Macdonald. Heidelberg: Georg Weiß Verlag 1890, 322 SS.; *Selbsthilfe*. Aus dem Englischen von F. Dobbert. Halle/Saale: Otto Hendel [ca. 1894], 388 SS.; *Selbsthilfe*. Aus dem Englischen von David Haek. Leipzig: Reclam [ca. 1900], 326 SS.

¹⁷ Schramm-Macdonald: *Wohlstand*, IV.

¹⁸ Ebd., 137, 291.

die besondere institutionelle Dimension von Ratgebern (vgl. 1.4, S. 30).¹⁹ Mit der Logik der Institutionalisierung kommen strukturell gesehen all jene Begründungsprobleme ins Spiel, die bei Institutionen bekannt sind: der Bezug auf eine Referenz oder das Sprechen »im Namen von« etc.²⁰

Zwar suggerieren die Titel von Schramm-Macdonalds Überarbeitungen, dass der Autor nahezu die Position eines geistigen Führers innehat, dennoch setzt sein Programm an erster Stelle auf das Charisma der großen Selbsthilfe-Referenzen der ›vaterländischen Geschichte‹:

[Es] verdient weniger derjenige, der die Gesetze und die staatlichen Einrichtungen verbessert, den Namen eines Vaterlands- und Menschenfreundes, als vielmehr der, welcher es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, seine Mitmenschen dahin zu bringen, daß sie sich durch sich selbst, d. h. durch eigenes freies und selbständiges Arbeiten zu heben und zu vervollkommen suchen. (6)

Damit sind nicht unsere beiden Selbsthilfe-Autoren gemeint, sie nehmen die Position des Erzähler-Geschichtsexperten ein. Sowohl Smiles als auch Schramm-Macdonald sind bereits Verfasser historischer Biographien bedeutender Persönlichkeiten.²¹ Schramm-Macdonald etwa berichtet nicht aus eigener Erfahrung, sondern geriert sich als deutender Erzähler von angeblich biographisch verbürgten Beispielerzählungen,²² die in einen konstruierten historischen Erzählrahmen eingewebt sind und die die Verhaltensempfehlungen legitimieren sollen. Diese Erzählungen sind »normative Wirklichkeitserzählungen«²³: Es wird ein (un)erwünschter »Zustand von Wirklichkeit geschildert mit dem Ziel, eine gewisse Praxis zu regulieren«²⁴. Sowohl Ziel, Auswahl als auch Verknüpfung der Ereignisse werden von diesem Selbsthilfe-Narrativ bestimmt.

19 Dass diese Position, die dem Text eine institutionelle Redeposition zuordnet, fiktiv ist und im Modus des »als ob« funktioniert, störanfällig und jederzeit kündbar ist oder sogar unterlaufen werden kann, ändert an dem Grad der Institutionalisierung dieser Beziehung nichts. Vgl. Hans Vaihinger: *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus*. Leipzig 1922, 60.

20 Vgl. Pierre Legendre : *De la Société comme Texte. Linéaments d'une Anthropologie dogmatique*. Paris 2001, 42.

21 Z.B. Hugo Schramm-Macdonald : *C.F.P.H. v. Martius: sein Lebens- und Characterbild insbesondere seine Reiseerlebnisse in Brasilien* (1869); Samuel Smiles : *The Life of George Stephenson* (1857); *Lives of the Engineers* (3 Bde., 1863); *Life of a Scotch Naturalist: Thomas Edward* (1876) etc.

22 Vgl. Christian Klein/Matías Martínez: »Herausforderungen meistern, Krisen überwinden. Über Ratgeberliteratur aus narratologischer Sicht«. In: *Non Fiktion. Das Arsenal der anderen Gattungen* 1/2 (2012): Ratgeber, 57-70, hier 68-69. Schramm-Macdonald nutzt dieses Erzählverfahren auch, um in der jeweiligen Publikation für seine weiteren Ratgeberbücher zu werben, aus denen er Beispiele wiederholt. In *Erreichte Ziele* verweist er in ähnlicher Manier im Kapitel über die genossenschaftliche Selbsthilfe des Weiteren auf seine Übersetzung des Essays *Die Arbeit: ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft* (Leipzig: Kinkhardt 1870, Orig. 1869) von William Thomas Thornton. Das ist wohl die Selbsthilfe des Brotschreibers Schramm-Macdonald.

23 Christian Klein/Matías Martínez: [Einleitung.] In: Dies. (Hg.): *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart 2009, 1-13, hier 6.

24 Ebd.

Ihre suggestive Kraft entwickeln die Bücher von Schramm-Macdonald und Smiles nicht nur durch die diskursive Übermächtigung des Lesers mittels einer potenziell endlosen Reihung von Erfolgserzählungen, sondern auch durch die mehrfache Rahmung dieser Erzählungen in miteinander verschränkten Großerzählungen. Zwei optimistische Großerzählungen (vgl. 1.3, S. 26) dieser Art werden dazu miteinander verschmolzen: Das im 19. Jahrhundert novellierte Hilfe-zur-Selbsthilfe-Narrativ und das Nationalcharakternarrativ. Während die ›kleineren‹ Beispielerzählungen eher die Funktion haben, die Vielfalt der individuellen Ausgestaltungsmöglichkeiten von Selbsthilfe zu betonen, haben die größeren Narrative eher das Ziel, das Vertrauen in die gesellschaftliche Transformationskraft, die in Selbsthilfe enthalten ist, zu generieren.²⁵

Albrecht Koschorke hat in *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* gezeigt, dass Vertrauen eine zentrale Kategorie in institutionellen Zusammenhängen darstellt. Einerseits müssten »Institutionen das Vertrauen generieren, das es den Akteuren erleichtert, sich durch sie leiten zu lassen«, andererseits gilt, dass »Vertrauen allererst den Boden bereitet, auf dem sich funktionsfähige Institutionen entwickeln können«.²⁶ Weil Vertrauen nur »in einer vertrauten Welt möglich« ist und nur »durch das Überziehen der vorhandenen Informationen« zustande kommt,²⁷ muss es mittels bestimmter narrativer Verfahren erzeugt und gestützt werden: »[E]s bedarf der Geschichte als Hintergrundsicherung.«²⁸ Als Paradigma hierfür werden gewöhnlich die ›Gründungserzählungen‹ von Institutionen aufgeführt.²⁹ Es ist aber leicht zu sehen, dass der Ratgeber in Buchform ebenfalls ein – und zwar besonders instabiler – Anwendungsfall der Kopplung von Erzählung und Institution ist, da es dem Ratgeber ja in besonderer Weise darum gehen muss, den Vertrauensvorschuss, den ›Kredit‹, einzufordern, mittels dessen die – überdies jederzeit aufkündbare – Beziehung zwischen Ratgeber und Beratenem überhaupt erst eingerichtet (d.h. institutionalisiert) werden soll (vgl. 1.5.1, S. 38).

Dabei kann er auch an legitimierende »Großerzählungen« anschließen,³⁰ die in der westlichen Kultur zirkulieren. Unter diese Narrative, mittels derer sich »gesellschaftliche Institutionen mit einer Art von Fiktionspanzer ausrüsten«,³¹ kann eine Pluralität von ineinander greifenden Erzählungen subsumiert werden – eben Beispielerzählungen, Selbstautorisierungsnarrationen, Erfolgsgeschichten und sogar Beispiele aus der Literatur.

Vieles spricht dafür, dass die Entstehung von Konzepten und Praktiken der Hilfe zur Selbsthilfe mit der europäischen Emphase auf das arbeitsame, sich selbst verwirklichende Individuum zusammenhängt, wie sie im Umfeld der protestantischen Refor-

²⁵ Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012, 310.

²⁶ Ebd.

²⁷ Niklas Luhmann: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* [1968]. Stuttgart 2000, 23.

²⁸ Ebd.

²⁹ Mary Douglas: *How Institutions Think*. New York 1986, 80.

³⁰ Klein/Martínez: »Herausforderungen meistern«, 63.

³¹ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 327.

mation im 16. Jahrhundert aufkam³² und durch Aufklärung sowie Pietismus³³ ausdifferenziert wurde. Hilfe zur Selbsthilfe erteilte dabei Vorstellungen von göttlicher Allmacht oder kollektiver Prädisposition eine klare Absage. Den Begriff *Self-Help* übernimmt Smiles direkt aus einer Rede Ralph Waldo Emersons.³⁴ Zu Emersons Selbsthilfe-Konzept gehört auch die anthropologische Erzählung des ›Lernen am Modell‹: Die wahren »Repräsentanten der Menschheit«, so der Titel seines berühmten Bands aus dem Jahr 1850, seien die ›großen Männer‹. Emerson ist nicht blind für die großen Unterschiede in Wohlstand, Erfolg und Glück zwischen den Menschen. Nach ihm muss man hinter jedem einzelnen Menschen stets das vollkommene Wesen sehen: Es »gibt große Männer, damit noch größere folgen mögen«.³⁵ Sein Werk steht für den Gedanken, dass es stets darum gehen muss, das ›Große Männer‹-Potenzial in sich durch Gedankenkraft zu aktivieren: Jeder hat die Pflicht, die Möglichkeit einer positiven Programmierung des eigenen Denkens zu ergreifen. Beim Begriff ›große Männer‹ handelt es sich um eine *Realfiktion* im Sinne von Ulrich Bröckling. Es handelt sich um eine Fiktion, da sich die Größe nicht empirisch bzw. quantitativ oder qualitativ berechnen lässt. Die vom Begriff privilegierten Handlungsoptionen jedoch können im populären Ratgeberdiskurs eine *reale* diskursive Macht entfalten und auf ihre Aktualisierung drängen.³⁶ Insofern entwickelt sich dieser Begriff zu einer Institution, die als unhintergehbarer Referenz, auf die Individuen ausgerichtet werden, das Erfolgsstreben in der Form eines anthropologischen Idealbilds steuert (vgl. 1. 4, S. 32).

Sowohl bei Smiles als auch bei Emerson steht Selbsthilfe im Grunde für eine Novellierung des protestantischen Leistungsethos, in dem Individuen – mit Immanuel Kant gesprochen – sich selbst ihre eigene Bedürftigkeit vergegenwärtigen, aus dieser »Aufklärung« heraus »Mut« fassen und sich ihres »Verstandes« bedienen müssen,³⁷ um letztlich ihre alltäglichen Lebensumstände aus eigener Kraft heraus zu verbessern. Neben jener Betonung des Individuum ist Hilfe zur Selbsthilfe mit dem Rückzug eines

³² Eva Illouz: *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Frankfurt a.M. 2009, 265. Vgl. auch Roland Wallner: *Die Entstehung des Gedankens der Hilfe zur Selbsthilfe im Zeitalter der Reformation*. München 1998.

³³ Vgl. Arnd Götzemann: »Die soziale Frage«. In: Ulrich Gäßler (Hg.): *Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert*. Göttingen 2000, 272–307, hier 279, 288.

³⁴ Ralph Waldo Emerson: *Nature. Addresses and lectures. The Complete Works of Ralph Waldo Emerson*. Vol. 1. Boston 1849, 237ff. Vgl. Eva Schauerte: *Lebensführungen. Eine Medien- und Kulturgeschichte der Beratung*. Paderborn 2019, 154f. Emerson gilt auch als einer der Väter des *New Thought Movement*, der Neugeist-Bewegung. Für europäisches Neugeistgedankengut stehen unter anderem Franz Anton Mesmer, Emile Coué und Karl Otto Schmidt. Vgl. Kurt Hutton: *Seher, Grübler, Enthusiasten. Das Buch der traditionellen Sekten und religiösen Sonderbewegungen*. 13. Auflage. Stuttgart 1989, 406ff. Vgl. 5,3, S. 267f.

³⁵ Ralph Waldo Emerson. »Der Wert und die Bedeutung großer Menschen«. In: Ders.: *Repräsentanten der Menschheit. Sieben Essays [1850]*. Aus dem Amerikanischen von Karl Federn. Zürich 1989, 149–168, hier 168. Vgl. Thomas Macho: *Vorbilder*. Paderborn 2011, 223.

³⁶ Ulrich Bröckling: *Das Unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M. 2007, 47.

³⁷ Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung« [1784]. In: Ders.: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. Werke in sechs Bänden. Band 6. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Wiesbaden 1964, 53–61, 53.

pastoral agierenden Staats aus der Fürsorge für seine Bürger verbunden, wie er beispielsweise von Michel Foucault für die Mitte des 18. Jahrhunderts beschrieben wurde.³⁸ Gesellschaftlicher Fortschritt steht für Smiles in direktem Verhältnis zur freien Entfaltung des Einzelnen. Smiles kombiniert unterschiedliche Ansätze, wie Emersons Reformprogramm oder Jeremy Bentham's Utilitarismus, um den Lesern eine Idealvorstellung des Liberalismus vorzuhalten, in der das erfolgreiche Wirken der Individuen die Ausbildung eines tugendhaften Charakters auf der Basis von Selbsthilfe voraussetzt. Hiervon profitieren automatisch auch Nation und Staat.³⁹

Schramm-Macdonald ist sich der pietistischen Vorgeschichte der Selbsthilfe-Idee bewusst. Er hebt jedoch selektiv den »Durchhaltewillen« der pietistischen Gründerfigur August Hermann Francke (239) hervor. Das ist kein Zufall: Hilfe zur Selbsthilfe wird – wie die Aufstiegserzählungen – in eine Deutschlanderzählung der jungen Nation eingebettet, deren Erfolg auf dem vorbereitenden willensstarken Wirken unzähliger Persönlichkeiten mit einer vorbildlichen Biographie im Sinne des Buchs fußt. Auch hier setzt sich Schramm-Macdonald explizit von Smiles ab. Der Leser werde »bald die Überzeugung gewinnen, dass er ein rein deutsches Buch vor sich hat: es ist deutsch gedacht, deutsch geschrieben und den deutschen Verhältnissen, die von den englischen vielfach ganz verschieden sind, durchaus angepaßt.«⁴⁰

Durch die Kopplung der Selbsthilfe-Idee an die Erfolgsideologie der Gründerzeit kann die Großerzählung sich weiter entfalten. Alle Erzählungen werden jetzt nach dem Muster des gesellschaftlich erfolgreichen Aufsteigers durch Durchhaltevermögen und Fleiß konstruiert. Doch nicht die *self-made men* John D. Rockefeller und Henry Ford stehen Pate, sondern der Großindustrielle Alfred Krupp, der Polarforscher Carl Christian Koldewey oder General Otto von Bismarck. Wie diese Ikonen der deutschen Nation könne jedermann um die Jahrhundertwende ein »großer Mann« werden: »[N]icht selten«, so Schramm-Macdonald, »überholt der Minderbegabte durch sein rastloses und mühevolles Streben den mit großen Fähigkeiten Ausgestatteten, der Sohn des Armen den Sohn des Reichen, der Niedriggeborene den Sproß aus vornehmster Familie« (16). Der Erfolg scheint damit jedem offen zu stehen, besondere Eigenschaften oder außergewöhnliche charakterliche Qualitäten erscheinen nicht mehr als Bedingung für Größe. Die besseren Großen waren selbst einmal *underdogs*. Der Begriff vom »großen Mann« wandelt sich: Der geniale charismatische Führer der Massen wird zu einem Leitbild der

³⁸ Vgl. Michel Foucault: »Omnes et singulatim: zu einer Kritik der politischen Vernunft« [1981]. In: Ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Hg. v. Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Jürgen Schröder. Frankfurt a.M. 2005, 165–198, hier 182ff. Bereits in Daniel Defoes »Giving Alms no Charity« (1704) findet sich dieses anthropotechnische Projekt der Selbsthilfe musterhaft exponiert. Defoes *Robinson* wird von Schramm-Macdonald als fiktives Beispiel angeführt.

³⁹ Vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, 155.

⁴⁰ Schramm-Macdonald: *Wohlstand*, IV. Sogar die Verlagswerbung in *Der Weg zum Erfolg* entspricht dem Narrativ. Es wird *Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts*, eine Überblicksdarstellung von Friedrich Kirchner, ergänzt von Ludwig Bräutigam, beworben, nebst dem Leitfaden *Funk's Arbeiterversicherungsgesetze für das deutsche Reich*.

Vielen.⁴¹ Der Nürnberger Gymnasialprofessor Hans Keller beschreibt 1913 in seiner pädagogischen Schrift *Prinzipien der Willenserziehung* die Wirkung von solchen Vorbildern auf der Höhe der Autosuggestions-Psychologie:

[Es] ist klar, daß nichts unmittelbarer wirken kann als *Bilder großer Menschen*, wobei kaum zu betonen sein wird, daß für Größe nicht Rang und Stand und Name, nicht Religion und Geschlecht und Rasse entscheiden kann; wir meinen Bilder großen Schaffens und Überwindens, aufopfernder, selbstloser Liebe, wie sie in Sage und Geschichte und Dichtung und in dem Leben des Alltags allüberall begegnen. Wir alle kennen die suggestive Kraft solcher Vorbilder und begrüßen es, wenn sie von der Erziehung genutzt werden.⁴²

Die institutionelle Position des Autors eines Selbsthilferatgebers ist notwendigerweise paradox. Explizite und folglich geschwätzige Ratschläge sind unerwünscht. Idealiter führt das beispielhafte Leben sich selbst vor; es »gebraucht keine Worte und redet doch die eindringlichste und wirksamste Sprache« (152). Steht ein Buch voller Beispiele dann nicht in performativem Widerspruch dazu? Nicht für Schramm-Macdonald. Dazu müsste man nämlich die Reichweite eines Beispiels ermessen können:

Wann und wo, ja ob überhaupt jemals ein gutes Beispiel aufhört, seine segensreiche Wirkung zu üben, kann kein Mensch sagen. Dagegen steht aber fest, daß ein Jüngling oft genug durch das Vorbild eines bedeutenden Mannes, dessen Lebensbeschreibung ihm ganz zufällig in die Hände gefallen, auf eine ganz andere Bahn gelenkt worden ist. (158)

Die doppelte Selbstpositionierung von Schramm-Macdonald als Erzähler-Ratgeber führt zu der Frage, wie man Fremdhilfe zur Selbsthilfe optimalerweise leistet. Wenn Worte »Zwerge« sind und »Beispiele Riesen« (153), was ermächtigt Schramm-Macdonald als Autor dazu, dieses ›Zwergenvolk‹ anzuführen, um in seiner Bildsprache zu bleiben? Im Gegensatz zu Smiles passt sein eigener Werdegang wohl nicht so recht in die Reihe der beispielhaften Autorenbiographien, die im Buch auftauchen. Da er mit Smiles konkurriert, kann er sich auch nicht als Schüler von Smiles stilisieren. Zum Ausgleich verfährt er viergleisig. Er widmet sein Buch dem Grazer Heimatliteraten Ludwig Rosegger, »der durch sein eigenes Leben, sein Ringen und Streben das Evangelium von der Macht der Selbsthilfe so herrlich bewahrheitet hat!« Auf der gleichen Seite ist die Antwort des Dichters abgedruckt: Er »weiß die Ehre zu würdigen, gerade diesem Werke Pate stehen zu dürfen«, und bescheinigt dem Ratgeberautor, »dem deutschen Volke eine Wohlthat« (o.S.) erwiesen zu haben. Neben Widmung und Antwort Roseggers

41 Vgl. Robert Suter: »Groß und erfolgreich. Zur Reproduktion großer Männer zwischen Warenästhetik und Selbsthilfe, 1830-1930«. In: Michael Camper/Ingrid Kleeberg (Hg.): *Größe. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert*. Zürich 2015, 217-238.

42 Hans Keller: *Prinzipien der Willenserziehung*, Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Alten Gymnasiums in Nürnberg über das Schuljahr 1912/13. Nürnberg: Sebald 1913 (= Programm-Nr. 27 – handschriftlich auf Vorderdeckel vermerkt), 31. Vgl. auch Michael Cowan: »The Gymnastics of the Will. Abulia and Will Therapy in Early 20th Century German Culture«. In: *KulturPoetik* 5/2 (2005), 169-189, hier 180.

treibt Schramm-Macdonald jenes Spiel mit der Pseudointeraktivität⁴³ noch weiter, das als wichtiges Merkmal des Ratgebers immer wieder medial erneuert werden wird. Einen expliziten Ratschlag gibt es nur noch im Paratext des Buchs, und auch wieder nur, um den Status des Autors des Buchs zu festigen. Im Vorwort zur dritten Auflage zitiert Schramm-Macdonald die Höchstform des Ratschlags, den Imperativ, und zwar von einem nicht näher genannten Kritiker einer angesehenen Wiener Zeitschrift, der angesichts der Bücher des Autors als Urteil den Rat »kaufen, lesen und wieder lesen« (o.S.) verkündet. Im gleichen Vorwort berichtet Schramm-Macdonald von dankenden Lesermeldungen per Brief. In den Smiles-Büchern betont er immer wieder, dass es eine gegenseitige Interdependenz gebe zwischen dem Erfolg des Einzelnen und dem Erfolg der deutschen Nation (10). Jeder Leser sei daran als Arbeiter oder zumindest als Erzähler beteiligt. Deshalb fordert Schramm-Macdonald seine Leserschaft explizit zur Mitautorschaft auf: »[I]nsbesondere die Mitteilung von Beispielen aus dem Leben« sei ihm »sehr willkommen«.⁴⁴ Damit stellt sich Schramm-Macdonald in seiner Tätigkeit vorübergehend auf eine Ebene mit dem Leser: Beide erzählen und deuten, beide sind Experten. Entsprechend ist die institutionelle Position von Schramm-Macdonald nur denkbar, wenn man die *narrative Dimension* seiner Ratgeber mitberücksichtigt.

Schramm-Macdonald distanziert sich bereits im Vorwort seines Glücksratgebers von den »unendlichen Wiederholungen und ermüdender Breite« seines Vorbilds Smiles. Dieser für das Ratgebergenre fast topischen Geschwätzkritik⁴⁵ zum Trotz setzt

43 Wenn man das Ratgeben vom Sprechakt des Ratgebens her als eigenes »Institut« auffasst (vgl. Jochen Rehbein: »Medizinische Beratung türkischer Eltern«. In: Ders.: *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen 1985, 349–419, hier 350; Michael Niehaus: »Wie soll ich tante Emma umbringen?«. Überlegungen zum Ratgeben als Institut«. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik* 169 (2013), 122–141, hier 123), das nicht nur eine universelle soziale Praxis darstellt, sondern auch in sehr unterschiedlichen institutionalisierten Zusammenhängen und medialen Ausprägungen zum Einsatz kommt, so lässt es sich als eine Sequenz von verschiedenen Sprechakten oder Zügen auffassen, der eine bestimmte Logik zugrunde liegt, die sich in einer »Standardversion« realisiert. Vgl. Michael Niehaus: »Logik des Ratgebens. Eine Standardversion zur Beschreibung eines Typs von Sprechaktsequenzen«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse einer sprachlichen Handlung*. Bielefeld 2014, 9–63. Hierzu gehören unter anderem die Einholung der Erlaubnis, um Rat fragen zu dürfen; die Aufgabe, das Problem darzulegen; die Verpflichtung, einen gegebenen Rat zu erläutern usw. Bei gedruckten Ratgebern kann sich diese Sprechaktsequenz nicht realisieren, weil der Rat nicht im Rahmen einer Interaktion gegeben wird und keinen spezifischen Adressaten avisiert. Im engeren Sinn können gedruckte Ratgeber daher keinen Rat geben. Vgl. Rainer Paris: »Raten und Beratschlagen«. In: *Sozialer Sinn* 6 (2005), 353–388, hier 355. Von Anfang an und mit verschiedenen Mitteln haben gedruckte Ratgeber daher versucht, diesen Mangel an Interaktivität vergessen zu machen oder zu kompensieren. Vgl. Alfred Messerli: »Eine Entwicklungsgeschichte der Medien und der Rhetorik des Rates«. In: *Non Fiktion* 1/2 (2012), 13–27, hier 19. Schon weil der gedruckte Ratgeber keinen einzelnen Rat gibt, sondern eine Reihe von aufeinander aufbauenden oder zumindest aufeinander abgestimmten Ratschlägen, entfernt er sich sehr weit von dieser »Standardsequenz, auf die er dennoch – nicht nur nominell – bezogen bleibt.

44 Schramm-Macdonald: *Wohlstand*, IV.

45 Die Geschwätzkritik ist ein Topos im Ratgeberumfeld. In seiner Schrift *Prinzipien der Willenserziehung* aus 1913 von Hans Keller zum Beispiel wird »hässliche Geschwätzigkeit« als Ausgebot des unbeherrschten »Tätigkeitstriebs« genannt, der die wahre Tatkraft des Willens unterminiere (Ders.: *Prinzipien der Willenserziehung*, 44–45).

Schramm-Macdonald jedoch auf genau dasselbe Verfahren. Die Verführungs kraft seiner Überarbeitungen liegt wie bei Smiles in der Fülle und Übertreibung der Beispiele, die trickreich zurechtgedeutet werden. Auch das ist bestim mend für den diskursiven Ort des modernen Ratgebers: Er tendiert zur »diskursiven Übermächtigung« des Lesers. Schramm-Macdonald ist sich dessen bewusst und erläutert sein mechanisches Modell folgendermaßen: »[...] je unterbrochener sich das Beispiel wiederholt,« so lesen wir, »je mehr es mit dem allgemeinen Leben verschmilzt, um so sicherer dringt es in die Seele ein und giebt ihr ein bestimmtes Gepräge.« (153-154) Zur Erleichterung der Suche nach dem passenden Beispiele lebenslauf auf dem »Weg zum eigenen Erfolg« hat das Buch ein Register, das über 400 Namen aufführt, und das sind nur die großen Namen.

Im zweiten Hauptteil seines Buchs, *Von den Mitteln und Wegen der Selbsthilfe*, schreibt Schramm-Macdonald im Kapitel »Thatkraft und Mut«: Es würde »gegen den Zweck des Buches verstößen,« wollte der Autor sich »hier auch nur mit den kaum minder hervorragenden beschäftigen.« (267) Nachdem er sich im Kapitel »Thatkraft und Mut« mit den »großen« Afrikareisenden (David Livingstone, Henry Stanley und Emin Pascha) beschäftigt hat, lässt er sich aber – etwas widersprüchlich – das Namedropping nicht nehmen und listet noch der Vollständigkeit halber die deutschen Afrikaforscher Heinrich Barth, Adolf Overweg, Eduard Vogel, Gustav Nachtigal und Georg August Schweinfurth auf. Es ist, als ob Schramm-Macdonald kurz andeuten will, dass alle Namen wichtig sind.

Das Leben eines einzigen vorbildlichen Menschen hat nämlich das Potenzial, die Anlagen und Neigungen, die in anderen schlummern, zu einer mächtigen Flamme anzufachen, und so wird das Beispiel gleichsam zu einer Kette, bei der sich unaufhörlich Glied an Glied reiht und die sich damit durch alle späteren Zeiten zieht. (258)

Auch die anscheinend willkürliche Hervorhebung einiger Namen im Register scheint noch einmal betonen zu wollen, dass es im Grunde genommen egal ist, bei welchem Glied man ansetzt.

Aus der Distanz zur heutigen Zeit sind die Wirklichkeitserzählungen bei Schramm-Macdonald in zweierlei Hinsicht erschütternd. Erstens sind die Erzählungen, geprägt vom mit Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Ausdauer und Fleiß verbundenen Gründerzeit-Fortschrittsglauben, einfach gestrickt. Andererseits ruft das schlichte Deutungsmuster dieser Verhaltensorientierungsliteratur eine peinliche Betroffenheit über die strukturelle Ähnlichkeit einiger gegenwärtiger psychologisierender Selbstoptimierungserzählungen hervor.⁴⁶ Darin zeigt sich ein weiteres Merkmal für den diskursiven Ort von

46 Aktuell erscheinen Ratgeber für Jugendliche, die nach dem gleichen Muster der Ermutigung durch Vorbilder gestrickt sind. Es handelt sich um Ratgeber wie *Good Night Stories for Rebel Girls. 100 Tales of Extraordinary Women* (San Francisco 2016) von Francesca Cavallo und Elena Favilli oder *Stories for Boys Who Dare To Be Different. True Tales of Amazing Boys Who Changed The World Without Killing Dragons* (London 2018) von Ben Brooks mit 103 Kurzbiographien. Die Bücher sind zwar girl power-orientiert oder individualistisch jenseits der Machismo-Helden norm; die Persönlichkeiten verkörpern dennoch die gleichen Eigenschaften – Selbstbewusstsein, Selbstverwirklichungsdrang und Resilienz neben Einfühlvermögen und Generosität – wie sie bereits bei Smiles propagiert wurden. Moderne Held*innen wie Yoko Ono, Marie Curie, Serena and Venus Williams, Ai WeiWei, Bill Gates oder Daniel Radcliffe sollen weit mehr als politische Prozesse für das Potenzial stehen, die Gesellschaft zu verändern.

modernen Ratgebern, nämlich ihre Vergesslichkeit oder A-Historizität: Ratgeber stehen ihrer eigenen Traditionsbildung eher feindlich gegenüber.⁴⁷

Das Fesselnde des Buchs von Schramm-Macdonald wird durch die repetitive Form und die Gemeinplatzhaftigkeit seiner Erzählungen leicht übersehen. Schramm-Macdonald erzählt im Grunde altbekannte Erfolgsgeschichten, und er weiß darum: Die von den Erfolgsleuten verkörperte Sitte, »sie ist nichts anderes, als ein stereotypes Beispiel« (154). Diese Stereotypisierung charakterisiert den gedruckten Ratgeber: Er ist unentwegt bemüht, die Kontingenzen des beratenden Erzählens zu neutralisieren. Diese manifesten Erfolgserzählungen werden durch Narrative gesteuert, unter denen – verkürzt gesprochen – Erzählschemata oder »erzählerische Generalisierungen« zu verstehen sind, »Dispositive von einem mittleren Härtegrad, insofern sie die von ihnen enthaltenen Elemente konfigurieren, aber nicht bis ins Letzte festschreiben«.⁴⁸ Immer wieder finden wir in Ratgebertexten die Konversionsgeschichte, die Leidensgeschichte oder im Falle von Smiles und Schramm-Macdonald die Erfolgsgeschichte aus eigener Kraft.

Um dennoch Spannung zu erzeugen, greift Schramm-Macdonald auf ein alltägliches Erzählverfahren zurück, das Michel de Certeau in seiner *Kunst des Handelns* beschrieben hat. Im alltäglichen Erzählen kann die Hervorhebung eines auf den ersten Blick »beiläufige[n]« Details, »das in der glücklichen Stereotype des Gemeinplatzes verborgen ist«, die Tragweite und Aktualität von »wolhbekannten und somit klassifizierbaren Geschichten« verändern.⁴⁹ Es kommt weniger auf die erwartbaren Inhalte an als auf die Einpassung des Erzählten in den aktuellen Kontext. Stereotype Erzählungen haben sich als besonders anpassungsfähig an die stets veränderten Anforderungen des Alltags erwiesen. Dadurch sind sie besonders geeignet für Beratungskontexte. Die Details können beliebig ausgetauscht werden, solange das Erzählschema unberührt bleibt. Erst durch die Veränderung in einem ihm fremden Kontext der Beratung kann die im Erzählgedächtnis angelegte stereotype Geschichte ihre in Potenz angelegte »Interventionskraft«⁵⁰ mobilisieren. Andererseits kann die Geschichte nur als verschwundenes Objekt, ohne festen Ort in einer bestimmten aktualisierten Erzählung, »Möglichkeiten zu glauben« bereitstellen und die damit einhergehende Haltung des Rezipienten – »sie wachsam auf der Lauer liegend zu erwarten«⁵¹ – hervorrufen. Da die erzählten Details durch den immer wieder anderen praktischen Bezug nicht stabil bleiben, erhält dieser »Raum« eines wandernden Nicht-Ortes [...] die Subtilität einer kybernetischen Welt. Er bildet wahrscheinlich [...] das Modell einer Kunst des Handelns [...], die – indem sie die

⁴⁷ Vgl. Stewart Justman: *Fool's Paradise: The Unreal World of Pop Psychology*. Chicago 2005, 9.

⁴⁸ Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 30.

⁴⁹ Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*. Aus dem Französischen von Ronald Voullié. Berlin 1988, 174. Für die Überlegungen zu Certeau und später zu Benjamin in Bezug auf das Verhältnis von Erzählen und Rat siehe auch Wim Peeters: »Ludwig Bechsteins Ratgebermärchenkette. Über das Verhältnis von Erzählen und Rat«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 303-321.

⁵⁰ Certeau: *Kunst des Handelns*, 170.

⁵¹ Ebd., 170.

Gelegenheiten ergreift – unaufhörlich an den Orten, wo die Mächte sich ausbreiten, die ungewöhnliche Trifigkeit der Zeit erneuert.«⁵²

Rat und die »antwortende Alternation«⁵³ von Beispielerzählungen bedingen sich gegenseitig. Die Antwort bleibt aber singulär. Es kann sich nur um eine metonymische Beziehung handeln, »zwischen einem konkreten Detail und einer Konjunktur, die hier für eine Ereignisspur gehalten wird und dort durch die Produktion einer Übereinstimmung oder einer ›Harmonie‹ erzeugt wird.«⁵⁴ Es geht nicht nur darum, sich auf die immer wieder im Detail novellierten Beispielerzählungen einzulassen. Da auch das eigene Leben in Potenz beispielhafte Züge annehmen kann, geht es darum, eine Sensibilität für die Kleinigkeiten zu entwickeln, die darüber entscheiden können, ob es sich in die Reihe der Erfolgsgeschichten einordnet oder nicht.

Schramm-Macdonald lässt den schottischen Stifter der *Ragged Schools*, Thomas Guthrie, selbst erzählen, wie ein Bild seine Erfolgsgeschichte initiierte und ihn in einer Metareflexion darauf hinweisen, »dass es oft ganz unbedeutende Kleinigkeiten sind, welche nach dem Ratschlusse der Vorsehung das Geschick der Menschen bestimmen« (166). Das Wohlstandsbuch enthält sogar ein eigenes Kapitel mit dem Titel »Kleinigkeiten«. Dort erzählt Schramm-Macdonald neben einer Fülle von Anekdoten aus dem Alltagsleben eine alte Christus-Legende und zitiert Johann Wolfgang von Goethes Überarbeitung. Christus sieht unterwegs mit seinen Jüngern ein halbes Hufeisen auf der Straße liegen und fordert Petrus auf, das Ding aufzuheben. Dieser aber

hatte soeben geträumt, so was vom Regiment der Welt, was einem jeden wohlgefällt, denn im Kopf hat das keine Schranken. Das waren so seine liebsten Gedanken. Nun war der Fund ihm viel zu klein, hätt' müssen Kron' und Zepter sein; aber wie sollt' er seinen Rücken nach einem halben Hufeisen bücken? Er also sich zur Seite kehrt und thut, als hätt' er's nicht gehört.⁵⁵

Christus hebt es daraufhin selbst auf und verkauft es im nächsten Ort. Das Geld gibt er für Kirschen aus. Als die Reise dann in der brennenden Sonne weitergeht und die Jünger von Durst gequält werden, lässt Christus wie zufällig Kirschen zur Erde fallen, und es ist natürlich Petrus, der als erster und wiederholt danach greift. Daraufhin spricht Christus: »Thät'st du zur rechten Zeit dich regen, hätt'st Du's bequemer haben mögen. Wer geringe Dinge wenig acht't, sich um geringre Mühe macht.«⁵⁶

Nachdem er diese Muster-Erfolgserzählung einige Male variiert und mit den Namen Christus und Goethe aufgewertet hat, schlussfolgert Schramm-Macdonald:

Das Leben ist voll von Beispielen ähnlicher Art. Wenn es zur Gewohnheit geworden, kleine Dinge zu vernachlässigen, ist das Verderben nicht weit entfernt. Es ist die Hand des Sorgsamen, welche reicht macht, und Mann und Frau, sobald sie sorgsam sind, richten auf kleine Dinge dasselbe Augenmerk wie auf große.⁵⁷

⁵² Ebd., 173.

⁵³ Ebd., 172.

⁵⁴ Ebd., 173.

⁵⁵ Schramm-Macdonald: *Wohlstand*, 145.

⁵⁶ Ebd., 146.

⁵⁷ Ebd., 147-148.

Schramm-Macdonald setzt das Wissen um diesen Erzähltrick, der das Begehr nach dem Detail dadurch wachruft, dass jede Kleinigkeit Veränderungspotenzial verliehen bekommt, sogar als *Teaser* ein. Auf Seite 26 erfahren wir, dass Ludwig Rosegger, dem Schramm-Macdonald sein Buch widmete, in seinen Schriften (u.a. im um die Jahrhundertwende enorm populären *Als ich noch der Waldbauernbub war*) beschreibt, wie er als armer Schneidergeselle eine lange Fußreise zu seinem zukünftigen Verleger in Pest unternommen hat, bevor er dann zu einem geliebten und gefeierten »Mann von kulturgeschichtlicher Bedeutung« wurde, der als Wahlspruch »Fester Wille führt zum Ziele!« erdichtete. Aber dann lesen wir: »Mit welchen Gefühlen er [Rosegger, W.P.] selbst an seine Lehr- und Gesellenzeit zurückdenkt, ersieht der Leser aus meinem ›Weg zum Wohlstand‹ (26).

Dass Erzählungen Rat enthalten können, ist ein Gesichtspunkt, den insbesondere Walter Benjamin in seinem Essay *Der Erzähler* von 1936/37 stark gemacht hat. Ratgeben und die Praxis des Erzählens sind für ihn immer eng miteinander verbunden. Benjamin macht in seinem Text den überraschenden Vorschlag, Rat weniger als »Antwort auf eine Frage« aufzufassen, sondern ihn eher als »Vorschlag« für die »Fortsetzung einer (eben sich abrollenden) Geschichte«.⁵⁸ Rat könne man nur dann einholen, wenn man einerseits »seine Lage zu Wort kommen lässt«, also eine Herkunftsgeschichte des Problems erzählerisch darlegen kann, andererseits *performativ* das Lösungsangebot des Ratgebers als Fortsetzung der eigenen Erfolgsgeschichte »zuvörderst einmal erzählen« könne.⁵⁹ Woher soll der Ratsuchende wissen, wie man einen Rat erzählerisch mit der eigenen Geschichte verbindet? Rat muss nach Auffassung Benjamins immer im Kontext von exemplarischen Erzählungen gesehen werden. Benjamin hatte noch prototypisch die mündliche Erzähltradition vor Augen. Aus seiner Sicht wurde Erfahrung in der Vormoderne maßgeblich in Form mündlicher Erzählungen weitergegeben, und diese Erzählungen waren jederzeit als Gemeinplatz zur Unterstützung eines Rats abrufbar. Nach diesem Muster konnte der Ratsuchende dann auch mit der eigenen Geschichte verfahren. Rat kommt also immer als Erzählung an. Die Erzählung funktioniert hier als zuverlässiges Übersetzungsmedium.

Moderne Subjekte haben nach Benjamin jedoch verlernt, ihren Sorgen eine Erzählform zu geben, was aber Voraussetzung für ihre Beratungsfähigkeit wäre. Die massenmedial gesättigte Informationsgesellschaft habe den Erfahrungshorizont des Menschen allzu sehr mit zerstückelten und zerstreuten Einzelinformationen überfrachtet. Da das Subjekt kein Erzählbeispiel in seinem Umfeld mehr vorfinde, das ihm demonstriere, wie es seine Erfahrung in eine Geschichte fassen und sie dadurch mit einem Rat kompatibel machen könne, komme es aus dem Jammertal nicht heraus. Einsetzende Ratlosigkeit auch auf der Ebene des Erzählens sei die Folge.⁶⁰

⁵⁸ Walter Benjamin: »Der Erzähler: Betrachtungen zum Werk Nicolai Lesskows« [1936/37]. In: Ders.: *Illuminationen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, 385–410, hier 388. Vgl. Wim Peeters: »Rat geben«. In: Matías Martínez (Hg.): *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar 2017, 296–273.

⁵⁹ Benjamin: »Erzähler«, 388.

⁶⁰ Benjamin: »Erzähler«, 389. Vgl. Rudolf Helmstetter: »Guter Rat ist (un)modern – Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber«. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.): *Konzepte der Moderne (DFG-Symposium 1997)*. Stuttgart/Weimar 1999, 147–172, hier 147, 171.

Spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts bildet die Ratgeberliteratur ein reiches Archiv von mit Rat einhergehenden Beispielerzählungen. Ob der moderne Roman noch länger Lebenshilfe bietet oder nicht, sei dahingestellt; unstrittig ist der Stellenwert von Beispielerzählungen in der Ratgeberliteratur. Schramm-Macdonald ist absolut überzeugt von der Möglichkeit, dass die unterschiedlichen Mustererzählungen in seinem Buch Nachfolgegesichten erzeugen können. Mit seinem Buch führt er sogar selbst exemplarisch vor, wie man Smiles' Mustererzählung erfolgreich adaptieren kann: Die aufgeführten Persönlichkeiten stammen jetzt überwiegend aus dem deutschen Sprachraum und die Nation kommt als Selbsthilfekandidat hinzu. Rat bleibt in der Moderne also erzählbar.⁶¹ Schramm-Macdonald optimiert und steigert Smiles' Ratgeberverfahren, indem er die Austauschbarkeit der individuellen und Großerzählungen unter Beweis stellt.

Es sind aber keine Erzählungen, die Benjamin als »weise« bezeichnen würde, da sie der Nachprüfbarkeit von temporärem Erfolg dienen und nicht von Dauer sind.⁶² Die im Sinne von Benjamin anstelle eines expliziten Rats gegebene, für sich stehende Erzählung lebt in anderer Weise von der Autorität des Erzählenden, als dies bei gedruckten Ratgebern der Fall ist, die ihre Narrationen und Narrative einem Diskurs unterwerfen und zu funktionalisieren versuchen. Michel de Certeau kann Benjamins Verlustrechnung nicht ganz nachvollziehen. Zwar ist er mit Benjamin einer Meinung, dass die Moderne geschwäztig sei: »Überall gibt es nur noch Neuigkeiten, Informationen, Statistiken und Umfragen«⁶³; die Erzählpraxis hat sich jedoch *taktisch* auf die neue Situation eingestellt. Der Begriff *Taktik* steht bei Certeau im Gegensatz zur Strategie für »ein Kalkül, das nicht mit etwas Eigenem rechnen kann«.⁶⁴ Entsprechend besteht die Erzähltaktik der Moderne darin, narrative Modelle zu entwickeln, die den Erfahrungsverlust mittels »Fakten, Begebenheiten und Ereignissen«⁶⁵ aus unterschiedlichen Medien kompensieren, die es ermöglichen »trotzdem«⁶⁶ glaubhaft zu wirken. Nach Certeau übernimmt das gesellschaftliche Leben »die Gebärden und Verhaltensweisen, die von den narrativen Modellen geprägt worden sind; es reproduziert und akkumuliert unablässig die ›Kopien‹ von Berichten. Unsere Gesellschaft ist in dreifachem Sinne zu einer *rezitierten* Gesellschaft geworden: sie wird gleichzeitig durch *Berichte* (*récits*) (die Fabeln unserer Werbung und unserer Informationsmedien), durch deren *Zitierung* und durch deren unendliche *Rezitierung* definiert.«⁶⁷ Lebensmodelle gibt es nur noch über

61 Es fehlt nur noch das von den menschlichen Defiziten her gedachte therapeutische Narrativ. Später wird das Selbsthilfennarrativ mit (pseudo)wissenschaftlichen Optimierungserzählungen seelischer Gesundheit verwoben werden. Vgl. Illouz: *Errettung der modernen Seele*, 265. Schramm-Macdonalds Diätlehre ist eher einseitig: »Was Luft und Klima für den Körper des Menschen, ist das beständige Beispiel für seine Seele« (154); ebenso schlicht ist seine Affektenlehre: »Beispiele freudigen Arbeitens« verleihen »Fröhlichkeit«, und das »verleiht dem Geiste Spannkraft, verscheucht trübe Gedanken, schützt vor Zaghafigkeit« und wird »so zur Mutter des Erfolgs« (158).

62 Vgl. Benjamin: »Erzähler«, 390, 397.

63 Certeau: *Kunst des Handelns*, 327.

64 Ebd., 23.

65 Ebd., 328.

66 Ebd., 332.

67 Ebd., 329.

den Umweg einer Überlieferung »im Namen von Anderen«,⁶⁸ die sich selbst wiederum auf Dritte beziehen, ad infinitum. Schramm-Macdonald führt vor, dass das Verfahren, Ratschläge mit überlieferten Darstellungen bekannter Persönlichkeiten einhergehen zu lassen, genügt, um den Rat vertrauenswürdig erscheinen zu lassen. Im Sinne von Certeau müsste man daher die Ratgeberliteratur zu den wichtigen institutionalisierten Produzenten von modernen »Legenden (*Legenda*, was man lesen und sagen muß)«⁶⁹ rechnen.

Die Reihe von Erzählungen bei Schramm-Macdonald und Smiles gibt vordergründig den Glauben weiter, dass es durch die »Kraft des Beispiels« möglich sei, Kontingenz zu minimieren und gezielt Chancen zu erschaffen. Sie sollen es dem Leser ermöglichen, aus dem Beispielgedächtnis heraus in einem ihnen fremden Kontext eine günstige Gelegenheit zu erkennen oder zu erwarten. Der Abgleich mit auf den Beratungsgegenstand zugeschnittenen biographischen Erfolgsgeschichten verändert den aktuellen Fall allein schon dadurch, dass die Geschichten *Aufschub* sozial plausibel machen:⁷⁰ Wer sein Ziel lange genug persistent verfolgt, wird irgendwann Erfolg ernten, so geben die Geschichten immer wieder zu verstehen.

Erzählungen verfügen über keine Macht, sondern haben lediglich Teil an einer Autorität, die sich aus einer Reihe ähnlicher Erzählungen speist. »Diese aus dem kollektiven oder individuellen Gedächtnis ›gewonnene‹ Autorität ›autorisiert‹ (ermöglicht) eine Umkehrung, eine Veränderung der Ordnung oder des Ortes, einen Übergang zum Differenten«.⁷¹ Für Schramm-Macdonald hat diese Veränderung ihre Wurzeln »im häuslichen Leben« (154) der Familie. Hier kann das Beispiel seine »erziehende[] Macht« (151) entfalten und kann »die Nation ihren Ursprung« (155) nehmen. Dazu muss der familiäre Ort in einen genealogischen Raum verwandelt werden, in dem die »großen Vorfahren nicht bloß in ihren Taten [...], sondern auch in den uns überlieferten Lebensbeschreibungen« (155) fortleben. Erst diese Erzählungen stellen, in den Worten von Rudolf Helmstetter, »Aussichten auf Erfolg in den Raum«, die diesen Raum verändern und damit auch »das Verhalten in ihm, die Selbstverortung und die Orientierung im Handlungsraum.«⁷²

68 Ebd., 332.

69 Ebd., 329.

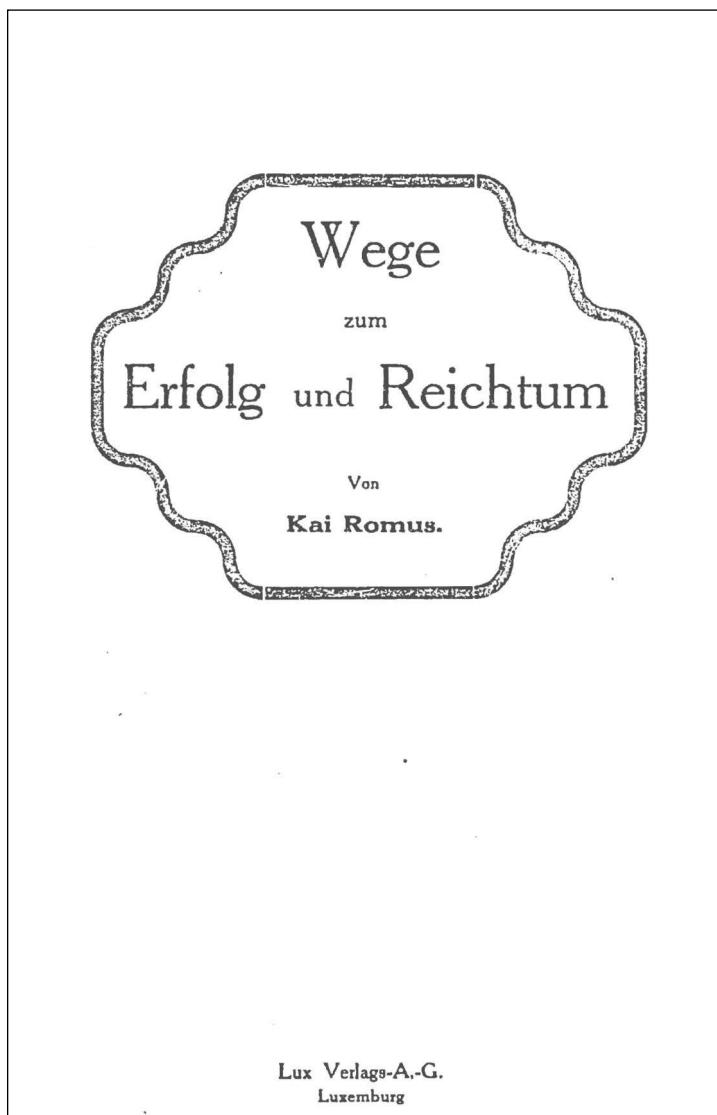
70 Vgl. Peter Fuchs/Enrico Mahler: »Form und Funktion von Beratung«. In: Soziale Systeme 2 (2000), 349–368, hier 356–357.

71 Certeau: Kunst des Handelns, 171.

72 Rudolf Helmstetter: »Ratgeber als Erfolgsflüsterer und der Schatten des Scheiterns«. In: Non Fiktion 1/2 (2012), 49–56, hier 53.

2.2 Kai Romus: Wege zum Erfolg und Reichtum (1928)

Abbildung 10: Deckblatt.



Der Ratgeber *Wege zum Erfolg und Reichtum*⁷³ von Kai Romus, 1928 bei der Luxemburger Lux Verlags-Aktiengesellschaft erschienen, ist wie viele andere Erfolgsratgeber in seiner Entstehungs- und Publikationsgeschichte kaum zu rekonstruieren. Sowohl über den Autor wie auch über den Verlag ist, soweit sich das nach aktuellem Erkenntnisstand beurteilen lässt, kein weiterführendes Quellenmaterial verfügbar. Zwar lässt sich das Fehlen späterer Neuauflagen als Hinweis auf einen mangelnden Verkaufserfolg deuten, eine verlässliche Angabe darüber, wie viele Käufer das Buch tatsächlich hatte, ist es natürlich nicht. Denkbar ist auch, dass Romus selbst der Verleger war und der Druck aus privaten Mitteln finanziert wurde, sodass sich nur eine Auflage mit kleinen Stückzahlen realisieren ließ. Für diese Variante würde nicht zuletzt die recht einfache Covergestaltung sprechen, die jedes professionelle Verlagsdesign vermissen lässt. Trotz dieser Umstände ist *Wege zum Erfolg und Reichtum* ein bemerkenswertes Buch. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Romus auf knapp 160 Seiten alle Kernthemen des Erfolgsdiskurses auf ebenso prototypische wie wortgewandte Weise behandelt. Angefangen bei den vielen Merksprüchen und Maximen, die den gesamten Text durchziehen und die Erfolgsprämissen in prägnante Phrasen nach dem folgenden Muster verpacken: »Wer Erfolg haben will, darf keiner Arbeit aus dem Weg gehen« (25). Oder, um ein weiteres Beispiel zu nennen: »Warte nicht auf den günstigen Augenblick, sondern führe ihn selbst herbei« (31). Originell ist das nicht, aber eben wirkungsvoll, weil in weithin vertrauten Parolen der Erfolg als etwas Machbares dargestellt wird. Dabei versteht es Romus, Bekanntes und Wiederholtes immer wieder neu zu arrangieren und in eine sprachliche Form zu heben, die das stilistische Register der Ratgeber-Rhetorik voll ausschöpft. So taucht, wie die folgende Passage zeigt, nicht nur der eben zitierte Spruch wieder auf, es wird auch das Subjekt des Erfolges zur Animierung seiner Selbst bewegt, indem die inneren Erfolgsfaktoren des Willens und der Energie mit dem Nachdruck der Tunlichkeit (»er muss«) versehen werden.⁷⁴

Jeder, der vorwärts kommen will, muss die Kraft dazu in sich erwecken. Nichts leichter als das. Es gehört nur ehrlicher Wille dazu. Er muss sich die Fähigkeit aneignen, bewusst zu handeln und aufzubauen. Er muss vorwärtsstreben und alle Möglichkeiten ergreifen, die sich ihm bieten, und wenn sich ihm keine bieten, so muss er trachten, sich welche zu schaffen. »Warte nicht auf den günstigen Augenblick, sondern führe ihn selbst herbei. Energie, Kraft, Entschlossenheit sind Eigenschaften, die er sich unbedingt aneignen muss. (100)

Wie hier werden auch andere topische Elemente des Erfolgsdiskurses behandelt. So spricht Romus wiederholt über das Glück, wobei er in Anlehnung an den zweifach zitierten Spruch der Meinung ist, dass nur dem »das Glück die Hand [bietet], der in richtiger Weise an der Gestaltung seines Schicksals arbeitet« (9). An anderer Stelle wird hingegen das Prinzip der Selbsthilfe propagiert (»Jeder Lebenserfolg [...] ist das Ergebnis

73 Kai Romus: *Wege zum Erfolg und Reichtum*. Luxemburg: Lux Verlags-Aktiengesellschaft 1928. Künftig zitiert im Text.

74 Vgl. Rudolf Helmstetter: »Die Tunlichkeits-Form. Zu Grammatik, Rhetorik und Pragmatik von Ratgeberbüchern«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 107-132.

der Selbsthilfe«, 71), wird Rat zum Geldverdienen erteilt (»Geld soll nicht brach liegen, es muss rollen«, 26) oder es wird zur Tüchtigkeit (»Für die meisten Vorwärtsstreben gilt zunächst der Imperativ ‚werde ein Tüchtiger‘«, 82) und Unternehmungslust (»Sorge, dass deine Unternehmungslust nicht nachlässe!«, 130) aufgefordert. Zudem trifft man auf genretypische Figuren wie den »selfmade-man« oder den »Pechvogel«, die sich vor allem darin unterscheiden, dass der eine »auf die Höhe kommt, aus eigener Kraft« (120), während der andere »sich vom Leben treiben, hin- und herwerfen [lässt]« (89). Auch der in den 1920er Jahren so populäre Mythos, dass »Amerika [...] von jeher das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gewesen« (32) ist und dass »viele amerikanische Multimillionäre [...] ihre Laufbahn als Zeitungsjungen begonnen« (43) haben, bildet einen festen Bezugspunkt in Romus' Ratgeber.⁷⁵ Das gilt vor allem für die zahlreichen Erfolgsgeschichten, die einzeln oder in Gruppen einen Großteil der Kapitel füllen und so zu einem maßgeblichen Strukturmerkmal des Texts werden.

Insgesamt besteht der Ratgeber von Romus aus 62 nicht-nummerierten Kapiteln, die nur lose miteinander verbunden sind, dafür aber eine eindeutige thematische Präferenz erkennen lassen: Geld und die Frage, wie man möglichst schnell ein großes Vermögen anhäuft. Entsprechend tragen die Kapitel Namen wie »Schneller Umsatz«, »Sechzehntausend Arten Geld zu verdienen«, »Wie man Dollarmillionen macht«, »Immer Geld in der Tasche«, »In einer Woche Millionär« oder »Die Kunst, Geld zu verdienen«. Betrachtet man das rekurrente Motiv vom vielen und schnellen Geld vor dem Hintergrund der sich anbahnenden Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929, wird klar, dass der Ratgeber von Romus noch von einem unerschütterlichen Glauben an den Kapitalismus und an die Möglichkeiten der unbegrenzten Wertschöpfung beherrscht ist. Zwar wird auf die kriselnde Wirtschaftslage hingewiesen (38), diese wird aber nicht weiter expliziert und sieht sich zudem der mehrfach wiederholten Überzeugung gegenübergestellt, dass »das Geld [...] für Alle auf der Strasse« (119) liegt. Insofern kann man ruhig davon sprechen, dass die realhistorischen Auswirkungen, die das zeitgenössische Geld- und Wirtschaftssystem auf die nationale und globale Ökonomie der Zwischenkriegszeit hatte, weitestgehend ausgeblendet werden und einer verklärenden Darstellung weichen, die in ihrem ungetrübten Optimismus gewiss ein Stück weit wirklichkeitsverzerrend ist. Gerade darin aber, in der Vermittlung einer geschönten sozialen Realität, verspricht der Ratgeber von Romus Stabilität in Zeiten zunehmender Instabilität. Er übernimmt damit eine Funktion, die der von Institutionen in der Gesellschaft nicht unähnlich ist (vgl. Kap. 1.4). Allerdings hat das Ganze auch eine Kehrseite. Denn die Verklärung eines Wirtschaftssystems, in dem Erfolg vor allem Geld und Reichtum bedeutet, trägt zur Instituierung von Riten der sozialen Distinktion bei, die die Menschen in eine Klasse der Besitzenden und Nicht-Besitzenden teilen. Romus bringt diesen Aspekt ganz unverhohlen zum Ausdruck, wenn er gerade die Massen bezichtigt, es nicht zu verstehen, das sprichwörtlich auf der Straße liegende Geld aufzusammeln (vgl. 119).

An eine derartige Weltordnung muss der Leser natürlich erst einmal herangeführt werden. Zu diesem Zweck wird der Text von einer Phalanx aus drei Paratexten, be-

75 Vgl. Stephanie Kleiner/Robert Suter: »Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900-1940). Eine Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 9-40, hier 21.

stehend aus einer Widmung, einem Vorwort und einer Einleitung, eröffnet. Hier wird unter anderem das Zielpublikum bestimmt (»Dieses Buch ist nicht für Kinder und Schwächlinge bestimmt«, Widmung), der richtige Gebrauch vorgeschrieben (»Nicht nur lesen, sondern bedächtig, mit Verständnis lesen, darüber nachdenken und — handeln«, Vorwort) oder es wird der Inhalt thematisiert (»Der Inhalt dieses Buches ist so vielseitig, dass du unbedingt etwas finden wirst, was dir liegt«, Einleitung) und der intendierte wie der zu erwartende Nutzen der Lektüre skizziert (»Dieses Buch ist weit davon entfernt, die Welt verbessern zu wollen [...] es gibt Winke und Anleitungen, deren Beachtung zum Erfolg führt«, Vorwort). Die Paratexte dienen wie in anderen Ratgebern vor allem der Rahmung, indem sie die Lektüre vorbereiten und das Verhältnis zwischen Ratgebendem und Ratsuchendem instituieren helfen. Sie sind im Grunde der einzige Teil im Buch, der etwas mehr systematischen Charakter hat. Ansonsten weist der Ratgeber von Romus keinen besonders strukturierten Aufbau auf. Vielmehr würfelt er alles – Ratschläge, Verhaltensregeln, Spruchweisheiten, Erzählungen, Zitate usw. – oft ohne erkennbaren Zusammenhang durcheinander. Damit entspricht er allerdings seinem eigenen Motto, wie ein längerer Untertitel im Buchinnern verrät, der den Ratgeber als eine *Sammlung von hüben und drüben, von rechts und links, von überall, nebst Winken und Ratschlägen aus dem Leben für das Leben, aus der Praxis für die Praxis, aus den Erfahrungen eines arbeitsreichen Lebens. Ein Lehr- und Unterhaltungsbuch für die, die lernen wollen, ein Führer auf die »Wege zum Erfolg und Reichtum« verstanden wissen will.*

Mit der Sammlung, dem Führer und dem Lehr- und Unterhaltungsbuch führt Romus gleich drei Bezeichnungen an, die sich alle auf die Form und Funktion seines Ratgebers beziehen. Daran zeigt sich nicht nur, dass Ratgeber ein Genre bilden, das beständig reflektiert, was es ist und was es bewirken will, sondern auch, dass es sich dabei um ein hybrides Genre mit fließenden Grenzen handelt.⁷⁶ Die Unterhaltung nimmt bei Romus einen wichtigen Stellenwert ein. Sie ist nicht nur ein Leitprinzip der Lektüre, an dem sich zugleich die Stoffauswahl orientiert, sondern betrifft auch, wie noch zu zeigen sein wird, die auktoriale Ebene. Das Material für die Sammlung, darauf weisen die beiden Ortsangaben »hüben und drüben« im Untertitel hin, stammt vordergründig aus Europa (»hüben«) und Amerika (»drüben«), wobei sich mit der Grenzziehung zugleich eine kulturkritische Perspektive verbindet. So heißt es im Text: »Drüben kann sich der Vorwärtsstrebende [...] ungehindert entwickeln«, während ihm »hüben [...] immer noch überall allerlei Hemmnisse« (32) im Weg stehen. Im Gegensatz zu anderen Erfolgsratgebern ist der Ratgeber von Romus also durchaus von einem »virulente[n] Philoamerikanismus« beherrscht.⁷⁷ Den Schwerpunkt der Sammlung bilden aber nicht kulturideologische Betrachtungen, sondern, wie Romus im Vorwort bemerkt, die Darstellung »von tüchtigen, arbeitsamen, erfolgreichen Menschen«.

Mit dieser Art von Sammlung steht der Ratgeber von Romus in einer Traditionslinie mit der frühen liberalistischen Selbsthilfekultur im Stil von Samuel Smiles' *Self-Help* oder Hugo Schramm-Macdonalds *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft* (vgl. 2.1). Daran zeigt sich ein weiteres Mal, wie das Genre der Erfolgsratgeber beständig auf bewährte

⁷⁶ Siehe zur Hybridität als Formmerkmal der Ratgeberliteratur Stefanie Duttweiler: *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberaler Regierungstechnologie*. Konstanz 2007, 128-147.

⁷⁷ Kleiner/Suter: »Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900-1940)«, 21.

Darstellungsformen zurückgreift und über weite Zeitspannen hinweg weitertradiert. Auch inhaltlich sind die Bezüge noch klar zu erkennen. So verrät schon die Charakterisierung der biographierten Menschen als tüchtig und arbeitsam, dass hier auf einen liberalethischen Wertekanon Bezug genommen wird, in dem das selbstverwirklichende Telos der Arbeit eine priorisierte Stellung einnimmt. Auch die liberalistisch fundierte Anthropologie eines freien und mündigen Selbst, das sich aus eigener Kraft emporarbeitet, bildet so etwas wie eine zeitlose und unverbrüchliche Wahrheit in Romus' Ratgeber: »Die Möglichkeit, sich aus eigener Kraft von den kleinsten Anfängen zum Erfolg und Reichtum hoch zu schaffen, hat immer bestanden, sie besteht heute so gut, wie früher und sie wird immer bestehen« (119).

Obwohl die Rückbezüge auf Smiles und Schramm-Macdonald klar hervortreten, erwähnt Romus die geistigen Vorfahren seiner Sammlung mit keinem Wort, was für Ratgeber allerdings nicht ungewöhnlich ist, da diese stets eine gewisse Geschichtsvergessenheit an den Tag legen. Aber es gibt auch signifikante Unterschiede zu den literarischen Vorgängern. Zum Beispiel orientiert sich Romus, wie bereits erwähnt wurde, stärker am amerikanischen Kulturraum und bettet die einzelnen Erfolgsgeschichten statt in eine gründerzeitliche Fortschrittserzählung in den Mythos vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten ein (vgl. 2.1). Auch propagiert Romus einen Erfolgsbegriff, der mit einigen liberalistischen Wertvorstellungen, vor allem aber der Forderung nach Respektabilität, die ebenso durch Tüchtigkeit wie durch den Verzicht auf Alkohol oder Spekulationsgeschäfte erworben wird, unvereinbar ist. Da bei Romus Geld und Reichtum die obersten Erfolgsziele bilden, tritt natürlich die Herausbildung eines integren Charakters hinter die Anhäufung materieller Werte zurück. Andere Unterschiede sind schlicht historisch bedingt. So finden sich in der Sammlung von Romus viele Karrieren aus der Filmindustrie – ein Bereich, den es in dieser Form zu Smiles' oder Schramm-Macdonalds Lebzeiten nicht gegeben hat. Aber auch die Nennung von Herbert Newton Casson, einem – wie Romus sagt – »selfmade-man ersten Ranges« (20), deutet auf die historische Wandlung des Erfolgsdiskurses hin. Casson zählt zu den Ratgeber-Autoren, die ein ganzes Medienimperium aufgebaut haben. Er publiziert rund 160 Bücher über Erfolg, Effizienz und Glück, gründet nach dem Ersten Weltkrieg die Zeitschrift *Efficiency* und berät immer wieder Firmen bezüglich einer effizienteren Unternehmensorganisation.⁷⁸ Dass sich Romus auf Casson beruft und angibt, dessen Buch *12 Tips zum Erfolg* hätte »zu drei oder vier Kapiteln [seines] Werkes die Grundlage« (21) geliefert, zeigt nicht nur, dass Smiles anders als einst für Schramm-Macdonald kein adäquates Vorbild mehr ist, sondern dass die Autoren von Erfolgsratgebern nun selbst nach ihrem Erfolg bemessen werden (vgl. 1.3).

Die Sammlung setzt sich in der Mehrheit aus kleineren biographischen Erzählungen von mehr oder weniger bekannten historischen Persönlichkeiten zusammen, die es in allen möglichen Bereichen der modernen Arbeitswelt zu ansehnlichen Erfolgen gebracht haben. So finden sich unter ihnen prominente Größen wie der »Stahlkönig« (144) Andrew Carnegie, der »gross[e] Erfinder« (117) Thomas Alva Edison oder der Filmkomiker Charlie Chaplin, »der mehr als irgend ein anderer Künstler die ganze Welt

78 Vgl. ebd., 22.

lachen gemacht hat« (122). Aber auch weniger bekannte Personen wie Charles Hercules Ebbets, ehemals Präsident des New Yorker Baseball-Clubs *Brooklyn Dodgers*, oder Montague Pigot, »Rechtsanwalt, Dramatiker, Erzähler, Journalist, Komponist, Liederdichter, Korepetitor« (138) aus London, werden in die Sammlung aufgenommen. Zudem führt Romus, was unter den hier untersuchten Erfolgsratgebern nicht selbstverständlich ist, einige erfolgreiche Frauen an, die sich wie die Journalistin Nellie Bly, die Unternehmerin Blanche Green oder die »Reklame-Text-Produzentin« (35) Lillian Eichler auch in männlich dominierten Berufssparten einen Namen gemacht haben. Durch die biographische Darstellungsform ist Romus eigentlich an die Regeln faktuellen Erzählens gebunden, deren stärkste Einschränkung wohl ist, dass kein Einblick in Fremdbewusstsein geschehen kann.⁷⁹ Romus verletzt wiederholt diese Regel. Das ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass er nirgends die Quellen nennt, aus denen er seine Informationen über die von ihm dargestellten historischen Persönlichkeiten bezieht. Wenn er etwa über die ungarische Stummfilm-Ikone Vilma Bánky sagt, sie »träumte einen Traum von Flimmerglanz und Flimmerruhm« (74), ohne anzugeben, woher er das weiß, nutzt er einen genuin fiktionalen Darstellungsmodus. Schließlich ist »die Verwendung von Verben der inneren Bewegung für dritte Personen [...] ohne Bezug auf eine Informationsquelle«⁸⁰ ein klares Fiktionssignal. Allerdings kümmert sich Romus wenig um die Konventionen biographischen Erzählens, was umso interessanter ist, als er die Geschichten wie »Tatsachen« (Vorwort) verstanden wissen will. Dieser scheinbare Widerspruch offenbart nicht nur eine gängige Strategie der Biographik, nämlich »etwaige Leser zu einer faktuellen Lektüre an[zu]leiten«⁸¹, sondern dass für Romus Fakt nicht gleich Fakt ist.

Vor allem der unbekümmerte Umgang mit den Quellen und Nachweisen bedingt, dass nicht alle Tatsachen bei Romus den gleichen Status haben. Neben Vorkommnissen, die historisch zweifelsfrei belegt sind, werden immer wieder Vorkommnisse geschildert, die, wenn nicht gerade unwahr, so doch unzureichend verbürgt sind. Auf diese Weise bietet die Sammlung Platz für zahlreiche Anekdoten und anekdotische Episoden, die zwar mit dem Anspruch auf Faktizität erzählt werden, über deren genaue Herkunft aber nichts weiter gesagt wird. Darin zeigt sich der ursprüngliche Sinn der Anekdote als »das Nicht-Herausgegebene«, das nicht Teil der offiziellen Geschichtsschreibung ist und aus dem unweigerlich folgt, »dass die Rituale des Verbürgens nicht zur Konvention der Anekdote gehören«⁸². Für Romus ist so gesehen weniger von Bedeutung, dass die Anekdoten tatsächlich verbürgt sind, also Tatsachen im Sinne von nachprüfbarer Fakten darstellen. Es kommt ihm vielmehr darauf an, dass sie zu einem Fundus an Geschichten gehören, die über die von ihm dargestellten Persönlichkeiten in Umlauf sind,

79 Zur Übersicht über einige Faktualitätssignale siehe Meike Hermann: *Fiktionalität gegen den Strich lesen. Was kann die Fiktionstheorie zu einer Poetik des Sachbuchs beitragen?* Berlin 2005, 7.

80 Wolf Schmid: *Elemente der Narratologie*. Berlin 2008, 32.

81 Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*. Berlin/New York 2006, 38.

82 Michael Niehaus: »Die sprechende und die stumme Anekdote«. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 132, 2/2013, 183-202, hier 197.

ganz egal, ob sie aus autorisierten biographischen Werken, privaten Zeugnissen oder dem Klatsch und Tratsch der Leute stammen.⁸³

Genau diesem Prinzip der freien Kolportage von gleichermaßen populären wie unverbürgten Geschichten folgt auch die anekdotische Episode aus Irving Grant Thalbergs Anfängen als einer der wohl bekanntesten und profiliertesten amerikanischen Filmproduzenten der 1920er Jahre. Sie erzählt davon, wie Thalberg einst den Gründer der Universal Studios, Carl Laemmle, bei einem Krankenaufenthalt auf Long Island kennenlernte und wie er diese zufällige Begegnung zum Anlass nahm, sich bei den von Laemmle geführten Filmstudios (»Universal-City«) zu bewerben, »ohne jedoch von seiner Bekanntschaft mit dem Besitzer auch nur eine Silbe verlauten zu lassen« (36). Als ihn Laemmle schließlich nach einiger Zeit in seinen Geschäftsräumen entdeckt, zeigt er sich »hocherfreut über die tapfere Bescheidenheit des jungen Mannes« (37) und ernennt ihn sogleich zu seinem Privatsekretär. Natürlich ist die damit evozierte Pointe, dass sich Geduld und Bescheidenheit auszahlen, eines der wesentlichen Motive, warum Romus die Anekdote erzählt. Sie liefert mit Blick auf die didaktischen Prämissen seines Ratgebers nicht nur eine lehrreiche Einsicht, sondern auch die Charakterisierung eines Mannes, der wegen seines frühen Erfolgs im Filmgeschäft als »Wunderkind« bezeichnet wurde.⁸⁴ Man kann also getrost behaupten, dass der pointierten Enthüllung Thalbergs als geduldigen und bescheidenen Menschen vor allem deshalb Gewicht zukommt, weil sie etwas über eine berühmte historische Persönlichkeit preisgibt, von dem die Öffentlichkeit sonst nichts erfahren hätte. Für die Kolportage der anekdotischen Episode spielt die Faktizität deshalb nur insofern eine Rolle, als sie sich mit einem allgemeinen Interesse für derartige Stoffe deckt. Dabei geht es weniger um den tatsächlichen Wahrheitsgehalt des Erzählten als darum, dass dasselbe »auf eine mögliche Weise an ihren ersten Erzähler gelangt und dann weitererzählt worden«⁸⁵ ist. Im Fall von Thalberg genügt deshalb die implizite Möglichkeit, dass eine der Personen, die dabei war und von den Umständen des Geschehens Kenntnis hat, irgendwann und irgendwo einer anderen Person davon erzählt hat. Diese Unterstellung einer geschlossenen Erzählkette, in der die Herkunft der Anekdote theoretisch rekonstruierbar wäre, ist maßgeblich für das, was Romus unter Tatsachen versteht.⁸⁶

So zeichnet sich die autobiographische Anekdote von Thomas Barlow Walker gerade dadurch aus, dass sie zwar den ersten Erzähler nennt (»Thomas B. Walker erzählt, wie er eines Tages...«, 18), der die Geschichte in Umlauf gebracht hat, dass sie aber wie viele andere Anekdoten in ihrer inhaltlichen Darstellung nicht überprüfbar ist. Walker

⁸³ Zum Klatsch als mündliche Erzählform unterhält die Anekdote naturgemäß eine enge Beziehung. Siehe dazu Elfriede Moser-Rath: »Anekdote«. In: Kurt Ranke (Hg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Band 1. Berlin/New York 1977, Sp. 527-541, hier Sp. 537.

⁸⁴ Klaus Doderer trägt der Charakterzeichnung als einem Wesensmerkmal des Anekdotischen dadurch Rechnung, dass er eine grundlegende Unterscheidung zwischen einer Charakter-Anekdote und einer Situations-Anekdote vornimmt. Vgl. ders.: *Die Kurzgeschichte in Deutschland, ihre Form und ihre Entwicklung*. Wiesbaden 1953, 20.

⁸⁵ Niehaus: »Die sprechende und die stumme Anekdote«, 196.

⁸⁶ Vgl. ebd., 196f.

schildert darin die geradezu unglaubliche Begebenheit, wie er einst per Münzwurf entschied, eine zugesagte Dozentenstelle an der Universität von Wisconsin aufzugeben, um stattdessen nach Minneapolis zu reisen, die ihm ein Fremder als »Stadt der grossen Verdienstmöglichkeiten« (18) angepriesen hat. Dass der Münzwurf zur ultimativen »Schicksalsstunde« gerät, weil Walker in Minneapolis ein »Vermögen im Holzhandel« (18) machen wird, ist wieder eine Zuspritzung der Handlung, die auf einen Charakterzug abhebt. Walker erscheint dadurch als ein Mann, der sein Schicksal annimmt und eine einmal gefallene Entscheidung mit allen Konsequenzen trägt. Aber die eigentliche Crux ist, dass die Anekdote, obwohl sie mehr als unwahrscheinlich klingt und Walker zudem ein Gewährsmann ist, der ein immanentes Interesse an einer heroischen Selbstdarstellung hat, allein durch den Überlieferungskontext der Sammlung wie eine Tatsache präsentiert und schlussendlich auch so rezipiert wird.

Bei vielen der Anekdoten hängt die Pointe mehr oder weniger direkt mit dem Erfolg ihrer Protagonist*innen zusammen. Wäre etwa die List, die Henry P. Davison einst als »kleiner, kaum beachteter Bankkassierer« anwendete, um einen Banküberfall zu verhindern, nicht »von Erfolg gekrönt« gewesen, könnte man aus der Anekdote auch nicht den Schluss ziehen, dass ihn eine gewisse Schlauheit und Verwegenheit zum »Teilhaber des Weltbankhauses Morgan« (17) gemacht hat. Ähnlich verhält es sich bei Nelson Roy, der ein neues Theaterstück vor dem »glänzenden Durchfall« (59) rettet, indem er das Publikum zum Lachen animiert. Nur weil Roy im Anschluss mehrere Anstellungen als »berufsmässiger Theaterlacher« erhält und »in wenigen Jahren ein reicher Mann« (61) wird, lässt sich die Anekdote von der geretteten Theaterpremiere auf die Pointe zusperren, dass verborgene Talente wie ein ansteckendes Lachen große Wirkung haben können. Wäre die Episode hingegen folgenlos geblieben, wäre Roy eben nur ein alter, seltsamer Mann gewesen, der selbst »hirnverbrannten Unsinn« (59) amüsant findet.

Was bei den erfolgsbezogenen Pointen auffällt, ist, dass sie sich häufig nicht aus der Geschichte selbst entwickeln, sondern durch den Erzähler – in dem Fall Romus – von außen beigebracht werden. So würde die Anekdote von Charles Michael Schwab, dem »Schöpfer der Amerikanischen Bethlehem Steel Compagny« (15), wohl keine Pointe befeithalten, würde Romus nicht am Ende andeuten, wie sich die Geschichte auf Schwabs spätere Erfolge in der Stahlindustrie ausgewirkt hat. Zunächst schildert die Anekdote, wie es häufig in der Sammlung von Romus geschieht, eine zufällige Begegnung zwischen einem *Underdog* und einem Prominenten. Schwab, der als Knabe auf dem Ge- stüt von Andrew Carnegie arbeitet, fällt diesem durch eine »angenehme Singstimme« (15) auf. Aber abgesehen davon, dass Carnegie den stimmbegabten Schwab mehrmals zu sich einlädt, »um den Gesang in nächster Nähe zu geniessen« (16), folgt aus der anekdotischen Episode nichts. Erst durch die angefügte Schlussbemerkung, dass die freundliche Begegnung mit Carnegie Schwab dazu veranlasste, »auch Stahl herzustellen« (16), verdichtet sich das Ganze zu einer abschließenden Pointe. Dass diese nicht zur eigentlichen Geschichte der Anekdote gehört, macht schon der Umstand klar, dass Romus mutmaßt, Schwab wäre dieser Zusammenhang »vielleicht [...] selbst zunächst unbewusst« (16) gewesen. Bei dieser Pointe wird nicht nur eine psychologische Deutung von Schwabs Erfolgen als Stahlmagnat angeboten, es hat auch der Erzähler das letzte Wort.

In der »reinen Form« der Anekdote, die wie das Apophthegma die Grundstruktur aus *occasio*, *provocatio* und *dictum* besitzt, gehört das letzte Wort einer Figur – meist eine bedeutende historische Persönlichkeit – die eine geistreiche Replik auf eine an sie gerichtete Rede enthält.⁸⁷ Bei Romus hat man es so gesehen mit einer Bastardisierung dieser reinen Form zu tun. Zwar haben die Anekdoten, indem sie sich um eine Pointe bemühen, die gleich einem *dictum* die Sache beschließt, Anteil an der Idee der apophthegmatischen Anekdote, sie geben aber alle der narrativen Darstellung den Vorrang. Es werden eben keine Worte, sondern Taten und Ereignisse erzählt. Die Priorisierung der Erzählerrede bewirkt zweierlei. Zum einen behauptet Romus, wenn er wie im Fall von Schwab die Pointe nachträglich an die Geschichte anfügt, einen Deutungsanspruch, der seine Autorität als ratgebende Instanz zementiert. Denn im Gegensatz zur apophthegmatischen Anekdote instituiert er nicht das Wort einer historischen Persönlichkeit, sondern die Agenda seines Ratgebers, die nach einer Verbindung zwischen Schwabs früher Begegnung mit Carnegie und seinen späteren Erfolgen in der Stahlindustrie verlangt. Zum anderen vermischen sich die Anekdoten mit anderen kleinen Erzählformen wie dem Beispiel.⁸⁸ Romus bemerkt gleich an mehreren Stellen, dass er seine Erzählungen als Beispiele verstanden wissen will.⁸⁹ Gerade der Anspruch auf Beispielhaftigkeit führt aber dazu, dass den von den Anekdoten erzählten Ereignissen eine Repräsentanz zukommt, die sich an ihrer einschneidenden Wirkung bemisst. Sie stellen eben keine Nebenumstände dar, die »ohne Schicksalfolgen für den einzelnen«⁹⁰ bleiben. Vielmehr repräsentieren sie – und das macht letztlich ihren exemplarischen Wert aus – den entscheidenden Moment, der zum Erfolg ihrer Protagonist*innen führt. Dadurch geht den Anekdoten, was durch die erfolgsbezogenen Pointierungen von Romus noch verstärkt wird, die Nachdenklichkeit als eine wesentliche Kategorie des Anekdotischen verloren. Oder anders gesagt: Wo der riesenhafte Erfolg als abschließender Sinnhorizont alles

⁸⁷ Vgl. ebd., 188. Die Verwandtschaft der Anekdote zum Apophthegma wurde besonders von Rudolf Schäfer herausgearbeitet. Siehe ders.: *Die Anekdote. Theorie – Analyse – Didaktik*. München 1982.

⁸⁸ Zusätzlich zum Beispiel und zum Apophthegma unterhält die Anekdote auch noch Beziehungen zum Schwank, Witz, zur Sage, zur Kalendergeschichte oder zur Memorabile (vgl. Niehaus: »Die sprechende und die stumme Anekdote«, 186).

⁸⁹ So wird, um zwei Stellen zu nennen, Carnegie als »klassisches Beispiel für die Kunst des Erfolges« (141) bezeichnet und weiter davor ein Kapitel mit der Überschrift »Drei Beispiele rascher Erfolge« (75) betitelt.

⁹⁰ Hans Peter Neureuter: »Zur Theorie der Anekdote«. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochschulstifts*. Tübingen 1973, 458-480, hier 463. Den Begriff der Repräsentanz entwickelt Neureuter aus der Überlegung, dass die Anekdote lediglich ein »kleines Ereignis« repräsentiert, das keine Wirkung auf den Gang der Geschichte hat, aber für die Charakterisierung von Personen oder Dingen eine gewisse Signifikanz beanspruchen kann. Als weitere Wesensmerkmale der Anekdote nennt er die Faktizität, die Kürze und die Nachdenklichkeit. Letztere ergibt sich im Verhältnis zur Repräsentanz und meint, dass ein kleines Ereignis auf unerklärte Weise von einem Nebenumstand zur Hauptsache wird (vgl. ebd.; vgl. auch Niehaus: »Die sprechende und die stumme Anekdote«, 200). Es ist leicht einsehbar, warum die Anekdoten bei Romus nicht dieser Definition entsprechen. Zwar repräsentieren sie auch kleine Ereignisse, diese entfalten aber stets große Wirkung, die zudem in allen ihren Konsequenzen erklärt werden, sodass am Ende jegliche Form der Nachdenklichkeit entfällt.

überstrahlt, bleibt wenig Platz für ein unerklärtes Staunen, das aus einem nebensächlichen Ereignis die Hauptsache der Erzählung macht.⁹¹

Romus schreibt eben vor allem Erfolgsgeschichten, und in denen geht es nicht primär um Nachdenklichkeit oder um die Entfaltung einer geistreichen Pointe. Er will, wie schon die Titelei seines Ratgebers verrät, in erster Linie unterhalten. Unter diesem Gesichtspunkt treten dann auch andere Wirkungsdimensionen in den Vordergrund. So verspricht der von Davison vereitelte Banküberfall vor allem Spannung, weil er eine Gefahrensituation illustriert, die nicht nur außergewöhnlich ist, sondern durch ihre breite Thematisierung in Film und Literatur einen popkulturell vorgeprägten Erfahrungsraum eröffnet. Dagegen weist Roys Karriere als Theaterlacher klare humoristische Züge auf, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen sind, dass das Lachen als Ausdruck der Unterhaltung selbst Gegenstand der Handlung ist und in seiner Beziehung zum Komischen gezeigt wird. Selbst die Anekdote von Schwabs musischen Treffen mit Carnegie hat Unterhaltungswert, weil sie ein unvermutetes Detail aus dem Privatleben zweier der größten Stahlmagnaten der Weltgeschichte enthüllt.

Will man den Begriff der Unterhaltung auf einen gemeinsamen Nenner bringen, ist zunächst einmal festzuhalten, dass er auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt ist. Zu diesen gehören neben stofflich-inhaltlichen Komponenten (Banküberfall; die magische Kraft einer sonoren Singstimme) auch wirkungsästhetische Effekte (Spannung; Humor) oder kulturell geprägte Wahrnehmungsweisen (medialisierte Erfahrungswelten aus Film und Literatur). Zudem schließen sie bestimmte Rezeptionshaltungen (Enthüllungslust), topographische Bezüge (das Theater als Ort der Unterhaltung; intimes Musizieren auf einem Gestüt) und wiederkehrende Figurenkonstellationen (der *Underdog* und der Prominente; der rettende Held) ein. Alle diese unterschiedlichen Ebenen haben, wenn es um die Frage der Unterhaltung geht, eine gemeinsame Funktion. Sie alle ermöglichen einen leichten Zugang zu den Erzählungen, indem sie die Prämissen einer verstehenden Lektüre geradezu auf Null setzen und ein bedingtes Interesse an der Darstellung zulassen, das auf Kurzweiligkeit und Zerstreuung gepolt ist.⁹² In diesem Sinne tragen auch die relative Kürze und die genrehafte Züge der Erzählungen zur Unterhaltungsfunktion bei, indem sie einerseits die Dauer der aufzuwendenden Aufmerksamkeit reduzieren und andererseits ein vorbewusstes Verstehen anhand von bekannten Strukturen ermöglichen.

Obgleich man also sagen kann, dass die Geschichten bei Romus eher leichte Kost bieten und dem Intellekt des Lesers nur wenig abverlangen, sind sie deswegen nicht völlig trivial. So besteht ein besonderer Reiz von Roys Geschichte eben darin, dass sie die inszenatorische Form der Unterhaltung in einer ihrer ältesten Institutionen, dem Theater, selbst vorführt. In Roys Lachen ist folglich nicht nur ein Symbol für die Komik zu sehen, die seinem eigenartigen Beruf anhaftet, es entlarvt die Automatismen eines ganzen Kulturapparats, indem es erst die »völlige Teilnahmslosigkeit« (59) des Publikums und der Kritiker erschüttert und schließlich selbst zum kommerziellen Spektakel

91 Vgl. Niehaus: »Die sprechende und die stumme Anekdote«, 196-200.

92 Siehe zu den hier angeführten Kriterien der Unterhaltung Hans-Otto Hügel: *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln 2007, 23-27.

wird. Diese Hintergründigkeit des scheinbar Trivialen ist nach Hans-Otto Hügel charakteristisch für die Unterhaltung und verleiht ihr eine ästhetische Zweideutigkeit, die sich »in der Schwebe von Ernst und Unernst«⁹³ manifestiert. Sie verleiht letztlich auch der Rede von Romus einen ungewissen institutionellen Status, weil nicht immer klar ist, welche Lehre oder welchen Rat die Erzählungen vermitteln sollen.

Die Unterhaltungsfunktion ist folglich nicht nur auf der Textebene anzusiedeln. Bei Romus ist sie sogar Teil der auktorialen Identität. In dem Kapitel »Wie ich ein Vermögen in Monte Carlo gewann«, berichtet Romus von seinen Erfahrungen im Glücksspiel, das er »nicht nur nicht unmoralisch, sondern unterhaltend und lehrreich zugleich« (84) findet. Die Monte-Carlo-Episode ist eine von zwei Stellen, an denen Romus persönlich in Erscheinung tritt und von Geschehnissen aus seinem Privatleben berichtet.⁹⁴ Sie ist deshalb interessant, weil sie einerseits ein Licht darauf wirft, was Romus unter Unterhaltung versteht und andererseits Einblick in die Haltung und Mentalität der von ihm repräsentierten Autorenfigur gewährt. Nach Romus besteht der Unterhaltungswert des Glücksspiels darin, dass es Erholung und Abwechslung bietet, »die angenehm von den vielerlei Sorgen und Nöten des Alltags ablenkt« (83). Er führt also auch hier das Moment der Zerstreuung an, das sich auf Ebene der Erzählungen in kurzweiligen Effekten der Spannung oder Komik sowie in leicht verdaulichen Inhalten und Stoffen manifestiert. Daran zeigt sich, dass der Unterhaltungsbegriff, den Romus als Autor vertritt, Eingang in die Textproduktion findet und auf diese Weise eine bestimmte Form des Erzählens instituiert. Vor allem in der moralischen Position, die Romus gegenüber dem Glücksspiel einnimmt, tritt dieser Aspekt deutlich hervor. Gleich zu Beginn der Monte-Carlo-Episode richtet er sich gegen die »Weltverbesserer« und »Moralisten«, die das Glücksspiel zu Unrecht verteufeln würden (vgl. 83). Hierin ist nicht nur eine bewusste Absage an die liberalethische Wertetradition zu sehen, in der spekulativen Geldgeschäfte mindestens ebenso verpönt sind wie der exzessive Alkoholkonsum, es wird auch mit einer bis dahin gültigen ästhetischen Norm gebrochen. Als Carnegie 1920 seine Autobiographie publizierte, verschwieg er noch geflissentlich die Spekulationsgeschäfte, mit denen er seinen ersten Reichtum erworben hatte und die den Grundstein für seinen Erfolg legten.⁹⁵ Es existierten also gewisse normative Vorgaben, wie eine Erfolgsgeschichte auszusehen hat, um im Sinne des liberalistischen Tugendkanons als respektabel zu gelten. Romus hingegen pfeift auf diese Vorgaben und wirbt geradezu damit, dass er im Glücksspiel sein Vermögen gemacht hat. Mehr noch: Er gründet darauf seine Ratgeberkompetenz, die ja vor allem praktische Kenntnisse voraussetzt, wie man schnell zu viel Geld kommt. Für ihn ist die Spekulation deshalb nicht nur eine moralisch unbedenkliche Verdienstmöglichkeit, er sieht auch keinen Widerspruch darin, das Glücksspiel mit Tugenden wie Fleiß und Tüchtigkeit zusammenzubringen, wenn er schildert, wie

93 Hügel: *Lob des Mainstreams*, 21.

94 Die andere Stelle findet sich im Kapitel »Die Kunst, Geld zu verdienen«. Hier berichtet Romus von einem Kur-Aufenthalt an der italienischen Riviera, wo er beim einem Strandspaziergang zufällig einen Zeitungsartikel über das Geldverdienen findet, aus dem er im Anschluss zitiert. Man hat hier also eine autobiographische Anekdote vorliegen, wie Romus den Stoff für sein Buch zusammenträgt (vgl. 96-99).

95 Vgl. Klaus P. Hansen: *Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer*. Frankfurt a.M./New York 1992, 94.

er sich durch langes Beobachten und Studieren der Spielmethoden zum »Meister der Bank« gemacht hat (vgl. 84). Entsprechend gibt er auch den Plot vom schnellen Geld, das ohne viel Arbeit erworben wird, für die Erzählungen frei und kolportiert Geschichten wie die des südafrikanischen Farmers, der durch einen zufälligen Diamantenfund »in einer Woche zum mehrfachen Millionär« (85) wird. Diese Geschichten dienen wie das Glücksspiel ihrem Verfasser zuallererst der Unterhaltung, was einen weiteren Bruch mit der althergebrachten Erfolgsmoral bedeutet, wo die Integrität und Respektabilität der Erfolgspersönlichkeit vor allem didaktische Zwecke erfüllt. Alles, was die Erfolgsgeschichten von Romus hingegen lehren, ist die Einsicht, dass Geld kein moralisches Gewicht besitzt und die Freuden eines kurzweiligen Lesevergnügens mindestens ebenso viel Wert haben wie das Erlernen von Tugenden.

Nichtsdestotrotz halten die Erfolgsgeschichten bei Romus auch an Althergebrachtem fest. Sie iterieren nämlich in unterschiedlichen Varianten »eine der großen Trivialerzählungen der Moderne: das Muster *from rags to riches* — vom Tellerwäscher zum Millionär⁹⁶. Manche von ihnen übernehmen dieses Muster bereits im Titel. So ist die Erfolgsgeschichte von Felix Deutsch, der als Leiter der A.E.G.-Werke »eine der repräsentativsten und am weitesten bekannten Figuren der deutschen Industrie« (28) war, mit der Überschrift »Vom kleinen Kommis zum Haupt eines Weltkonzerns« überschrieben. Bei dem amerikanischen Schauspieler Harald Lloyd, der durch seine Rolle als *Glasses Character* – ein ambitionierter junger Mann mit Brille auf der Suche nach Erfolg und Glück – in Stummfilmen berühmt wurde, wird daraus die Überschrift »Vom Zeitungsjungen zum Filmliebling und Multimillionär« (vgl. 43). Es sind im Grunde auch nur die Erzählungen als Erfolgsgeschichten zu bestimmen, die das Muster auf der Handlungsebene reproduzieren und einen Werdegang ihrer Protagonist*innen darstellen, der sich als linearer Aufstieg aus schlechten sozialen Verhältnissen an die Spitze der Gesellschaft vollzieht. Die literarische Vorlage zu diesem Muster liefern die Romane von Horatio Alger, der mit Titeln wie *Ragged Dick* (1868), *Mark, the Match Boy* (1869) oder *Ben, the Luggage Boy* (1870) nicht nur zu einem der meist gelesenen amerikanischen Autoren des 19. Jahrhunderts wurde, sondern erheblich zur Verbreitung des Erfolgs-Mythos beigetragen hat.⁹⁷ In der Handlung gibt es nur wenig Varianz: »Ein armer, aber integrer junger Mann steigt sozial auf, indem er einen Gönner durch seine Qualitäten beeindruckt und dieser ihn in eine hohe Stellung lanciert⁹⁸.

Sicherlich gibt es in diesem Muster, das immer wieder den Entwicklungsprozess von Heranwachsenden zeigt, die sich trotz ihrer schweren Lebenslage gegen die vielfältigen Versuchungen der Welt erwehren und dadurch zu einer gefestigten Persönlichkeit heranreifen, gewisse Parallelen zum Bildungsroman.⁹⁹ Es lassen sich aber auch Bezüge zum Märchen herstellen. So retten die Helden aus Algers Romanen in auffallender

96 Rudolf Helmstetter: »Wille und Wege zum ›Erfolg‹. Zu den Anfängen der Erfolg-Propaganda in Deutschland«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900–1940*. Berlin 2015, 61–92, hier 76.

97 Vgl. ebd.

98 Hansen: *Die Mentalität des Erwerbs*, 92.

99 Brenda Hollweg: »Alger, Horatio Jr.«. In: Bernd Engler/Kurt Müller (Hg.): *Metzler Lexikon amerikanischer Autoren*. Stuttgart/Weimar 2000, 20–21, hier 20.

Häufigkeit die Töchter reicher Väter vor dem Ertrinken, wofür sie im Anschluss belohnt werden. So bekommt etwa der Held aus *Ragged Dick* eine honorable Anstellung als Konturist, nachdem er bei einer Überfahrt über den Hudson River die Tochter eines reichen Kaufmanns rettet. Wie im Märchen müssen sich die Helden bei Alger immer wieder neuen Prüfungen stellen, in denen sie ihre Integrität unter Beweis stellen und sich in den Augen ihrer Gönner verdient machen. Auch Carnegies Autobiographie baut auf diesem Prinzip der fortlaufenden Prüfung auf, wobei seine Geschichte ganz im Sinne des Märchens mit der Eroberung der »bildschöne[n] Tochter des Chefs, in die er schon immer heimlich verliebt war«¹⁰⁰, endet.

Bei Romus verliert sich das Märchenhafte ein wenig. Zwar werden auch bei ihm die Held*innen verschiedenen Prüfungen ausgesetzt, diese bestehen aber nicht mehr in der Rettung einer in Gefahr geratenen Person und führen auch nicht mehr in ein romantisches Liebesverhältnis. Folglich spielt auch die Figur des reichen Gönners nur noch eine untergeordnete Rolle. Ähnliche Modifikationen des Erfolgs-Mythos finden sich auch in Bezug auf die Idee des Bildungsromans. So enden die Erfolgsgeschichten bei Romus zwar stets mit einer harmonischen Schließung, ihre Held*innen sind aber keine Heranwachsenden und das Telos ihres Bildungsweges liegt nicht allein in der Entwicklung zu einer integren Persönlichkeit, sondern ebenso in der Anhäufung von materiellen Werten, sprich Geld und Reichtum (vgl. 4.3).

Dieses in Teilen modifizierte Entwicklungsschema findet man geradezu musterhaft in der bereits erwähnten Erfolgsgeschichte von Felix Deutsch vor. Sie setzt zunächst mit dem Tod von Deutsch ein, der am 19. Mai 1928 gestorben ist, also im gleichen Jahr, in dem der Ratgeber von Romus erscheint. Der Tod wird zum Anlass genommen, posthum den »herrlichen Lebensweg« zu würdigen, den demnach nur die haben, »welche durch unermüdliche, rastlose Arbeit aus Nichts zu Erfolg und Reichtum gekommen sind« (28). Schon hier wird auf den exemplarischen Charakter der Erfolgsgeschichte verwiesen, die mit anderen Erfolgsgeschichten das biographische Grundschema teilt, dass ein anfängliches »Nichts« durch Eigenleistung überwunden und in einen konträren Zustand des materiellen Wohlstands verwandelt wurde. Bevor diese Entwicklung im Einzelnen nachgezeichnet wird, wird zunächst noch die Bedeutung von Deutsch als »Wirtschaftsführer« hervorgehoben, der »das Deutschland nach dem Kriege wieder zur Weltgeltung gebracht« (28) hat. Zudem wird noch auf die Schwere seiner Laufbahn (»sein Weg war kein leichter«) hingewiesen – wahrscheinlich um die Bedeutung des Erreichten zu unterstreichen – und darauf, dass Deutsch diese niedergeschrieben hat. Der letzte Punkt ist natürlich wieder im Hinblick auf die Quellenpolitik von Romus und die Frage interessant, woher er seine Informationen bezieht und wie er sie als Biograph und Erzähler interpretiert. Die Karriere von Deutsch lässt Romus zu einem Zeitpunkt beginnen, als Deutsch gerade fünfzehn Jahre alt ist und »gegen seinen Willen aus der Schule genommen« wird, »um sich sein Brot selbst zu verdienen« (29). Hier befindet man sich in dem besagten anfänglichen Nichts, das konstitutiv für die Aufstiegsdynamik der Erfolgsgeschichten ist und als Negativzustand zum Gradmesser der erbrachten Leistung und Erfolgsgröße wird. So verhält es sich auch bei Deutsch, der schon als junger Kaufmann einen außerordentlichen Fleiß an den Tag legt und »von sechs

¹⁰⁰ Ebd.

Uhr früh bis nachts elf Uhr schwere und verantwortungsreiche Arbeit« (29) leistet. Von hier an werden in chronologischer Reihenfolge die beruflichen Stationen geschildert, die Deutsch durchlaufen hat und die in ihrer Linearität den Aufstieg als sukzessive Progression von einer niederen zu einer höheren Stellung inszenieren. Erst wird berichtet, wie er von einem Berliner Bankkonsortium damit beauftragt wird, Zuckerfabriken »zu gründen und technisch und kaufmännisch zu überwachen« (29). Dann folgt die Episode vom Eintritt in die *Deutsche Edison-Gesellschaft*, die Deutsch gemeinsam mit Emil Rathenau leitete und die später in die Allgemeine Elektrizität Gesellschaft, kurz A.E.G., überging. Auch in dieser Stellung kann sich Deutsch durch sein kaufmännisches Talent bewähren. So heißt es anerkennend: »Es war sein schöpferischer Gedanke, ein weitverzweigtes Netz von eigenen Verkaufsstäben zu gründen« (30) und damit zum »glanzvolle[n] Aufstieg der A.E.G.« beizutragen. Nicht nur wird hier der persönliche Aufstieg von Deutsch mit dem Aufstieg eines Unternehmens parallel geführt, ein Kunstgriff, von dem viele Unternehmerbiographien Gebrauch machen. Es werden darüber hinaus auch objektive Daten für die von Deutsch erbrachten Leistungen angegeben. So kann man nachlesen, dass das Filialsystem »300 Niederlassungen im In- und Ausland umfasst« (30) hat, eine Zahl, die eine absolute Differenz zu dem Nichts am Anfang markiert. Das ist aber nicht alles; denn es teilt sich darin ein Leistungsbegriff mit, der individuelle Leistung nicht nur an ihren Ergebnissen misst, sondern den Wert einer Person an ihre Erfolge knüpft.¹⁰¹ Insofern wirkt die Erfolgsgeschichte an der Bildung einer Identität mit, in der sich der subjektive Erfolg stets in Einheit mit den objektiven Leistungen entwickelt und in der sich die Größe des Ichs in zeitlicher Kongruenz zur Progression des Aufstiegs verhält.

So gesehen favorisiert die Erfolgsgeschichte von Deutsch nicht nur ein Erfolgskonzept, das auf den leistungsethischen Grundlagen aufbaut, wie sie Karl Mannheim in seiner Erfolgssoziologie vertritt, sie schließt auch den Hochstapler, der nur durch vorgetauschte Erfolge, das heißt durch einen Bluff, zu Ansehen gekommen ist, aus dem Spektrum ›wahrer‹ Erfolgsbiographien aus.¹⁰² Mit der Objektivierbarkeit der subjektiven

101 Vgl. zur Veränderung des Leistungsbegriffs im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert Nina Verheyen: »Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900«. In: *Merkur* 66/5 (2012), 382–390, hier 383.

102 Vgl. Karl Mannheim: »Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie« [1930]. In: Ders.: *Wissensoziologie*. Auswahl aus dem Werk. Hg. v. Kurt H. Wolff. 2. Auflage. Neuwied am Rhein/Berlin 1970, 625–687. Nach Mannheim ist es nicht statthaft, »von Erfolg zu reden, wenn jemand ohne Leistung hohen Rang oder hohe Machtpositionen erreicht« (ebd., 636f.). Ausschlaggebend für diese Sichtweise ist die Unterscheidung von Leistung und Erfolg, wonach erstere eine Verwirklichung in einem Sachgebiet und letztere eine Verwirklichung im Gebiet des Sozialen darstellt. Die Art, mit der sich der Erfolg auf dem Gebiet des Sozialen verwirklicht, bezeichnet Mannheim als ein »Sichdurchsetzen«. Handelt es sich um eine Leistung, die sich auf diese Weise durchsetzt, ist der Erfolg objektiv. Handelt es sich dagegen um ein Subjekt, ist er entsprechend subjektiv. Demnach muss ein Erfolg immer diese beiden Seiten des Sichdurchsetzens aufweisen, weil ein bloß subjektiver Erfolg ohne entsprechenden objektiven Erfolg, also ohne eine Leistung, die sich in einem Sachgebiet verwirklicht und im Gebiet des Sozialen durchsetzt, reines Glück wäre (vgl. ebd., 634–637). Zum Thema Bluff vgl. Robert Suter: »Bluff und Autosuggestion. Wege zum Erfolg in der Weimarer Republik (Walter Benjamin, Johannes Baader, Emile Coué, Walter Serner)«. In: Ulrich Johannes Beil/Cornelia Herberichs/Mar-

ven Erfolge im Kontext der erzählten Geschichte wird natürlich der Anspruch auf Faktizität erfüllt, den Romus für die Beglaubigung seiner Sammlung benötigt. Hierfür ist das Ende und die damit implementierte Schließung der Erfolgsgeschichte zu einem konsistenten Ganzen nicht gerade irrelevant. Bei Deutsch steht am Ende die alleinige Leitung der A.E.G. und der finale Coup, dass er nach dem Ersten Weltkrieg als erster »unter den europäischen Industriellen seine Geschäftsbeziehungen zu Sowjetrussland aufbaute« (30f.). Hier ist die Karriere von Deutsch, »sein Aufstieg vom kleinen Kommiss [zum] anerkannten Führer eines Weltkonzerns« (28), an ihrem Höhepunkt angelangt und leitet damit ganz nach dem Vorbild des Bildungsromans die harmonische Schließung der Geschichte ein. Mit dieser ist nicht nur die Möglichkeit eines tragischen Absturzes gänzlich ausgeklammert, sie bedeutet zugleich die völlige Umkehr der anfänglichen Misere. Es ist dieses irreversible positive Verlaufsschema, das vom Schlechten zum Guten, von unten nach oben führt, das die Erfolgsgeschichte von Deutsch, aber auch alle anderen Erfolgsgeschichten bei Romus auszeichnet und in der Lösung der problematischen Ausgangslage ihr dramaturgisches Telos entfaltet.

Natürlich wechseln die Umstände. Bei Lloyd, dem bereits erwähnten Filmkomiker, beginnt die Karriere im Alter von zwölf Jahren als Zeitungsjunge. Dabei tut er sich vor allem dadurch hervor, dass er seine Mitstreiter überflügelt. »Der flinke Junge übertraf bald seine gemächliche Konkurrenz [sic!] und machte sie nach echt amerikanischer Art von sich abhängig« (43). Später wechselt Lloyd ins Filmgeschäft, übernimmt erst Komparsenrollen in Westernfilmen, produziert dann eigene Lustspiele und steigt schließlich zum reichen Filmunternehmer auf, dessen »Einnahmen [...] die Verdienste der grössten Industriebeherrschter [übersteigen]« (44). Trotz der wechselnden Umstände beginnt auch die Karriere von Lloyd im Nichts, weist in der Progression des beruflichen Werdegangs eine unaufhaltsame Höherentwicklung zum Guten auf und gipfelt in einem bestmöglichen Ende. Von daher wundert es nicht, dass es ganz zum Schluss heißt: »Nun geht's bergauf« (44).

In anderen Erfolgsgeschichten sind die Held*innen zu Beginn arm (»Er [Richard Warren Sears, Anm. HG] war ein armer Schlucker mit geringem Verdienst«, 24), liefern sich auf dem Weg nach oben Kämpfe mit Konkurrenzunternehmen (so etwa der Hamburger Reeder Albert Ballin: »Der Kampf wurde scharf geführt«, 132) und enden als Ehrendoktor (wie Hermann Remané »für seine hervorragenden Verdienste als ›Schöpfer der modernen Fabrikationstechnik auf dem Gebiete der Glühlampe‹«, 65) und Dollarmillionär (wie »Nedick in New York, der binnen vier Jahren aus einem kleinen Krämer zum mehrfachen Millionär geworden ist«, 69). Immer aber durchlaufen sie eine Karriere, in der die objektiven Leistungen nicht nur ihren subjektiven Erfolg begründen, sondern zum Gradmesser ihrer personalen Größe und gesellschaftlichen Relevanz werden. Nirgends wird das so klar wie in dem folgenden Eröffnungssatz: »Ganz wunderbar mutet der glänzende Erfolg der Besitzerin und Leiterin der grössten Anzeigen-Agenturen, Lillian Eichler, [...] an« (35). Nicht nur wird hier die Strahlkraft von Eichlers Erfolg als eine subjektive Qualität wahrgenommen, sie wird zu der erreichten Leitungsposition in Beziehung gesetzt, für die letztlich die Größe des Unternehmens entscheidend ist.

Dass Eichler aus der quantitativen Objektivierung ihrer Erfolge ihr Ansehen als Person bezieht, macht auch die Erwähnung ihres Benimmbuches *The book of Etiquette* klar, wenn dessen Verkaufszahlen von »über zwei Millionen Exemplare[n]« als Weltrekord verbucht werden (35). Aber die Erfolgsbilanz kann auch ohne weiteres Rückschläge einschließen, solange diese überwunden und als besondere Leistung im Sinne der Problembewältigung verbucht werden können. So verhält es sich etwa im Fall von Willi Helmer, der nach schweren beruflichen Überanstrengungen erst einen »völlige[n] Nervenzusammenbruch« erleidet und anschließend als Schreiber in den Krieg eingezogen wird (vgl. 126f.).

Ein Teil der Erfolgsgeschichten reiht, so kann man die lineare Progression der Aufstiegshandlung etwas näher bestimmen, Ereignisse aneinander, die kleine Veränderungen bewirken, indem sie immer nur partielle Karrieresprünge von einer relativ niederen zu einer relativ höheren Position anzeigen. In extremer Form findet man diese sukzessive Reihung an Minimal-Ereignissen in David Sarnoffs Erfolgsgeschichte ausgebildet. Sein Werdegang wird darin wie folgt beschrieben:

Mit 15 Jahren, im Jahre 1906, wurde er als Depeschen-Radler der Commercial Cable Company in New-York angenommen. Schon am 1. Oktober des gleichen Jahres ging er als Bürolehrling zu der neu gegründeten Marconi-Gesellschaft über. Hier lernte er telegraphieren. 1907 wurde er Hilfsfunker. 1908 kam er als Funktelegraphist auf die Nantucket-Station, 1909 war er Leiter der Seagate-Station bei New-York, 1910 machte er als Funker die arktische Expedition des Dampfers ›Beothic‹ mit, wobei er die Funkstation des Schiffes selbst einrichtete, 1911 war er Funkdienstleiter des Warenhauses Wanemaker in New York, 1912 ward ihm ein Inspektor- und Lehrerposten bei der Marconi-Compagny, 1913 stieg er zum obersten Inspektor empor, 1914 kam er in die Verwaltungszentrale als ›Contract-Manager‹ [...] 1915/1916 ist er der Verkehrs-Manager der Marconi Compagny, 1917 schon ihr kaufmännischer Direktor. (33f.)

Die Ereignisse sind offensichtlich nicht gleichwertig. Der Aufstieg zum Hilfsfunker, den Sarnoff 1907 schafft, ist eben nicht vergleichbar mit dem Aufstieg zum kaufmännischen Direktor der Marconi-Compagny zehn Jahre später. Daraus folgt, dass die zeitliche Struktur des Aufstiegs, in der die späteren Positionen automatisch als höherwertige Positionen erscheinen, auf die Bedeutung der Ereignisse Einfluss hat. Überhaupt spielt die Zeit in Bezug auf die Ereignisfolge und das Tempo der Handlung eine wichtige Rolle. So evozieren die knappen Zeitabstände zwischen den Stellungswechseln, die auch mit entsprechenden Adverbien (»schon«) bemessen werden, dass sich die Karriere von Sarnoff mit großer Geschwindigkeit vollzogen hat. Dieses Pathos der Zeit und Schnelligkeit findet man immer wieder in den Erfolgsgeschichten bei Romus (vgl. etwa das Kapitel »Drei Beispiele rascher Erfolge«). Worin besteht aber nun der Ereignischarakter der einzelnen Karrieresprünge, wenn diese durch ihre zeitliche Lage graduell voneinander unterschieden sind? Aus der Perspektive der Narratologie impliziert zwar jedes Ereignis »eine Zustandsveränderung, aber nicht jede Zustandsveränderung bildet ein Ereignis«¹⁰³. Demnach ließen sich die einzelnen Karrieresprünge auch einfach als Zu-

¹⁰³ Schmid: *Elemente der Narratologie*, 12.

standsveränderungen begreifen und das, obwohl sie zwei notwendige Bedingungen von Ereignissen erfüllen: die Faktizität und Resultativität.¹⁰⁴

Im Grunde müssten diese beiden Bedingungen schon dadurch erfüllt sein, dass die Erfolgsgeschichten bei Romus an die poetische Norm gebunden sind, nur objektive Leistungen darzustellen. Narratologisch gesehen erfüllt die Resultativität, mit der die Abgeschlossenheit eines Ereignisses gemeint ist, aber vor allem eine handlungstragende Funktion. Sie ist die Bedingung dafür, dass sich die Reihe der Karrieresprünge zu einer Folge von Ereignissen zusammenschließt, die nicht nur konsequent auseinander hervorgehen, sondern in ihrer zeitlichen Lage die stufenweise Vorwärtsbewegung eines Aufstiegs bilden. Die Vollendung eines Karrieresprungs ist so gesehen die unabdingbare Voraussetzung für den nächsthöheren Karrieresprung. Gleichzeitig beschließt die Resultativität die Erfolgsgeschichte durch das bestmögliche Ende. Dass die einzelnen Karrieresprünge graduell zu unterscheiden sind, hat hingegen mit dem Grad ihrer Ereignishaftigkeit zu tun. Für diese gibt Wolf Schmid die folgenden fünf Kriterien an: Relevanz, Imprädikabilität, Konsekutivität, Irreversibilität und Non-Iterativität.¹⁰⁵ Für Sarnoffs Aufstieg kann man hieraus schon einmal die Aussage ableiten, dass mit zunehmender Relevanz der Karrieresprünge auch deren Ereignishaftigkeit zunimmt. Seine Position als kaufmännischer Direktor ist eben bedeutsamer für seine Karriere als die Position des Hilfsfunkers, weil sie gemessen an der Ausgangslage eine wesentlichere Veränderung darstellt. Wirklich interessant sind aber die Kriterien der Imprädikabilität, das heißt dem Grad, in dem das Ereignis von der Norm der dargestellten Welt abweicht, und der Konsekutivität, die misst, inwieweit ein Ereignis das Subjekt oder die Welt, in der es handelt, verändert. Was den letzten Punkt betrifft ist klar, dass es nicht ein einzelnes Ereignis ist, das Sarnoff verändert und zu einem erfolgreichen Mann werden lässt, sondern die Summe der Karrieresprünge. Dennoch bleibt diese sukzessive personale Veränderung, vergleicht man sie mit den Erfolgen Carnegies oder Eichlers, die mit dem Verkauf ihres Benimmratgebers ein Weltrekord aufstellt, für die Welt eher folgenlos. Das heißt, dass die Erfolgsgeschichten auch graduell danach zu unterscheiden sind, inwieweit die Karrieren ihrer Protagonist*innen zu einem Ereignis für die Welt werden. Demgegenüber ist die Imprädikabilität schwerer zu bestimmen, weil einerseits der Erfolg eines Subjekts, soll er zum Gegenstand einer Erfolgsgeschichte werden, immer eine Abweichung von der Norm im Sinne einer außergewöhnlichen Leistung impliziert. Auch Sarnoffs Erfolgsgeschichte kommuniziert diese Abweichung durch das Tempo, in dem sich sein Aufstieg vollzieht. Andererseits bestätigen die Erfolgsgeschichten die Doxa der Welt, die Romus bekanntlich nach amerikanischem Vorbild entwirft, wo absolute Freiheit und Chancengleichheit die Norm bilden. Sarnoff ist dafür das beste Beispiel. Er kommt als russischer Einwanderer nach Amerika und verwirklicht, indem er sich in kürzester Zeit »vom Laufburschen bis zum Generaldirektor emporgearbeitet hat« (33), den amerikanischen Traum.

Es liegt auf der Hand, dass die narrative Implementierung der Ereignisse aufs Engste mit der institutionellen Dimension verzahnt ist. Sie sorgen, indem sie die Karrieresprünge als faktische und resultative Leistungen innerhalb einer kohärenten Handlung

¹⁰⁴ Vgl. ebd.

¹⁰⁵ Vgl. ebd., 14-18.

präsentieren, dafür, dass das Muster eines unaufhaltsamen linearen Aufstiegs von ganz unten nach ganz oben trotz der wechselnden Umstände erkennbar bleibt. Auf diese Weise insinuieren sie nicht nur die potenzielle Wiederholbarkeit des Erfolgs, die für das Meta-Narrativ erforderlich ist, dass mit ernstem Willen, Arbeitseifer und Glück große Erfolge zu erzielen sind. Sie begründen auch in ihrer ausgestellten Konsekutivität, dem graduellen Maß, zu welcher Veränderung der Person und Umwelt das Handeln der Subjekte geführt hat, den normativen Status der Erfolgsgeschichten als handlungsorientierende Beispiele im Sinne von nachahmungswürdigen Vorbildern.¹⁰⁶ Überhaupt bestimmen die gradationsfähigen Merkmale der Ereignisse die inhaltliche Aussage der Erfolgsgeschichten. So verändert der Verleger Alfred Abraham Knopf den amerikanischen Buchmarkt, indem er »in richtiger Erkenntnis des Sturmes und Dranges des jungen Amerikas« (34) erstmals moderne amerikanische Literatur ins Programm nimmt. Aber es ist weniger die nachhaltige Wirkung, die dieses Ereignis für die Welt und für das Subjekt hat – Knopf wird dadurch zum »unbestrittenen Verlagskönig« (35) – als vielmehr der Bruch mit den Konventionen des Buchmarkts, also die Imprädiabilität des Ereignisses, die den eigentlichen Sinn des Beispiels bestimmt. Hierdurch wird nämlich der für das Genre der Erfolgsratgeber bis heute so beliebt gebliebene Ratschlag vermittelt, unkonventionell zu denken, nicht mit der Masse zu schwimmen und wo nötig, schon mal die Regeln zu brechen. Bei Romus findet man diesen Gedanken explizit im Kapitel »Denke selbstständig!« ausformuliert, wo der imperative Appell der Überschrift mit dem nietzeanisch anmutenden Befund, »fast alle Menschen laufen mit der Masse, sind Herdenmenschen« (13), in direkte Beziehung gesetzt wird. Gleich zu Beginn von Romus' Ratgeber findet sich in dem Kapitel »Glück in der Karriere« eine Gruppe von Beispielen, die mit der »günstigen Gelegenheit« (17) eine Kategorie von Ereignis ins Zentrum der Darstellung rücken, die nicht nur den Appell zum unkonventionellen Denken und Handeln forciert, sondern durch eine geradezu schicksalhafte Singularität gekennzeichnet ist.

Exemplarisch hierfür ist das Beispiel von John Jacob Astor, einem deutschstämmigen Unternehmer, der 1783 nach Amerika emigrierte und durch den Pelz- und Immobilienhandel zu einem der ersten Multimillionäre seiner Zeit wurde. Der Moment, der das Leben von Astor nachhaltig verändern soll, ereignet sich noch auf dem Schiff, das Astor zur Überfahrt von England nach Amerika genommen hat und das für mehrere Wochen eingefroren im Eis vor New York liegt. »Während dieser Zeit machte Astor die nähere Bekanntschaft eines Mitreisenden, der ihn in die Geheimnisse des Pelzhandels einweichte. Er erzählte ihm von der günstigen Gelegenheit, bei den Indianern, im Austausch gegen Spielzeug und wertlosen Tand, zahllose Felle erwerben zu können, für die er in London viel Geld, ja geradezu fabelhafte Preise erziele« (17). Obgleich die Unterredung mit dem Mitreisenden an sich kein Vorgang von Bedeutung ist, wird daraus ein Ereignis von größter biographischer Relevanz, als Astor die Gelegenheit nutzt und derart eine Veränderung herbeiführt, die ihn zu einem reichen Mann macht. Allein schon

¹⁰⁶ Vgl. zum Begriff des normativen Beispiels und zur Handlungsorientierung exemplarischer Vorbilder Stefan Willer/Jens Ruchatz/Nicolas Pethes: »Zur Systematik des Beispiels«. In: Dies. (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin 2007, 7-59, hier 40-45; vgl. 2.1.

wegen der besonderen Umstände ist das Ereignis singulär. Es ist nur schwer vorstellbar, dass Astor nochmals in einem festgefrorenen Schiff einen Mitreisenden trifft, der ihm bereitwillig und anscheinend völlig selbstlos ein gewinnbringendes Unternehmen vorschlägt. Diese Nicht-Wiederholbarkeit oder Non-Iterativität, wie Schmid sagt, wird auch auf der Ebene des Plots kommuniziert. So bildet die günstige Gelegenheit den Mittelteil der Erzählung, der die entscheidende Wende zwischen dem schlechten Anfang (»Astor verliess seine Heimat ohne einen Pfennig Geld in der Tasche«,¹⁷) und dem guten Ende (»sie [die Gelegenheit, Anm. HG] war der Anfang zu einem Vermögen«,¹⁷) bringt. Nicht nur wird dadurch der Erfolg von Astor auf dieses eine Ereignis zurückgeführt, es wird auch mit einer gewissen Schicksalssemantik aufgeladen. Diese wird noch betont, wenn es in der Erzählung heißt, dass Astor sein Vermögen »kaum auf andere Art hätte erwerben können«⁽¹⁷⁾. Die Nicht-Wiederholbarkeit der günstigen Gelegenheit hebt so gesehen das aktionale Potenzial des Subjekts hervor, sein Schicksal eigenmächtig zu bezwingen.

Wie das Beispiel von Astor zeichnen sich die Erfolgsmenschen bei Romus entsprechend dadurch aus, dass sie die Kontingenz der singulären Momente, in denen sich das Schicksal günstig zeigt, beherrschen. Genau darin unterscheiden sie sich vom großen Rest der Menschheit, wie der folgende Satz aus der Einleitung von Romus' Ratgeber verdeutlicht: »Das Glück ist einmal wenigstens jedem Menschen greifbar nahe, aber die meisten Menschen verstehen nicht, es zu greifen«⁽¹⁰⁾. Klar ist, dass es diese Menschen sind, an die sich der Ratgeber von Romus wendet und für die das Beispiel von Astor den impliziten Rat bereithält, »greife zu«⁽¹⁰⁾, wenn sich die Gelegenheit bietet. Angesichts ihres singulären Charakters wird allerdings klar, dass das Erkennen und Ergrifen der Gelegenheit nicht durch allgemeine Ratschläge erlernt werden kann, sondern von den situativen Gegebenheiten der jeweiligen Lebensumstände abhängt, also wiederum auf die Singularität der Individualbiographie beschränkt ist. Vielmehr teilt sich das Schicksal durch das Ereignis der günstigen Gelegenheit dem Subjekt mit, an dem es dann liegt, die Zeichen richtig zu deuten und entsprechend zu handeln.

Im Fall des Öl-Tycoons Edward Laurence Doheny verhält es sich exakt so. Dieser sieht eines Tages, als er »ohne einen Cent in der Tasche«⁽¹⁹⁾ grübelnd vor einem Hotel in Los Angeles sitzt, einen mit Teer beladenen Viehtransporter vorbeifahren. Doheny fragt den Fahrer nach der Quelle der Ladung, entdeckt an der angegebenen Stelle Öl in der Erde und beginnt, nachdem er sich die Rechte auf das Land erworben hat, mit der Ölförderung, die ihn schließlich zu einem »der reichsten Männer Amerikas«⁽¹⁹⁾ machen wird. In einem Kommentar, der mit einem Gedankenstrich an die Erzählung angehängt ist, bemerkt Romus schließlich: »Tausende Augen hatten den Wagen gesehen, der durch das blosse Vorbeifahren die gute Gelegenheit publick machte. Das war ein Wink des Schicksals, aber nur Doheny verstand den Wink«⁽¹⁹⁾. Der sprichwörtliche Wink des Schicksals wird, da er als Zeichen fungiert, das eine Anschlusshandlung evolviert, als eine Geste der Kommunikation aufgefasst. Durch sie teilt sich das Schicksal mit, wobei der kommunikative Austausch zwischen Schicksal und Subjekt in eine komplexe Übertragungssituation eingebettet ist, in der der vorbeifahrende Viehtransporter als Medium der Botschaft fungiert und die beistehenden Augenzeugen eine Teilöffentlichkeit bilden, die als inaktive Menge das Gros der Gesellschaft repräsentiert. In diesem Setting erscheint das Subjekt nicht nur mit besonderen Fähigkeiten begabt, weil Dohe-

ny allein dazu in der Lage ist, die Botschaft des Schicksals zu verstehen, es wird auch durch die ereignishefte Emanation der guten Gelegenheit in seinem Begehrten gelenkt. Man findet hier, um ein narratologisches Modell zu bemühen, das auf Algirdas Julien Greimas zurückgeht, eine Aktantenstruktur vor, in der das Schicksal als Adressant in Erscheinung tritt und das Subjekt nach dem begehrten Objekt, dem Erfolg, aussendet.¹⁰⁷ Dem Ereignis der guten Gelegenheit kommt dabei der Status der Prüfung zu, in der sich das Subjekt zu bewähren hat und in der sich die harmonische Transformation von einem schlechten Anfang (Armut) zu einem guten Ende (Reichtum) entscheidet. Nicht in allen Erfolgsgeschichten hat das Ereignis der guten Gelegenheit eine derart handlungstragende Funktion. Dennoch kann das Begehrten des Subjekts nach Erfolg und die daraus resultierende Suche nach Gelegenheiten, um sich aus Armut und sozialer Inferiorität zu befreien, als eine narrative Grundkonstante betrachtet werden. In Richard Warren Sears Erfolgsgeschichte bildet sie entsprechend das Ausgangsmotiv, von dem aus die Handlung in Gang kommt:

Abgelegen im Westen der Vereinigten Staaten lebte um die Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts ein kleiner Postbeamter, *Sears* mit Namen, der auf seiner Station alles selber machte. Er war ein armer Schlucker mit geringem Verdienst. Aber sein Arbeitseifer war umso grösser. Ein Ziel, ein vermögender Mann zu werden, schwebte ihm stets vor Augen, und ständig hielt er Umschau nach Gelegenheiten zur Erreichung dieses Ziels. (24)

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass der Verweis auf die örtliche Abgeschiedenheit sowie auf die Mangelsituation, in der sich der Held zu Beginn befindet, an einen Märchenanfang erinnert. Hier zeigt sich nochmals die märchenhafte Struktur des Erfolgs-Mythos, wie sie ursprünglich in den Romanen von Alger angelegt war. Dazu passt auch, dass das Begehrten nach Erfolg und die Suche nach entsprechenden Gelegenheiten die Kommunikation mit dem Schicksal überhaupt erst ermöglicht und aus dem Ereignis der guten Gelegenheit eine Prüfung für das Subjekt macht. Nichtsdestotrotz ist in dieser aktantiellen Grundstruktur ein ganz anderer Sinn aufgehoben. Anders als bei Algers, wo die Helden oftmals nur zu geringem Besitz kommen und mehr von der Aussicht auf »respectability«, also auf das Ansehen als integre Person, angetrieben werden, streben die Held*innen bei Romus nach absolutem Reichtum, den sie nicht unbedingt durch ehrbare Praktiken erwerben.¹⁰⁸ Man muss nur einmal das Beispiel von Astor nehmen, der beim Handel mit Tierpelzen nicht davor zurückschreckt, die indigene Bevölkerung Amerikas für den eigenen Profit auszubeuten. Aber die Moral spielt eben dort, wo das Subjekt statt für ehrbare Ziele wie die Rettung der Millionärstochter oder die eigene Tugendhaftigkeit nur noch für ein »fabelhafte[s] Vermögen« (69) kämpft, eine eher untergeordnete Rolle. Gleichzeitig birgt eine Aktantenstruktur, die in unablässiger

¹⁰⁷ Siehe dazu Algirdas Julien Greimas: *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*. Aus dem Französischen von Jens Ihwe. Braunschweig 1971, insbesondere Kapitel 10, 157-177. Es können auch abstrakte Entitäten (wie hier das Schicksal) oder komplexe Organisationen in die Rolle eines Aktanten schlüpfen. So bestimmt Greimas in einem Beispiel das »ökonomische System« als Adressant des Helden (vgl. ebd. 169).

¹⁰⁸ Hollweg: »Alger, Horatio Jr., 20.

Variation zeigt, wie die Held*innen mehr durch Zufall als durch harte Arbeit schwer-
reich werden, eben ungleich mehr Unterhaltungswert, besonders aber dann, wenn man
ein Spieler wie Romus ist.

- 2.3 Gertrud Fundinger: *Stieffinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen* (1932)

Abbildung 11: Buchcover.



Das Cover von Gertrud Fundingers 1932 erschienenem Buch *Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen*¹⁰⁹ ist mit nichts weniger als einem Eichenkranz geschmückt, der den ersten Teil des Titels einrahmt. Eichenkränze sind bis in die Antike zurückreichende Symbole von Macht, Treue und Solidität und stehen außerdem noch für Beharrlichkeit und Widerstand.¹¹⁰ Es verwundert nicht, dass sie häufig Bestandteil militärischer Orden waren – im Kontext dieses Buchs, in dem es ja auch um nicht (mehr) kriegstaugliche Menschen geht, bekommt die deutsch-nationale Macht-Symbolik eine neue Lesart. Fundinger adelt so nicht nur explizit die dreizehn Biographien von Persönlichkeiten mit einer Körperbehinderung, die sie in ihrem Buch vorstellt, sondern implizit auch die Gesamtheit aller Personen mit einer Körperbehinderung, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten etwas für die Gesellschaft leisten bzw. geleistet haben – worin genau diese Leistung besteht, wird an späterer Stelle noch zu klären sein. Immerhin sind die Eigenschaften, für die der Eichenkranz steht – gerade Macht und Solidität – keineswegs Eigenschaften, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts Menschen mit einer Körperbehinderung ohne weiteres zugeschrieben wurden. Fundingers eigener Name ist auf dem Cover direkt unter den Kranz gesetzt. Das ist wiederum zweideutig: Zum einen kann sie so als performativ den Ehrungsakt vollziehende Instanz verstanden werden, sie gewährt sich dabei selbst die Autorität und Kompetenz, die Ehrungswürdigen auszuwählen. Zum anderen trägt sie aber auch selbst den Kranz, den sie anderen aufsetzt. Die Doppelrolle, die sie im Ratgeber einnimmt, wird so piktorial auf dem Cover bereits vorweggenommen: Selbst Teil des vorbildhaft-untypischen Kollektivs zu sein, hat für den institutionellen Charakter des Buchs verschiedene Konsequenzen: Erstens besitzt die Autorin als ratgebende Instanz für die Zielgruppe der Menschen mit Behinderung größte Authentizität und Integrität, und zweitens betreibt sie – ohne das explizit zu machen – auf geschickte Art und Weise Politik, weil Menschen mit einer Körperbehinderung zum Zeitpunkt der Publikation für die breite Öffentlichkeit nur bedingt eine Vorbildfunktion hatten.

Als bloße »Stiefkinder des Schicksals« sind diese vordergründig vielmehr darauf angewiesen, dass sich jemand ihrer annimmt, rein ontologisch gesehen scheinen sie nicht zu genügen. Das leistungsorientierte Prinzip, das Fundingers Denken zugrunde liegt, setzt das individuelle Humankapital als Wert fest: es verlangt nach »Helfer[n] der Menschen«, die »ihrer Zeit erfolgreich dienen«. Heißt das paraphrasiert, dass die Aufgabe von Menschen mit einer Körperbehinderung lediglich darin liegt, eine dienende Funktion in der Gesellschaft auszuüben? Hier wird ein liberalistischer Topos der »Große Männer«-Ratgeberliteratur zugespitzt, deren zentraler Gedanke darin besteht, dass die rein individuellen Erfolgsbiographien insgesamt immer auch zum Erfolg der Gesellschaft beitragen (vgl. 2.1, S. 65). War dieses Erfolgsversprechen dort eher noch langfristig gedacht, handelt Fundingers Buch von »Gegenwarts-Menschen«, die durch

¹⁰⁹ Gertrud Fundingen: *Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen*. München: J.F. Lehmanns Verlag 1932. Künftig zitiert im Text.

¹¹⁰ Vgl. zur Symbolik den Artikel zur »Eiche« von Roman Lach in: Günter Butzer/Joachim Jacob (Hg.): *Metzlers Lexikon literarischer Symbole*. Stuttgart 2008, 75f.

ihre Vorbildfunktion sofort reintegrativ auf Menschen mit einer Körperbehinderung oder chronischen Krankheit einwirken können. Der Erfolg und die Leistung Einzelner soll dabei, wie eine Kettenreaktion, weitere Leistungen und Erfolge dieser besonderen Zielgruppe in der besonderen Gegenwart nach dem Ersten Weltkrieg auslösen:

Nachdem bereits eine große Anzahl Kriegsblinder in Berufen wie Landwirte, Massenre, Maschinenarbeiter usw. ausgebildet und beschäftigt war und ihre Erfolge bekannt wurden, kamen vom Jahre 1920 ab erst wenige und dann immer mehr und mehr Zivilblinde, Männer und Frauen, und baten, doch auch in diesen neu eingeführten Berufen ausgebildet zu werden. (19)

Fundingers Ratgeber lässt sich in eine Reihe weiterer Ratgeber spezifisch für Menschen mit einer kriegsbedingten Behinderung einordnen, die während und nach dem Ersten Weltkrieg Konjunktur erfuhren. Der Krieg findet ohnehin zeitgenössisch in Ratgebern öfter Erwähnung, auch ohne spezifische Adressierung. Gerne wird auf Erfahrungen aus dem Soldatenleben zurückgegriffen, »um zwei wesentliche Topoi der frühen Ratgeberliteratur zu versinnbildlichen: persönliche Leistungsbereitschaft bei gleichzeitiger Unterordnung unter das Interesse und Wohl der Gemeinschaft«.¹¹¹ Gustav Großmann zum Beispiel wurde während des Kriegs zwei Mal schwer verwundet, was ihm »nach dem offiziellen ärztlichen Urteil« eine Erwerbsfähigkeit von »nur 50 Prozent« einbrachte. Daraus resultiert ein wichtiger Baustein seiner Ratgebertheorie. »Nach dem Gesetz der Überkompensation« konnte er gerade durch diese Kriegsinvalidität seine Arbeitskraft »um einige hundert Prozent«¹¹² steigern (vgl. 3.2, S. 131), was zu seinem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolg geführt hat.

Durch die große Zahl von etwa 2,7 Millionen auch in der Öffentlichkeit präsenten Kriegsinvaliden, zeitgenössisch auch »Kriegskrüppel« genannt, steigt der Druck, nicht nur eine optimale Versorgung, sondern auch die Reintegration dieser Personengruppe zu gewährleisten.¹¹³ Ratgeber bieten sich hier an. Hunderttausendfach aufgelegt wurde der reich bebilderte Ratgeber *Kriegskrüppelfürsorge. Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung* (1915) vom deutschen Orthopäden und Hochschullehrer Konrad Biesalski. Im Buch werden »armamputierte Männer« abgebildet, »die in den Schulzimmern des Berliner Oskar-Helene-Heims an viel zu kleinen Bänken sitzen und lernen, mit der linken Hand zu schreiben, sogar Soldaten an den ›Webstühlen für weibliche Zöglinge‹ wurden gezeigt, um die Konversion der Friedens- auf die Kriegskrüppelfürsorge zu demonstrieren«.¹¹⁴ Biesalski formuliert unter dem Titel *Wer ist der Führer in der gesamten Fürsorge für*

¹¹¹ Vgl. Stefan Senne und Alexander Hesse: *Genealogie der Selbstführung. Zur Historizität von Selbsttechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld 2019 (= Praktiken der Subjektivierung 15), 78.

¹¹² Gustav Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge*. Von Dr. G. Großmann. Verlag für Wirtschaft und Verkehr. 4. Auflage. Stuttgart/Wien Verlag für Wirtschaft und Verkehr 1929, 25.

¹¹³ Helmut Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt a.M. 1994, 246, 255.

¹¹⁴ Philipp Osten: »Erster Weltkrieg 1914-1918: ›Keine Wohltat, sondern Arbeit für verkrüppelte Krieger. Die medizinische Versorgung von Kriegsversehrten im Ersten Weltkrieg.« In: *Deutsches Ärzteblatt* 42/111 (2014), A 1794.

unsere heimkehrenden Krieger? die Forderung, dass die »Kriegskrüppel, weniger mit Wohl-taten als mit Arbeit versorgt werden wollten«, idealiter in der Heimat und in den alten Verhältnissen bzw. der alten Arbeitsstelle. Sie sollten unter der »Masse des schaffen-den Volkes« verstreut werden, »als wenn nichts geschehen wäre.« »Krüppeltum« gebe es nämlich nicht, »wenn der eiserne Wille besteht, die Behinderung der Bewegungs-freiheit zu überwinden«.¹¹⁵ Ausführlich erzählt Fundinger das Leben der blinden Betty Hirsch und lässt sie auch selbst zu Wort kommen. Hirsch hat Kurse für Kriegsblinde entwickelt, die besonders auf die »bei fortschreitender Genesung« wiedererwachende »männliche Schaffenskraft« Rücksicht nahmen. Die Männer wollten nicht alle »Maschi-nenschreiber« werden und wünschten für sich eine »geregelte Ausbildung für prakti-sche Berufe« (19). Hirsch hat es Männern und Frauen gleichermaßen ermöglicht, mit den entsprechenden Hilfsmitteln zum Beispiel ihrem landwirtschaftlichen Beruf nach-zugehen. Als weiterführende Selbsthilfeleratur und maßgebliche Quellen für ihr Buch führt Fundiger am Ende noch einige Texte auf, wie Graf Zichys *Das Buch des Einarmigen* (1915) (vgl. 104f.) sowie »das unschätzbare Quellenbuch« (41) *Zerbrecht die Krücken. Krüppel-Probleme der Menschheit. Schicksalsstiefkinder aller Zeiten und Völcker in Wort und Bild* (1932) des »bekannte[n] Krüppelpsychologe[n] und -erzieher[s]« (132) Hans Würtz. Fun-diger spielt mit dem Titel ihres Buchs auf das letztgenannte Buch an. Sie selbst wird als Autorin in der Abteilung *Schöne Literatur über Krüppel* von Würtz ausführlich besprochen.

Die Tatsache, dass Fundinger gerne fremde Stimmen in ihrem Buch zu Wort kom-men lässt, hat nicht nur damit zu tun, dass es »in verhältnismäßig kurzer Zeit« (129) entstanden ist, sondern ist auch Programm. Das Buch soll auf mehreren Ebenen mit-hilfe von sich gegenseitig verstärkenden Narrativen als Selbsthilfebuch für das *Self-Empowerment* der »Stillen im Lande« (Geleitwort) fungieren. Es besteht inhaltlich aus dreizehn »Lebensbildern«, einschließlich dem der Autorin selbst, welches jedoch als »Autobiographisches Nachwort der Herausgeberin« angehängt wird. Die Lebensbilder werden noch durch autobiographische und literarische Texte der Portraitierten, die kör-perliche Behinderung thematisieren, ergänzt. Die Stoßrichtung des Buchs von Fundin-ger ist ganz klar: Im Bereich der Körperbehinderung gibt es bloß *Fitting* und *Misfitting*. Diese von Rosemarie Garland-Thomson geprägten Begriffe bezwecken eine Verschie-bung der essenzialistischen, isolationistischen und ursachenorientierten Konstruktion von Behinderung in Richtung einer kontextualisierenden, relationalen und mediati-sierenden Betrachtung. Die Erfolgsbiographien, die Fundinger gesammelt hat, zeugen von Personen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie »a harmonius, proper interaction [...] between [their] particularly shaped and functioning body and an environment that sustains that body«¹¹⁶ gefunden haben. Durch das *Fitting* der gelingenden gesell-schaftlichen Integration von Menschen mit einer Körperbehinderung in das Schema der Erfolgsgeschichten schafft es Fundinger, den Fokus von der mit einer Behinderung einhergehenden Frage nach sozialer Exklusion und Segregation in Richtung der Frage nach Aktivierung und Motivierung zu bewegen. Fundinger reizt das *Fitting-Narrativ* bis

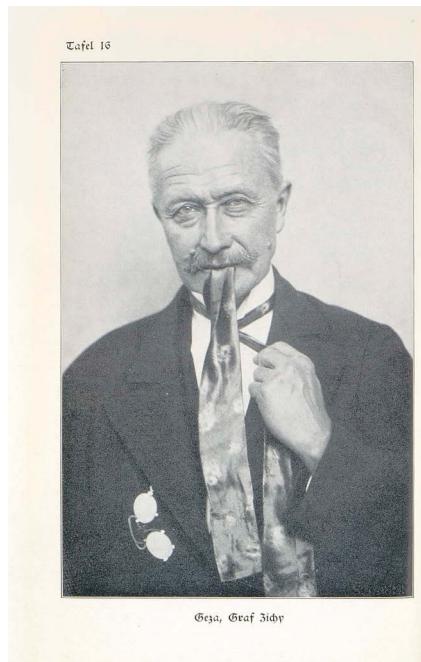
¹¹⁵ Konrad Biesalski: »Wer ist der Führer in der gesamten Fürsorge für unsere heimkehrenden Kri-ger?« In: *Zeitschrift für Krüppelfürsorge* 8 (1915), 14-19.

¹¹⁶ Rosemarie Garland-Thompson: »Misfits: A Feminist Materialist Disability Concept«. In: *Hypatia* 26/3 (2011), 591-609, hier 594.

zur Grenze aus: Manchmal ist die Besonderheit, die man bisher als Behinderung wahrgenommen hat, noch besser an die Umgebung angepasst als der ›Normalfall‹. Fast emblematisch ist da die im Buch enthaltene humoristische Erzählung »Blind?« von Fritz Müller-Partenkirchen. Eine Pointe der Geschichte ist, dass »Blindenbücher« viel bequemer im Bett zu lesen sind, da sie »unterhalb der Decke mit den Fingerspitzen« (55) gelesen werden können.

Anstoß für Fundingers Buch waren die Lebenserinnerungen des armlosen Geigers Carl Herman Unthan, der durch sein Leben habe beweisen wollen, »dass man sich auch als Krüppel selbst erhalten und für andere arbeiten kann« (83). Ein Arzt steckte ihr das Buch zu einer Zeit zu, in der sie »am Leben zu erliegen drohte« (84). Dass häufig nur ein kleiner Stein des Anstoßes genügt, um aus einer ersten Selbstwirksamkeitserfahrung heraus Potenzial für größeren Erfolg zu bewirken, wird auch am Beispiel Margarete Steiffs – »[e]ine gelähmte Frau, die Begründerin einer Weltfirma« (64) – deutlich: »Mit dem zunehmenden Erfolg erwuchs in Margarete Steiff auch der Mut und die Lust, ihre Kunst nach vielen Seiten hin zu erweitern, und ihre Brüder sorgten für ein wachsendes Absatzgebiet.« (66) Generell wird die Bedeutung und Wertschätzung schon kleiner Erfolge anekdotenhaft hervorgehoben, zum Beispiel, als der »[e]inarmige[] Klaviermeister und Lehrer der Schwerbeschädigten im Kriege« (7) Geza, Graf Zichy, feststellt, dass auch seine Handschrift der linken Hand immer noch die charakteristischen Züge seiner Schrift aufweist und er somit immer noch ›dazugehört:« Solche scheinbar nebensächlichen Dinge bedeuten für den um seine Einordnung besorgten Verwundeten immer einen recht ermunternden Erfolg.« (101) Wir erfahren im Buch einiges über die Biographie der Autorin selbst. Die Adresse unter dem Geleitwort verrät uns etwa, dass sie zum Zeitpunkt der Publikation in Feuerbach bei Stuttgart wohnhaft gewesen ist. Sie wurde 1888 als drittes Kind einer »verwitweten mutigen Waschfrau« (121) geboren. Schon früh, inspiriert durch einen Redakteur, wollte sie das Schreiben lernen. Sie litt selbst an der Lupus-Krankheit, fälschlicherweise glaubte sie aufgrund eines Missverständnisses jedoch zuerst, an Lepra »als einem der härtesten Schicksale« (122) erkrankt zu sein. Aus der Erleichterung, doch ›nur‹ an Lupus zu leiden, schöpfte sie Kraft und Hoffnung. Auch sie selbst machte sich ihr Krankheitsleiden zunächst durch Arbeit erträglicher (vgl. 123f.), ein Bitt-Brief an die Kaiserin brachte ihr dann die Aufnahme in ein Licht-Sanatorium »hinter den Toren Berlins« (125), wo es ihr aus zwei Gründen gut gefiel: Erstens lernte sie andere Kranke kennen, die es noch schwerer hatten als sie, und zweitens auch ihren Ehemann (vgl. 125f.). Sie bildete sich nach ihrer Kur stets weiter fort und nahm verschiedene Arbeiten, auch journalistischer Art, auf. Nach der Geburt zweier Kinder und 19-jähriger Ehe starb ihr Mann im Jahr 1931 (vgl. 127). Fundinger ist keine Autorin, die mitleidig über sich selbst oder andere Menschen mit Behinderungen schreibt. So endet ihr »Autobiographische[s] Nachwort der Herausgeberin« mit der Geschichte ihrer eigenen Aktivierung trotz Behinderung und wirtschaftlich prekärer Lage als alleinerziehende Frau. Nach dieser Darlegung ihrer Erfahrungsexpertise stärkt sie ihre institutionelle Position als Ratgeberin (vgl. 1.5) noch dadurch, dass sie sich als anerkannte Autorin zu erkennen gibt: In der Abteilung »Über mein Schaffen« übernimmt sie wörtlich die würdigende Besprechung der Darstellung eines »»religiös-be-schaulich« gezeichneten Krüppels« in ihren Erzählungen und Romanen aus Hans Würtz bekanntem Buch *Zerbrecht die Krücken* (vgl. 132). Fundinger positioniert sich, und das ist

Abbildung 12: Tafel 16. Geza, Graf Zichy.



außergewöhnlich, als Autorin eines Ratgebers für Personen mit Körperbehinderung. In vergleichbaren Ratgebern für Kriegsversehrte geht es vor allem um eine ungebrochene Männlichkeit trotz physischer Einschränkungen. So zitiert sie etwa aus dem Tagebuch Graf Zichys zur Entstehung seines *Buchs des Einarmigen*: »Jede moderne Schlacht macht ja Tausende von jungen Männern zu Einarmigen; sie sollen nicht verzweifeln, sie sollen sich nie als Krüppel fühlen, sie sollen ganze Männer sein.« (105) Zwar zeigt Fundinger durchaus Verständnis für solche Begehren; durch die Parallelisierung von kriegs- und krankheitsbedingten Behinderungen und die geschickte Nebeneinanderstellung von männlichen und weiblichen Erfolgsbiographien der betroffenen Personen leistet das Buch, was viele Erfolgsratgeber der Zeit nicht leisten: In der Welt der Behinderung Fundingers werden die Erfolgschancen genderneutral dargestellt. Damit nimmt das Buch eine besondere Position ein: Frauen erscheinen zu der Zeit kaum als Urheberinnen von Erfolgsratgebern und werden in den Texten auch nicht explizit als Zielgruppe adressiert. Sie laufen eher mit. Die Ratgeber tun zwar so, als ob sie allgemeines Wissen für erfolgsorientierte Menschen präsentieren; insgesamt vertreten die deutschsprachigen Erfolgsratgeber zu der Zeit aber ein eher konservatives Frauenbild, wenn es um gesellschaftlichen Erfolg geht. Eine Ausnahme bildet 1928 Walter vom Bühl: In *Jeder seines Glückes Schmied! Ein Lebensführer zu Glück und Erfolg* greift er das zeitgenössische Bild der *neuen Frau* auf, allerdings als Vorbild für einen freieren Lebensstil des Manns, der wie eine Sauerstoffkur die Leistung steigern könne. Bühl begrüßt, dass man heutzutage

Abbildung 13: Tafel 19. Gertrud Fundinger.



glücklicherweise auch immer mehr dazu übergegangen [ist], die Kleidung so zu halten, daß Luft und Licht ungehinderter an den Körper herankönnen. Hierin ist in letzter Zeit besonders die Frau bahnbrechend gewesen; sie hat als erste den Mut gehabt, den alten Zopf abzuschneiden, was sich nicht nur symbolisch, sondern auch sichtbar am

Bubikopf

zeigt. Auch die kurzen Röcke – von Übertreibungen abgesehen – zeigen, daß sie mit den bisherigen kulturwidrigen Rückständigkeiten bricht. Die Männer können sich hieran nur ein Beispiel nehmen; denn im Allgemeinen tragen sie noch vielzuviel Kleidung!¹¹⁷

Im besten Fall wurden Frauen nicht explizit als Leserschaft ausgeschlossen. Man muss davon ausgehen, dass Frauen zumindest Zugang zu dieser Lektüre hatten. Die Bibliotheksstempel der Kruppschen Bücherhalle in einigen der hier verwendeten Quellen weisen darauf hin. Diese Werksbibliothek in Essen-Ruhr verfügte 1905 bereits über 48.000

¹¹⁷ Walter vom Bühl: *Jeder seines Glückes Schmied! Ein Lebensführer zu Glück und Erfolg*. Pfullingen: Prana Verlag 1928, 50f.

Bände¹¹⁸, mit über 11.300 Entleiher*innen jeglichen Geschlechts auf 30.000 Leihberechtigte.¹¹⁹

Die Ratgeber selbst betrachten Frauen deutlich nicht als Erfolgssubjekte mit der gleichen Bandbreite wie Männer, wenn es um das Berufsleben geht. Die Aufteilung von Frauen in vier Typen, die Hans Tor Straaten (vgl. 3.5) in seinem Ratgeber *Die Technik des Erfolgs* (1931) vom Philosophen, Anthropologen und Soziologen Max Scheler übernimmt, zeigt dies eindeutig: Die Frau leistet »Dienst am Kinde oder an etwas das Ersatz ist für das Kind (Maria); Dienst an Gott und Idealen (die Nonne); Dienst am Mann (die Hetäre); Dienst am Haus oder an einer anderen Sache (Martha). Jede Frau täte vielleicht gut, sich einmal zu überlegen, wie bei ihr die Typen gemischt sind.¹²⁰ Auf der Seite »Die positive Frau und Mutter« der Wochenzeitung *Schellbach-Presse* (vgl. 3.3, S. 141) vom 12. März 1933 können wir unter der Schlagzeile »Das Wesen der positiven Frau« lesen, dass »echte deutsche Frauen [...] allen positiven Männern treu zur Seite stehen« wollen: »Zum Wohle des ganzen Volks wollen wir für echtes Familienglück und die rechte positive Erziehung der Jugend Sorge tragen.«¹²¹ Das Problem mit dem gesellschaftlichen Erfolg der Frauen ist nämlich, wie am 23. Oktober 1932 unter der Schlagzeile »Die moderne Frau im Urteil des Mannes« in der gleichen Zeitung aus dem Hause des Begründers des *positive thinking* im deutschsprachigen Raum, Oscar Schellbach, zu lesen war, dass »ihr [die Frauen, W.P/S.W.] wohl dem Manne imponieren könnt, wenn ihr auf den Gebieten des Sports, des Berufes und der Kunst Großes leistet, daß ihr aber nur dann den Weg zum Herzen der Männer findet, wenn ihr die weiblichsten Eigenschaften eures Wesens hervorkehrt und offenbart.«¹²²

In der Aufsatzsammlung *Die Frau von Morgen. Wie wir sie wünschen* mit – allerdings nur männlichen – Autoren wie Max Brod, Walther von Hollander, Hans Henny Jahnn, Alexander Lernet-Holm, Robert Musil oder Stefan Zweig von 1929 wird ein anderes Bild der Frau geschildert. Der Herausgeber Friedrich Markus Huebner stößt fortwährend »im alltäglichen Dasein« auf »die Frau. Sie bewegt sich mit Selbstverständlichkeit in allen Berufen, Ämtern, Büros, Cafés, Straßen, Parlamenten und Theatern. Sie hantert sachlich, sie arbeitet, sie genießt wie wir. Alle diese Konkurrentinnen, Kameradinnen, Kolleginnen scheinbar geschlechtslose Wesen«.¹²³ Hat es denn Ratgeber gegeben, die spezifisch den Erfolg dieser öffentlich wirksamen Frauen förderten? Von Karl Biermanns Ratgeber *Männer der Tat. Vorbilder für jung und alt* (1912) soll 1924 das Pendant

¹¹⁸ Der Anteil von Unterhaltungsliteratur wurde nur auf 50 bis 60 Prozent veranschlagt. Vgl. »Die Kruppsche Bücherhalle in Essen-Ruhr«, Sonderdruck aus: Eduard Reyer: *Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken*. Leipzig: W. Engelmann 1903 nebst Statistischer Tabelle über die Benützung der Bücherhalle vom 1. März 1899 – 31. Mai 1905, 7.

¹¹⁹ Vgl. ebd., 2.

¹²⁰ Hans Tor Straaten: *Die Technik des Erfolgs*. München: Felsen-Verlag 1931, 147.

¹²¹ Else Flesch: »Das Wesen der positiven Frau«, In: *Schellbach-Presse* vom 12. März 1933, 9.

¹²² W. Holl. (Walther von Hollander?): »Die moderne Frau im Urteil des Mannes«, In: *Schellbach-Presse* vom 23. Oktober 1932, 1. Beilage.

¹²³ Friedrich M. Huebner: *Die Frau von Morgen. Wie wir sie wünschen*. Leipzig: Verlag E.A. Seemann 1929, 112.

*Frauen der Tat erschienen sein.*¹²⁴ Zur Zeit der Drucklegung ließ sich die Existenz dieses Buchs nicht nachweisen. Beim Buch *Die Geheimschulung der Frau* von Margit Kehlen, das auch nicht auffindbar war und das 1927 in der Berliner-Abendzeitung *Tempo* in einer Anzeige beworben wurde als »Buch der sieghaften Frau, das die geheimen Anziehungskräfte erfolgreicher Frauen enthüllt«, handelt es sich wohl um ein Buch, das die Suche nach dem ›richtigen‹ Mann erleichtern sollte. Die in der Anzeige aufgeführten inhaltlichen Angaben »Die Herausarbeitung körperlichen Werte/Erschließung des Vollweibzaubers/Verschiedenste Möglichkeiten zur Ehe« scheinen dies nahezulegen. Einige Ratgeber wollen nur den Erfolg in traditionellen Frauenberufen fordern, wie zum Beispiel Julius Baumann-Bergers *Wie komme ich vorwärts?: Führer für weibliche hauswirtschaftliche und kaufmännische Angestellte* (1917), Margarete Hoyers *Weibliche Berufe und die Grundlagen zu deren Erfolg* (um 1930) oder Walter Krügers *Bewerbungsschreiben, die Erfolg versprechen für stellesuchende Mädchen und Frauen unter Berücksichtigung der bekanntesten und einträglichsten weiblichen Berufsarten* (1911).¹²⁵

Verlässt man den deutschen Sprachraum, dann stößt man 1929 auf *Pots, Pans and Millions. A Study Of Woman's Right To Be In Business. Her Proclivities And Capacity For Success* der US-amerikanischen Autorin Edith Mae Cummings, die es tatsächlich als alleinerziehende Mutter aus bescheidenen Verhältnissen in der Geschäftswelt zur Millionärin gebracht hat (und später von einer Geschäftspartnerin erschossen wurde). Das Buch wird beworben als »first book ever published on woman's success in business and how to attain it«. Es handelt sich tatsächlich um einen vollwertigen Erfolgsratgeber, der spezifisch Frauen adressiert und sich zugleich auch als emanzipatorische Schrift lesen lässt.

Success in business, however, is no longer a matter of sex; thousands of women have talents for business that would bring them millions of dollars if they knew how to apply them or had the determination to try. Business is a science; it can be learned. To achieve success in modern business, however, a woman must learn not to depend upon the lipstick and rouge pot, but to depend upon her ability to develop her mind. When I started out looking for work as a saleswoman I was interviewed many times by men, and it was at that time that I was impressed that all this talk about sex appeal that we read in newspapers and magazines counted for little in actually securing employment.¹²⁶

¹²⁴ Vgl. Bruno Berger/Heinz Rupp (Hg.): *Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch*. Band 2. 3. überarbeitete Auflage. Bern/München 1969, 108.

¹²⁵ Julius Baumann-Berger: *Wie komme ich vorwärts?: Führer für weibliche hauswirtschaftliche und kaufmännische Angestellte*. München: Domina-Verlag 1917; Margarete Hoyer: *Weibliche Berufe und die Grundlagen zu deren Erfolg*. Hg. von der Deutsch-Oesterreichischen und Schweizerisch-Deutschen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Basel o.J. (ca. 1930); Walter Krüger: *Bewerbungsschreiben, die Erfolg versprechen für stellesuchende Mädchen und Frauen unter Berücksichtigung der bekanntesten und einträglichsten weiblichen Berufsarten*. Leipzig: Ernst'sche Verlagsbuchhandlung 1911.

¹²⁶ Edith Mae Cummings: *Pots, Pans and Millions. A Study Of Woman's Right To Be In Business. Her Proclivities And Capacity For Success*. Washington, D.C.: National School Of Business Science For Women 1929, 5.

Im Buch räumt Cummings nicht nur mit den üblichen Vorurteilen gegen Frauen im Business auf und ermutigt sie, den Weg in die Wirtschaft einzuschlagen, sondern weist in der ersten Hälfte des Buchs in einer historischen Gegenerzählung ab »Adam and Evil« nach, dass es sich bei der bisherigen Erzählweise des gesellschaftlichen Fortschritts eigentlich um eine von Männern vereinnahmte Erfolgsgeschichte der Frauen handele. Über die Zeit nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg schreibt sie:

Automatic machinery and electricity invade the home; the last vestige of drudgery is removed, and woman, instead of being the chief producer, has become economically unproductive. The contrast between the toiling primitive woman and the comparatively idle lady of our present civilization has brought about a new question for woman to solve: Shall woman exist because of her sex value alone? Each woman must decide for herself whether her only contribution shall be reproduction; whether she shall spend her time in idleness or whether she will now fit herself for this new economic era, and take her place in the world of events.¹²⁷

Zwar ist Fundinger nicht so offensiv wie Cummings, dennoch zeigt das Buch nicht nur eindeutig, wie Frauen erfolgreich sein können; es zeigt darüber hinaus, dass dies mindestens genauso für Frauen mit einer Behinderung gilt. Die unternehmerisch erfolgreichste Person im Buch ist Margarete Steiff, die als Person mit einer schweren Lähmung eine weltweit erfolgreiche Stofftierfirma gründen konnte.

Auffällig sind die zahlreichen Photographien und Abbildungen, die die jeweiligen Lebensbilder grafisch veranschaulichen, darunter Portraits, Szenen aus der Arbeits- und Lebenswelt von Menschen mit einer Körperbehinderung und – das ist besonders interessant – auch von ihnen produzierte Dinge, wie zum Beispiel Margarete Steiffs erster selbstproduzierter Stoffelefant. Während die ersten beiden Kategorien menschliche und emotionale Nähe zu den Leser*innen schaffen wollen, wird durch letztgenannte Kategorie der (ökonomische) Nutzen der Portraitierten für die Gesellschaft vor Augen geführt. Ein emblematischer Beleg für die Geschäftsfähigkeit von Menschen mit einer Körperbehinderung ist die Abbildung der Unterschrift Carl Herrmann Unthans, die dieser mit einem Fuß geleistet hat.

Diese Bilder passen zu den in der Weimarer Zeit vorherrschenden inszenierten Erfolgs-Bildern, die in Wiederholungsschleife in Magazinen, Erfolgsratgebern und anderen populären Medien verbreitet wurden. Bereits früher schon erscheinen in der Abteilung »Biographien und Charakteristiken« des illustrierten Familienblatts *Gartenlaube* regelmäßig Porträts prominenter Persönlichkeiten.¹²⁸ Es werden Vorbilder »großer Männer« vorgeführt, die für das Versprechen stehen, dass jeder durch Fleiß und Durchhaltevermögen gesellschaftlich reüssieren kann (vgl. 2.1, S. 56). Sobald die Drucktechnik es ermöglichte, wurden Erfolgserzählungen gerne auch mit Photographien bebildert,

¹²⁷ Ebd., 91.

¹²⁸ Joachim Schöberl: »Verzierende und erklärende Abbildungen«. Wort und Bild in der illustrierten Familienzeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts am Beispiel der *Gartenlaube*. In: Harro Seeger (Hg.): *Mediengeschichte des Films. Band 1: Mobilisierung des Sehens. Zur Vor- und Frühgeschichte des Films in Literatur und Kunst*. München 1996, 209-236, hier 227.

in Deutschland wohl zum ersten Mal Anfang des 20. Jahrhunderts in der *Berliner Illustrierten Zeitung* und deren Konkurrentin *Die Woche*. In *Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen* aus dem Jahr 1928 schreibt Walter Benjamin in der 3. These, dass nur diejenigen auf Dauer Erfolg haben können, die »in ihrem Verhalten von einfachen, durchsichtigen Motiven geleitet scheinen«.¹²⁹ Der Erfolg muss einen »belehrenden, exemplarischen Wert« haben. Er muss »genau gesagt: einem Bilde sich einpassen. [...] Wer seinen Zoll dem Bilderschatz der Masse nicht entrichtet, muss scheitern.«¹³⁰ Der Band *Wie sie gross und reich wurden* (1927) des Autors Morus, ein Pseudonym für den deutschen Wirtschaftsjournalisten und Schriftsteller Richard Lewinsohn, offeriert »Lebensbilder erfolgreicher Männer«¹³¹ am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. Neben John D. Rockefeller, Thomas A. Edison und Henry Ford behandelt Lewinsohn auch die Krupps und Hugo Stinnes. Der Text wird von austauschbaren stereotypen Portraitaufnahmen begleitet, die alle der gleichen seriellen Produktionslogik entstammen. Es gibt die klassische Photostudiovariante (optional mit retuschiertem Hintergrund) und die dynamische pressekonforme Variante. Ähnlich repräsentiert bei Fundinger das Portrait von ihr selbst weiter oben im Text die klassische Variante; das ebenfalls oben platzierte Bild von Geza, Graf Zichy eine verspielte Variante dessen und die Aufnahme weiter unten von Rudolf Jungmayr die Pressevariante. Die Bildstrategie in solchen Büchern ist darauf angelegt, die Leser*innen zu ermutigen, die Reihe der Vorbilder selbst zu vertiefen und beliebig fortzusetzen.¹³² Diskursökonomisch bedingen sich Wiederholungspraxis und monumentale Wirkung der Vorbilder gegenseitig.¹³³

In Ludwig Lewins dreibändiger Enzyklopädie *Der erfolgreiche Mensch* (1928) erscheint die Serie der ›großen Männer‹ vereinheitlicht als Erfolgstypus. Alle Facetten des erfolgreichen Lebens werden dort in längeren, oftmals mit Photos oder Grafiken versehenen Abhandlungen dargestellt. So dienen die Begleitbilder des im 2. Band enthaltenen Ratgebertexts *Das zielbewußte Auftreten* von Robert Scheu der Arbeit an der eigenen Selbstwahrnehmung, indem sie die Pose ›großer Männer‹ als nachahmenswert präsentieren. Zur propagierten Sozialtechnik des *Bluffs* als Methode der erfolgreichen Selbstbehauptung gehört auch die Arbeit am eigenen charismatischen Erscheinungsbild.¹³⁴ Erfolgsratgeber wollen nicht kritisch aufklären, sondern die Leserschaft darüber in Kenntnis

¹²⁹ Walter Benjamin: »Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen« [1928]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften in sieben Bänden*. Band 4.1. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, 349–352, hier 349.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Morus (Richard Lewinsohn): *Wie sie gross und reich wurden. Lebensbilder erfolgreicher Männer*. Berlin: Verlag Ullstein 1927.

¹³² Als Beleg für die Wirksamkeit dieses Erzählverfahrens fand ich in dem von mir erworbenen Exemplar des Bands zeitgenössische Bilder von Hitler und Göring, offensichtlich sorgfältig aus einer Illustrierten ausgeschnitten.

¹³³ Hartmut Winkler: *Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien*. Frankfurt a.M. 2004, 115.

¹³⁴ Vgl. Robert Suter: »Bluff und Autosuggestion. Wege zum Erfolg in der Weimarer Republik (Walter Benjamin, Johannes Baader, Emile Coué, Walter Serner)«. In: Ulrich Johannes Beil/Cornelia Herberichs/Marcus Sandl (Hg.): *Aura und Auratisierung. Mediologische Perspektiven im Anschluss an Walter Benjamin*. Zürich 2014, 325–349, hier 328f.

setzen, wie sie sich diese psychosozialen Mechanismen der Selbstdäuschung eigennützig aneignen können. In der Formulierung von Scheu klingt das folgendermaßen:

Was sich in der Kopfhaltung allein schon ausdrücken kann, ist unermeßlich. Man betrachte in den illustrierten Blättern die Köpfe der verehrlichen Zeitgenossen. Sie sind leicht zu erkennen an der Art, wie sie den Kopf tragen. Der hier ist ein alltäglicher Kerl, jener ist zeitlos. Die Oeffentlichkeit, die von den einzelnen Leistungen in der Regel wenig weiß, erkennt ihre Führer instinktiv an Auge und Haltung. Es ist die Gebärde, die imponiert, sie hat ihre einleuchtende Bedeutung, die schale Pose entlarvt die große Null. Die Pose ist die Phrase der äußeren Erscheinung.¹³⁵

Es ist natürlich kein Zufall, dass gerade Fundinger bei der Bildauswahl in ihrem Band genauestens diese Erfolgsbildrhetorik beachtet.

Im Aufsatz *Keep Smiling!* von Manfred Georg, ebenfalls in Lewins Herausgeberband *Der erfolgreiche Mensch* enthalten, werden Bilder aus Illustrierten als Beleg für eine Erfolgsstrategie angeführt.

Wer [...] »Laune« behält, wer lächelt, [...] der überwindet jegliche Schwierigkeit, nicht nur leichter, sondern vergißt sie auch rascher. Die Keep-smiling-Idee hat nun in Amerika tatsächlich ganz außerordentliche Erfolge gehabt. Man betrachte nur einmal die Photos der illustrierten Blätter.¹³⁶

Prototypisch in Fundingers Buch ist hier die Bildtafel von Rudolf Jungmayr, der im Krieg Augen und Arme verlor: Im Gespräch mit Hitler strahlt er eine lebenbejahende »Heiterkeit und Frische« aus, die nicht »eine Minute einem Gefühl von lähmendem Mitleid Raum« (30) geben. Die Bilder sollen als Ausdruck des *positive thinking* die (auto-)suggestive Wirkungskraft der gekonnten Selbststilisierung beglaubigen. Bei Fundinger verkörpern die »Stiefkinder des Schicksals« diese Einstellung ihren Herausforderungen gegenüber *par excellence*. Dies wird im Kapitel über Dr. August Rollier auf die Spur getrieben, das den Untertitel »Kranke Menschen arbeiten während ihrer Kur, bis sie wieder gesund sind« (56) trägt. Während normalerweise zu viel Arbeitsdruck zu einem Kuraufenthalt führen kann, ist Arbeit bei Fundinger das Allheilmittel zur Genesung. Die Bildpolitik wird hier geschickt eingesetzt, um die Vorstellung zermürbender und anstrengender Arbeit zu »reframen«: Die Kranken liegen knapp bekleidet in der Sonne und verrichten bestens gelaunt und entspannt in ihren Betten ihre Aufgaben. Gerade wenn man als »Stiefkind des Schicksals« – und das möglicherweise von Geburt an – gehandicapt ist, sind Optimismus und generell eine positive Lebenseinstellung Möglichkeit und Bedingung von Erfolg (vgl. 3.1). Das gilt auch für Krankheiten jeder Art: »Bei der Tuberkulose hängt mehr noch wie bei jeder anderen Krankheit der Erfolg bis zu einem gewissen Grade vom Willen ab, gesund zu werden.« (59) Der Wille

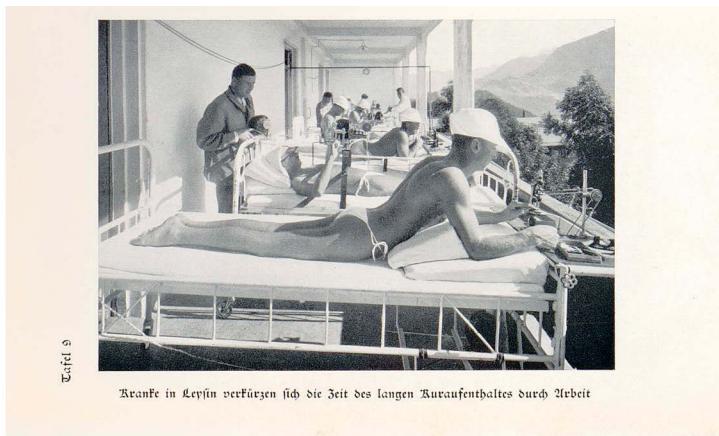
¹³⁵ Robert Scheu: »Das Zielbewußte Auftreten«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band II: Der gesellschaftliche Erfolg, Menschenkenntnis, Wirkung auf Menschen*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 93-116, hier 103f.

¹³⁶ Manfred Georg: »Keep Smiling!« In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band II: Der gesellschaftliche Erfolg, Menschenkenntnis, Wirkung auf Menschen*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 117-127, hier 121.

Abbildung 14: Tafel 6. Adolf Hitler im Gespräch mit Rudolf Jungmayer.



Abbildung 15: Tafel 9. Kuraufenthalt.



zum Erfolg (vgl. 1.5.2, S. 45) zeigt sich auch im wiederholten disziplinierten Üben und der Erfahrung, seinen Alltag trotz Beeinträchtigung unabhängig und selbstbestimmt bewältigen zu können. Wie es schon der Titelzusatz verdeutlicht: Die »Stiefkinder des Schicksals« dienen ihrer Zeit, sie müssen nicht selbst bedient werden: »Ein ungeschickt

sich anstellender und verlegen lächelnder Diener wurde mit einem kernigen Wort hinausbefördert, dann schloß der junge Einarmer die Tür hinter sich zu, und versuchte das selbständige Ankleiden, bis es von Erfolg gekrönt war.« (102) Die Ressourcen, die durch Krankheit oder Behinderung nicht genutzt werden können, können dafür – ähnlich einem ausgleichenden Energiehaushalt (vgl. 4.1, S. 194) – an anderer Stelle eingesetzt werden: »Jede Körperbehinderung kann den Keim zu kraftvollem Selbstbehaupten durch gesteigerte Betätigung auf einer anderen Seite bilden.« (Geleitwort)

Wie passt aber Fundingers Buch in eine Zeit, die Menschen mit Behinderung eher als Last betrachtet hat? Der Münchener J.F. Lehmanns Verlag, der Fundingers Buch publiziert hat, war nicht nur Publikationsort für medizinisch-naturwissenschaftliche Veröffentlichungen, sondern erweiterte ab 1896 sein Angebot auch um ausgeprägt völkische Schriften zur Thematik der Rassenkunde und -hygiene, die von Hitler begrüßt wurden.¹³⁷ Dies scheint Fundingers Buch kaum zu tangieren, als ob Erfolgsgeschichten immun gegen Säuberungsdenken machen würden. Fundinger thematisiert ihre scheinbar reibungslose persönliche Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Gedankengut im Kapitel zum Kriegsinvaliden und überzeugten Nationalsozialisten Rudolf Jungmayr. Vor ihrem Treffen mit ihm beschreibt sie sich selbst als »[ü]berparteiisch, unpolitisch, Frieden und Freiheit die Parole, die mich zufriedenstellte« (37). Insbesondere die Rolle der Frau und das Thema ›Rassenpflege‹ beschäftigen sie so sehr, dass sie dazu in den konkreten Austausch mit dem ›Braunen Haus‹ geht. Mit den Antworten auf ihre Fragen durch den Leiter der Nachrichtenausgabe gibt sie sich auf den ersten Blick zufrieden: Die Schrift *NS-Frauen-Warte* von Elsbeth Zander verrate nichts von einer Unterdrückung der Frau, und auch die Aussage, dass »kranken und physisch untauglichen Menschen durch Sterilisation die Verantwortung und damit dem Staate die Sorge für gesundheitlich unvollkommenen Nachwuchs abzunehmen« (38) sei, scheint sie im Kontext des Buchs weiter nicht zu stören. Sie schließt das Jungmayr-Kapitel etwas rätselhaft mit den Worten: »Durch die Straßen marschierten stramm und zukunftstragend Braunhemden: ›Heil Hitler‹ riefen sie sich grüßend zu. – ›Heil Menschen‹ klang es in meiner Seele wider. –« (39)

So ungetrübt war Fundingers Verhältnis zur nationalsozialistischen Ideologie allerdings nicht. Tatsächlich hat sie sich in der Sterbehilfe-Debatte engagiert für die Belange von Menschen mit Behinderung eingesetzt. So hat sie nach einem Vortrag des zu der Zeit einflussreichen Physiologen und Pioniers der Biochemie Emil Abderhalden vor der Rassenhygienischen Gesellschaft in Halle (Saale) »couragiert gegen dessen Primat des Volkskörpers und seine Einstellungen zu Behinderten« protestiert.¹³⁸ Fundinger beschäftigt sich auch im Kapitel zu den von *Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel* konkret mit dem aufkommenden Euthanasie-Gedanken.¹³⁹ Das 1920 erschienene Buch *Die Freigabe*

¹³⁷ Würffel, Reinhart: *Lexikon deutscher Verlage von A bis Z. 1071 Verlage und Verlagssignete vom Anfang der Buchdruckerkunst bis 1945. Adressen – Daten – Fakten – Namen.* Berlin 2000, 500.

¹³⁸ Andreas Frewer: »Schiefe Ebene«, Zensur und Selbstzensur: Zur Geschichte der Sterbehilfe-Debatte in der Zeitschrift *Ethik*. In: *Medizinhistorisches Journal* 35, 3/4 (2000), 335–360, hier 344f.

¹³⁹ Menschen mit einer Behinderung, die kaum eine produktive Tätigkeit zulässt, kommen als potentielle Rezipient*innen eines Erfolgsratgebers dieses Typs wohl eher nicht in Betracht; das heißt aber nicht, dass Fundinger sie in ihrem Kampf gegen Euthanasie-Bestrebungen nicht mit einschließt. Die Frage, ob »die ganz Gelähmten, die Bettlägrigen, die schwerumnachteten Kranken«

der Vernichtung lebensunwerten Lebens¹⁴⁰ des Juristen Karl Binding und des Psychiaters Alfred Hoch etwa hatte in der Weimarer Republik heftige Debatten ausgelöst und fand später in der NS-Ideologie Anklang. Ein Mitarbeiter der Stiftung Bethel, die Fundinger besucht hatte, verfasste eine Gegenschrift zum aufkommenden Euthanasie-Gedanken, die ökonomische, juristische und christliche Begründungen gegen eine solche Mentalität enthält (vgl. 116). Fundinger positioniert sich hier in gleicher Weise und betont den Charakter Bethels als »geistiges Zentrum«, weil dort »alle Kernfragen des Dienstes am Menschen zusammenlaufen« (116). Im gleichen Kapitel berichtet sie von einem Gespräch mit dem damaligen Leiter Bethels, Fritz von Bodelschwingh, der seine Arbeit mit den Kranken und ihren Angehörigen als »Kraftreservoir« (118) bezeichnet, das ihm selbst zugutekommt.¹⁴¹ Es wird an vielen Stellen außerdem aus der Bibel zitiert, gerne als Lebensmotto einer vorbildhaften Person: »Er tat seinen Mund auf für die Stummen und für die Sache derer, die verlassen sind. (Spr 31,8)« (73)

Fundingers Buch zeigt, wie eine scheinbar harmlose Sammlung ermutigender individueller Erfolgsgeschichten sich entgegen gegenläufiger Tendenzen in der Gesellschaft auf subtile Art nicht nur zum Stellenwert von Menschen mit einer Behinderung, sondern auch zur Stellung der Frau neu positionieren kann. Erfolgsdenken geht normalerweise mit der Genreerwartung eines hohen Grads an Gesellschaftskonformität einher; man will ja reüssieren. Auf den ersten Blick scheint das Buch diese Erwartung zu erfüllen: Alle im Buch streben nach gesellschaftlicher Anerkennung. Durch die Auswahl der Biographien und literarischen Texte lässt sich Fundingers Buch allerdings schwer für ideologisch verkürzte Auffassungen von Lebenserfolg instrumentalisieren. Die geschickt eingestreuten Zitate in den Lebensbeschreibungen verstärken diesen Eindruck noch dadurch, dass immer eine der Alltagspolitik übersteigende höhere Referenz angerufen wird. Menschen mit einer Körperbehinderung werden im Buch grundsätzlich auf drei Weisen wertgeschätzt: Neben der bereits ausführlich besprochenen Würdigung ihrer Arbeitsleistung bzw. ihrem Humankapital geschieht das zum einen – und das gilt insbesondere für Kriegsversehrte – auf eine männlich-patriotische Weise (»Wer wehrlos, ist ehrlos!« (36)), und zum anderen – und das gilt eher für von Geburt an Behinderte oder chronisch Kranke – auf theologische Weise. Die Frage nach dem Grund des persönlichen Leids wird dabei eschatologisch vertröstet: »Oft gibt das Schicksal erst sehr spät Antwort auf das quälende ›Warum?‹ – – Manchmal auch erst in der Todesstunde.« (Geleitwort) An einer anderen Stelle bezieht Fundinger sich auch auf die Anthroposophie Rudolf Steiners und erklärt, dass diese für eine gewisse Zeit »die dominierende Rolle« für sie spielte und ihr das Gefühl gab, »daß selbst in der schlimmsten Lage [...] im Grunde kein ›Unrecht‹ geschehe, sondern eben nur ›Karma‹ sich auswirke« (126). Später wandte sie sich jedoch von dieser Lehre ab und begründete das mit der »Erkenntnis,

nicht trotzdem auch zu den »Stiefländern« gehören, bejaht Fundinger ganz klar mit der Begründung, dass deren Hilfsbedürftigkeit »geniale« Pflege hervorgebracht und darüber hinaus zu wichtigen wissenschaftlichen Erkenntnissen geführt hat (114ff.).

140 Karl Binding/Alfred Hoch: *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form.* Leipzig: Meiner 1920.

141 Die Rolle und der Standpunkt der Stiftungen Bethels in der NS-Zeit sind heute umstritten. Zu Stellungnahme und Literaturliste der Stiftungen selbst siehe <https://www.bethel.de/bethel-im-nationalsozialismus.html> [zuletzt geprüft am 26.12.2020].

daß innere, religiöse Vertiefung niemals nur Sache eines noch so geistvoll aufgebauten Weltanschauungssystems sein muß oder kann, sondern daß eine gewisse Schlichtheit des Glaubens sich nicht innerlich von Menschen abhängig zu machen braucht« (128). Der Mensch ist jedenfalls trotz aller Hindernisse weiter dazu angehalten, seinen Teil zur Erhaltung und Wahrung der Schöpfung beizutragen und Gott dadurch zu würdigen. Dazu nutzt Fundinger die Beethoven-Worte auf dem Grabstein Dr. Herwigs: »Nur durch beharrliches Wirken mit den verliehenen Kräften verehrt das Geschöpf den Schöpfer und Erhalter der unendlichen Natur!« (28) Auch erfolgreiche Menschen sollen sich ihre Bescheidenheit und Menschlichkeit erhalten. Als positives Beispiel wird wiederum der Leiter Bethels, Pastor Fritz von Bodelschwingh, angeführt: »Warmherzig, offen für alles, ohne jene phrasenhafte Geste, die der ›Erfolgreiche‹ sich mitunter aneignet, ging neben mir ein wahrer, schlichter Mensch, von allen Seiten liebend begrüßt, durch sein Arbeitsfeld.« (118) Prinzipiell, und das veranschaulicht sie auch durch die sehr diverse Mischung der vorgestellten Lebensbilder, hat Erfolg immer auch mit der eigenen Willenskraft und dem Glauben an sich selbst zu tun:

Fast jeder einzelne der hier in diesem Buche beschriebenen Menschen lebt in einem anderen Interessen-, Glaubens- oder Weltanschauungskreise, und sie kämpfen im Grunde alle um einen Glauben wie ich auch; den Glauben, daß uns kein Gott und keine Götter verlassen, so lange wir sie nicht selbst aufgeben. (128)

3. Systematische Wege zum Erfolg

Ratgeber, die einen systematischen Weg zum Erfolg bieten wollen, lassen sich als eine Art Gegenstück zu den Ratgebern auffassen, die um erfolgreiche Lebenswege zentriert sind und von daher die Machbarkeit des Erfolgs vor Augen stellen. Das Beispiel (und infolgedessen das Narrative) hat hier einen geringeren Stellenwert. Stattdessen werden – auf ganz verschiedene Weisen – methodische Bemühungen in den Mittelpunkt gestellt, und die Beispiele dienen vor allem dazu, das Erfolgversprechende bzw. die Wirksamkeit einer Methode zu illustrieren, die jedem zugänglich ist. Es geht also in erster Linie darum, ein operatives Verhältnis zum eigenen Leben einzurichten. Wie die darin implizierte Selbstoptimierung zu verstehen ist, ist damit ebenso wenig gesagt wie die Form der Darstellung, die zu diesem operativen Verhältnis verhelfen soll.

Das kann man etwa an der Kategorie der *Übung* verdeutlichen. Die hier versammelten Ratgeber artikulieren hinsichtlich der Notwendigkeit des Übens durchaus verschiedene Positionen. Nach F.A. Brechts *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* (vgl. 3.4, S. 168) soll man das ganze Leben als Übung auffassen; nach Gustav Großmanns *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge* (vgl. 3.2, S. 134) ist es effizienter, nicht zu viel Zeit aufs Üben zu verschwenden und sich lieber auf wirkliche Aufgaben zu konzentrieren (freilich relativiert sich dieser Gegensatz, wenn man feststellt, dass diese beiden Autoren unterschiedliche Begriffe von *Übung* haben). Auch hinsichtlich der Form, in der Übungen in der Darstellung der »systematischen Wege zum Erfolg« konkret vorkommen, gibt es eine große Bandbreite. Auf der einen Seite kann ganz allgemein die Notwendigkeit von Übungen betont werden wie bei Straaten (vgl. 3.5, S. 178), ohne dass eine bestimmte Übung platziert wird. Auf der anderen Seite werden aber auch konkrete Tagespläne mit Übungsbestandteilen vorgestellt, wie es in *Mein Erfolgs-System* von Oscar Schellbach der Fall ist (vgl. 3.3, S. 146). Wer einen systematischen Weg zum Erfolg aufzeigen will, muss sich deshalb nicht unbedingt einer systematischen Darstellung befleißigen. Die Darstellung kann mehr oder weniger knapp sein und sogar recht unsystematisch wirken, wie im frühesten der in diesem Teil vorgestellten Ratgeber, *Erfolg-Methode* von Fritz Theodor Gallert (vgl. 3.1) aus dem Jahr 1919, wo übrigens vom Üben gar nicht die Rede ist. Auch das ungleich erfolgreicher (und ungleich umfangreichere) Buch von Gustav Großmann hat keinen Lehrbuchcharakter.

rakter und setzt einen sich bisweilen ins Hymnische steigernden Diskurs an die Stelle nüchtern er Zergliederung.

Bei den Ratgebern, die selbst *nicht* systematisch vorgehen (indem sie durch ihre Form und ihren Aufbau eine geordnete Struktur vorspiegeln bzw. repräsentieren), tritt ein anderes zentrales Element der um operative Selbstführung bemühten Erfolgsratgeber besonders hervor, nämlich die verschiedenen Praktiken der Verschriftlichung: Bei Gallert soll man Erfolgstagebücher führen, positive Spruchweisheiten sammeln und eine Liste erfüllbarer Wünsche erstellen, um sich auf Optimismus zu programmieren (vgl. 3.1, S. 124); bei Großmann muss man unablässig Pläne aufs Papier werfen und überprüfen: den Werkplan für jedes einzelne Ziel, den Zeitplan für den einzelnen Tag, das Jahr, das Leben (vgl. 3.2, S. 138). Solche Institutionen der Verschriftlichung fungieren gewissermaßen als verlängerter Arm der Ratgeber. Sie kommen natürlich auch in den Ratgebern vor, die ihr System systematisch ausbreiten; bei Schellbach etwa wird dann anhand eines in Tabellenform eingerückten Beispiels gezeigt, wie man ein als Kontrollmedium funktionierendes Tagebuch zweckmäßig anlegt (vgl. 3.3, S. 146).

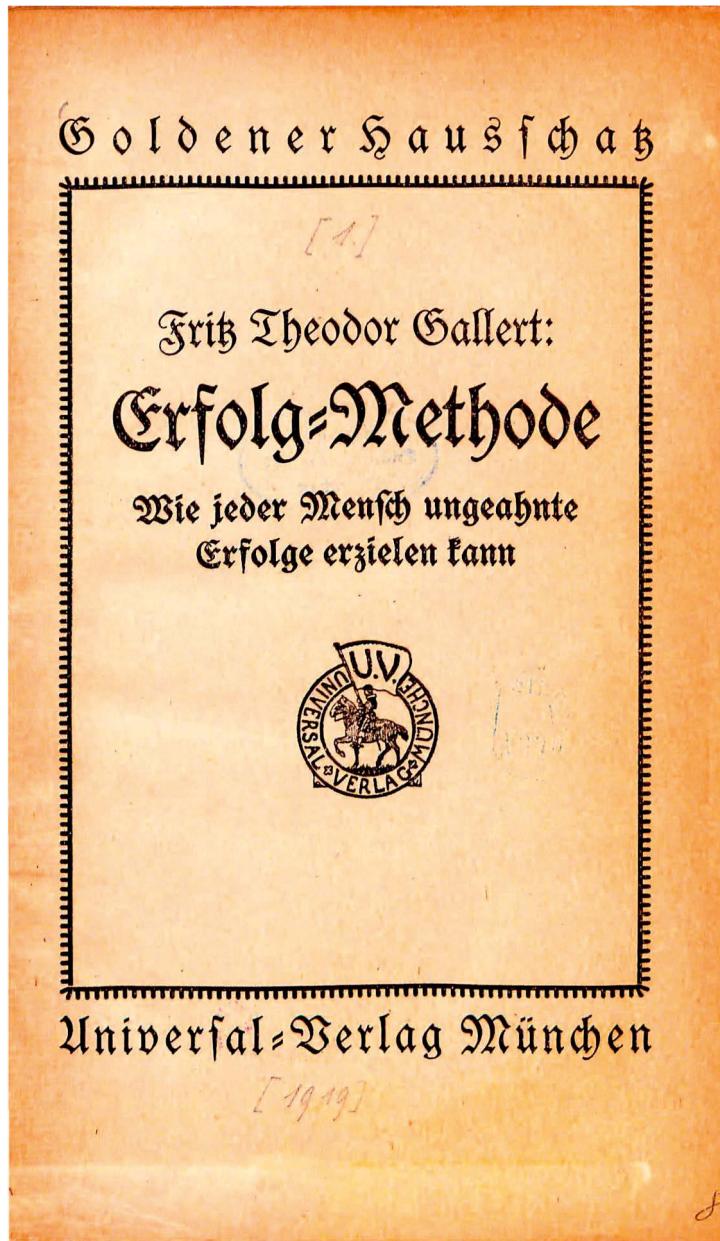
Ratgeber, die sich selbst als Systeme beschreiben oder wenigstens eine Methodik für sich in Anspruch nehmen, sehen in ihren Adressaten vorrangig Subjekte, die bereits für rationales Handeln und rationelles Planen empfänglich und daher mittel- bzw. langfristig zur Selbststeuerung – oder, in der Terminologie der Ratgeber, zur Selbstführung – in der Lage sind. Daher stellen sie nicht den Willen und dessen Stärkung in den Vordergrund (vgl. Kap. 4), und die Techniken der Autosuggestion spielen bei ihnen eine zwar unverzichtbare, nicht aber zentrale Rolle. In Hans Tor Straatens *Die Technik des Erfolgs* (vgl. 3.5) wird der nur kurzfristig wirkenden Autosuggestion sogar mehr oder weniger eine Absage erteilt. Das heißt nicht, dass sich diese Ratgeber einfach auf das Prinzip der rationalen Organisation berufen, um den Adressaten zu helfen, ihr Leben einzurichten und die ›irrationalen Triebkräfte‹ in fruchtbare Bahnen zu lenken. Ein dogmatisches Fundament gibt es immer, auch wenn – wie etwa bei Straaten – der Anspruch besteht, dass die eigenen Ausführungen die Ergebnisse einer ›Erfolgswissenschaft‹ synthetisieren. In besonders problematischer Form und mit großem Gepräge tritt das Dogmatische in F.A. Brechts *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* (1929) zutage. Die Lust an differenzierenden Kategorisierungen und formelhaften Wiederholungen verbindet sich hier zu einem synkretistischen Lehrgebäude mit theosophischer Ausrichtung, das in einer deduktiv-didaktisierenden Form dargeboten wird. Die Art und Weise, in der die Adressaten hier auf eine Lehre eingeschworen werden sollen, hat durchaus etwas Sektenhaftes.

Tatsächlich neigen die ›systematischen Wege zum Erfolg‹ dazu, über die Buchform des Ratgebers hinauszugreifen und ›reale‹ Institutionen ins Werk zu setzen. Zum einen geschieht dies durch weitere, vorbereitende, begleitende oder ergänzende Publikationen: F.A. Brecht beispielsweise hat neben vielen anderen Büchern zwischen 1903 und 1938 auch eine Zeitschrift – *Brechts Monatsschrift* – herausgegeben, mit welcher eine Schülerschaft an die ›Marke Brecht‹ gebunden werden sollte; auch Oscar Schellbach betrieb eine Zeit lang die Wochenzeitschrift *Schellbach-Presse*. Vor allem aber werden Vorträge gehalten und Kurse angeboten, die mit dem Lehrbuch koordiniert sind. Schellbach (1901-1970) war in seinen Aktivitäten so erfolgreich und innovativ (beispielsweise wurden auch von ihm besprochene Schallplatten vertrieben), dass eine Art Imperium

entstand, das sogar die Zeit des Nationalsozialismus überstanden hat. Noch erfolgreicher als Schellbach – und ebenso zukunftsweisend wie er – war Gustav Großmann (1893–1973), der seine sogenannte »Großmann-Methode« sogar patentieren lassen wollte. Das immer wieder überarbeitete – und später von weiteren Büchern flankierte – Grundbuch *Sich selbst rationalisieren* von 1927 erschien 1993 in der 28. Auflage und ist immer noch lieferbar. Es kann zwar als ein für sich stehender Ratgeber verwendet werden, ist aber eigentlich darauf ausgerichtet, geeignete »Lizenznehmer« zu rekrutieren, die in brieflicher Fernkommunikation individuell beraten werden, wobei der Beratungserfolg nicht zuletzt in einer signifikanten Erhöhung des Einkommens ablesbar sein sollte. Dieses Beispiel zeigt nicht nur, dass das prototypische Subjekt, das die »systematischen Wege zum Erfolg« adressieren – soziologisch betrachtet – jemand ist, dem zugetraut werden kann, sich aus einem Angestelltenstatus in einen erfolgreichen Selbstständigenstatus hochzuarbeiten. Von hier aus zeichnen sich auch die Entwicklungslinien ab, die die »systematischen Wege zum Erfolg« mit der ausdifferenzierten Ratgeberlandschaft der Gegenwart verbinden. Großmann ist ebenso unschwer als Pionier des Coachings zu erkennen wie Schellbach als Vorläufer des multimedialen Mindset-Seminars.

3.1 Fritz Theodor Gallert: Erfolg-Methode.
Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann (1919)

Abbildung 16: Deckblatt.



Dem 1919 im Münchner (später München-Leipziger) *Universal-Verlag* in der Reihe »Goldener Hausschatz« erschienenen, ca. 80 Seiten umfassenden Büchlein *Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann*¹ war anscheinend kein großer Erfolg beschieden. Jedenfalls hat es keine zweite Auflage erlebt, und von dem Autor Fritz Theodor Gallert fehlt so gut wie jede weitere Spur.² Hier schreibt offensichtlich kein gut vernetzter Profi. Auch gibt es auf den Innenseiten des billig gedruckten Buchs keine weiterführenden Informationen und keine Hinweise auf weitere Buchtitel des Verlags oder der Reihe. Insofern ist *Erfolg-Methode* zunächst einmal ein Beispiel dafür, dass man sich um und nach 1900 auch ohne besondere Autorisierung – auch das berufliche Umfeld des Verfassers bleibt unklar – dazu veranlasst sehen kann, einen Ratgeber zu verfassen, der unspezifisch Erfolg im Leben verheißen. Dies geschieht, weil ein bestehender, um nicht zu sagen allgegenwärtiger Diskurs über ›den Erfolg‹ aufgenommen und moduliert werden kann. Im Grunde – und darin ist dieser Ratgeber paradigmatisch – entwickelt der Verfasser sein Ratgeber-Sprechen aus genau dieser Konstellation.

Das gilt schon für den Einstieg des Verfassers, der seine Diskursposition gewissermaßen aus der Kaufentscheidung für das Buch und der damit verbundenen Möglichkeit zur *captatio benevolentiae* ableitet. Die erste Überschrift lautet nämlich: »Sie haben bereits bewiesen, daß sie intelligent, optimistisch und vorwärtsstrebend sind! Inwiefern?« (3) Auf die initierende Leseradressierung folgt also noch in der Überschrift mit dem »Inwiefern?« eine hypothetische Rückfrage des Lesers, welche dann die vereinnahmende Explikation rechtfertigt und den Diskurs in Gang setzt. In der Folge wird unter dieser Überschrift erklärt, warum die drei Vokabeln zu Recht an den Leser vergeben werden, beginnend mit der Intelligenz:

»Wißbegierde ist das Kennzeichen des Denkers!« Nur intelligente Menschen verschaffen sich Aufklärung, besonders über das Thema »Erfolg«. Was sind denn nützliche Bücher anderes, als die gesammelten Erfahrungen und Gedanken unserer Mitmenschen! »Wer aber die Erfahrungen anderer verschmäht, und lieber alles Falsche selbst durchmachen will, gleicht einem Manne, der im Dunkeln arbeitet, ohne Licht anzuzünden.« (3)

Hier ist einiges beachtenswert. Zum Beispiel, dass als Erstes ein nicht ausgewiesenes Zitat gebracht wird und der Abschnitt mit einem weiteren nicht ausgewiesenen Zitat

¹ Fritz Theodor Gallert: *Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann*. Goldener Hausschatz. München: Universal-Verlag 1919. Künftig zitiert im Text.

² Recherchen lassen vermuten, dass Gallert in München lebte und 1893 geboren ist. 1919 wäre er mithin erst 26 Jahre alt gewesen. Es ist ein durchaus bemerkenswerter und vielsagender Befund, dass nach dem Ersten Weltkrieg Verfasser von Ratgebern hervortreten, die nur in geringem Maß durch ihre eigene Lebenserfahrung und nur begrenzt durch ihren eigenen beruflichen Erfolg dazu autorisiert sein können, als Ratgeber aufzutreten; der prominenteste Fall dieser Gruppe ist sicherlich Oscar Schellbach (vgl. 3.3). Was Fritz Theodor Gallert betrifft, so deutet eine Münchner Veröffentlichung im Selbstverlag aus dem Jahr 1925 mit dem Titel *Werbe-Winke* darauf hin, dass er als Geschäftsmann tätig war; Spuren seiner geschäftlichen Tätigkeit in München finden sich auch noch im Jahr 1938.

endet. In solchen Zitaten schließt der Verfasser bereits an »die gesammelten Erfahrungen und Gedanken unserer Mitmenschen« an, von denen er spricht. Er kann aus einem Fundus schöpfen, der aus Zitaten vieler berühmter Männer und weniger berühmter Frauen besteht, aber auch aus verschriftlichten Weisheiten unbekannter Menschen. Wenn Gallert erklärt, *nützliche* Bücher seien genau *dies*, so soll das natürlich *a fortiori* für das vorliegende Buch gelten. *Rat* kann man sich aus allen Büchern holen, in denen Menschen ihre »gesammelten Erfahrungen und Gedanken« niedergelegt haben. Ein *Ratgeber* wäre dann sozusagen die verdichtete Form dieser Nützlichkeit, insofern er eine komprimierte Gabe von ›Erfahrungen und Gedanken‹ ist. Mit diesem Selbstverständnis blendet er allerdings seinen eigenen Status aus. Denn die von ihm herangezogenen ›Erfahrungen und Gedanken‹ sind nicht als Ratgeber publiziert worden. Es ist – institutionell gesehen – ein entscheidender Unterschied, ob man sich aus einem Buch *Rat* holen kann oder ob sich dieses Buch als Ratgeber definiert (und in Bezug auf die anderen Bücher dann beispielsweise als vermittelnde, nämlich zitierende und komprimierende Instanz auftritt). Auf der anderen Seite ist dieser Unterschied natürlich genau der Einsatzpunkt eines Buchs der Textsorte *Ratgeber*. Dieser Einsatzpunkt ist hier schon im Titel annonciert, nämlich im Begriff der *Methode*. Anders als andere ›nützliche‹ Bücher bietet ein Ratgeber auch den ›richtigen Weg‹, er verwandelt die ›Erfahrungen und Gedanken‹ in etwas Zielführendes. Das Subjekt, das hier spricht, nimmt nicht für sich in Anspruch, neues Wissen zu vermitteln, sondern bekanntes Wissen auf eine nachvollziehbare Weise anzurufen. Von den beiden (sich freilich überschneidenden) externen Bezugssgrößen, auf die Ratgeber sich berufen können, nämlich dem ›radierten Erfahrungsschatz‹ auf der einen Seite und den ›neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen‹ auf der anderen Seite, liegt das Schwergewicht von Gallerts *Erfolg-Methode* eindeutig auf ersterem.

Instruktiv ist in diesem Zusammenhang auch das zweite nicht ausgewiesene Zitat, das nicht unmittelbar die Metapher des Wegs bedient: Mit dem Erfahrungswissen der Mitmenschen geht einem ein Licht auf, man sieht seine Umgebung und muss nicht im Dunkeln arbeiten. Das bringt im Grunde die Kategorie der *Orientierung* ins Spiel, die zwar mit der des Wegs verknüpft ist, aber nicht mit ihr zusammenfällt. Man kann, wenn man wissbegierig ist und die Erfahrung der Mitmenschen zur Kenntnis nimmt, sehen, was man brauchen kann und was nicht. Der Ratgeber ist in Ergänzung dazu genau jene Instanz, die einem nicht nur Orientierung bietet, sondern auch den Weg weist. Dass all dies unter das Rubrum der Intelligenz gefasst wird, mag ein wenig unbeholfen erscheinen, aber die ab 1905 entwickelten Intelligenztests von Binet/Simon waren um 1919 eben noch nicht das Maß aller Dinge. Als intelligent gilt hier, wer wissbegierig ist und sich durch Wissenszunahme selbst aufklärt. In einem praktischen Sinne intelligent ist also nicht, wer nur auf sein eigenes Denken vertraut, sondern wer sich umschaut und zum Beispiel *dieses* Buch kauft. Zur Institution des Ratgebers steht diese Auffassung allerdings auch in einem gewissen Spannungsverhältnis: Denn dieses Buch soll ja die eigene Umschau auch bis zu einem gewissen Grad erübrigen.

Dieser Umstand wird durch den zweiten Abschnitt moderiert, der sich nun sehr viel ausführlicher der Attribuierung des Lesers als »optimistisch« zuwendet, weil damit der Leitbegriff dieses Ratgebers angesprochen ist. Ein »Optimist« ist der Leser vorab, weil er den »kleinen Betrag« wagt, den dieses Buch kostet, weil er eben »etwas Nützliches

zu finden« hofft; und für diese Investition soll der Leser »reichlich belohnt« werden. (3) Dem Optimisten wird der »Pessimist« gegenübergestellt, der »hinter allem einen Schwindel vermutet und deshalb lieber gar nichts kauft, dafür aber auch an so manchen goldenen Vorteilen achtlos vorübergeht«, die dem »optimistisch gesinnten Zeitgenossen« so viel »Segen« bringen (3). Diese Gedankenführung mag wohl unbeholfen klingen: Das Versprechen auf ›reichliche Belohnung‹ wird ja gewissermaßen durch den Hinweis auf die Geringfügigkeit der Investition konterkariert. Vermutlich hat diese Vereinnahmungsgeste den Erfolg dieses Ratgebers auch nicht gerade befördert. Aber gerade deshalb ist sie sozusagen Klartext.

Sie findet sich in Variationen auch in anderen Ratgebern aus dem eher preiswerten Segment, etwa in der Broschüre von Hugo Schimmelmann mit dem marktschreierischen Titel *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913), in welcher der Verfasser dem Leser eingangs die Frage in den Mund legt: »Hält der Titel auch, was er verspricht?« Als Ausgangslage wird bei Schimmelmann angenommen, dass der geringe Preis (50 Pfennig) dieses »Heftchen[s]« mit keiner großen Käuferwartung verknüpft ist und daher auch nicht auf eine akute Hilfsbedürftigkeit oder Ratlosigkeit des Käufers schließen lässt. Angeboten wird also zunächst nicht die Befreiung von einem Leidensdruck, sondern eine Lockung. Wer sich überhaupt mit einem ›niedrigschwelligen Angebot‹ locken lässt, ist adressierbar. Er ist für gute Ratschläge empfänglich. Wenn Schimmelmann den Leser mit den Worten adressiert, er werde doch wohl »mit einer gewissen Erwartung an diese Schrift herantreten und sich sagen: Vielleicht findest du in dem Buch doch einige brauchbare Ratschläge« (3), dann ist diese Form des Beziehungsbaus der *captatio benevolentiae* von Gallert nicht unähnlich. In beiden Fällen ist Optimismus angesagt, wenn auch zunächst nur in kleiner Münze, als optimistische Lektüre.

Zwischen Optimismus und Erfolg gibt es eine enge Verbindung: »Sie werden immer finden, daß ein Mensch, der Erfolg hatte, vorher auch an seinen Erfolg glaubte und Menschen, die nichts als Mißerfolg haben, immer geneigt sind, an Mißerfolg zu denken« (3), heißt es programmatick bei Gallert. Der Optimist hingegen »n i m m t a l s g a n z s e l b s t v e r s t ä n d l i c h a n, daß er Erfolg haben wird«, und das »drückt seinem ganzen Wesen den Stempel des Erfolgcreichen auf« (4) – »sein Auge leuchtet, auf seinem Antlitz liegt beständig der Ausdruck des Sieges, seine Gedanken sind b e - s t ä n d i g auf Erfolg gerichtet, und in seiner Seele wohnt das Glück des Wachstums« (4).

Solche Ausführungen sind 1919 nicht so selbstverständlich wie heute. Gegenüber der Bedeutung, die das Wort *Optimismus* im 18. Jahrhundert angenommen hat, nachdem es die Jesuiten in polemischer Absicht zur Herabsetzung der Theologie von Leibniz in Umlauf gesetzt hatten³, stellt seine Verwendung um und nach 1900 eine beträchtliche Erweiterung und Verschiebung dar. Noch im 19. Jahrhundert ist das Wort *Optimismus* nicht unbedingt ›positiv‹ konnotiert; in erster Linie bezeichnet es eine Weltanschau-

3 Vgl. etwa hierzu und zum Optimismus im Allgemeinen Sandra Richter: *Lob des Optimismus: Geschichte einer Lebenskunst*. München 2009, 15ff.

ung, der zufolge die Welt irgendwie ›gut eingerichtet‹ ist.⁴ Optimismus wird häufig mit einer Art Verblendung gegenüber den wahren Verhältnissen assoziiert (Schopenhauer, Nietzsche), nicht aber als Begleiterscheinung oder Voraussetzung für erfolgreiches Vorwärtsstreben. Erst um 1900 kommt es (in Deutschland) zu dieser Verknüpfung, in der das Wesentliche des Optimisten weniger in seiner positiven *Weltanschauung* als vielmehr in seiner positiv rückgekoppelten *Selbstanschauung* und *Selbstaffektation* besteht: Um 1900 ist nicht mehr die Desillusionierung heilsam, sondern der Optimismus gesund. Natürlich hängt das mit dem *positive thinking* in der *Neugeist*-Bewegung zusammen (vgl. 5.2 und 5.3). Auf einer eher abstrakten Ebene kann man sagen, dass die Selbsthilfekultur ohne Optimismus nicht sein kann. Gleichwohl zielt das *positive thinking* auf eine andere Ebene als der Optimismus, weshalb dieser Begriff in den Ratgebern ansonsten nicht im Zentrum steht; *positive thinking* ist in erster Linie eine Praktik, der Optimismus hingegen eine Einstellung oder eine geistige Verfassung, die jemandem auch *zugeschrieben* werden kann – hier beispielsweise dem Leser, dem ja von Gallert erklärt wird, dass er optimistisch ist. Auch den Optimismus kann man fördern; *Erfolg-Methode* hat sich das ja auch zum Ziel gesetzt, aber dies geschieht in erster Linie nicht durch autosuggestive Übungen. Insofern könnte man das *positive thinking* als systematisierten und forcierten Optimismus bezeichnen.

In *Erfolg-Methode* darf der Optimismus gewissermaßen formal vorausgesetzt werden, weil er durch den Kauf des Buchs belegt ist. Und auch die dritte Attribuierung der ersten Überschrift, das *Vorwärtsstreben*, kann aus ihm abgeleitet werden, sodass dem Leser attestiert wird, alle notwendigen Erfolgsbedingungen zu erfüllen. In einer eigenständlichen, aber für Ratgeber nicht untypischen Mischung aus Deklaration, Prognose und Versprechen heißt es:

Darum sind Sie froh darüber, daß auch Sie ein Optimist sind! Ihr Optimismus hat Sie in den Besitz dieses Buches gebracht, und hier werden Sie Mittel und Wege kennen lernen, die Ihnen das gelobte Land des Erfolges erschließen, Sie finden hier eine Methode, durch deren Anwendung Sie Erstaunliches erreichen werden. Das Verlangen nach einer derartigen Methode, das Sie ebenfalls durch den Erwerb dieses Buches an den Tag gelegt haben, beweist selbstverständlich auch, daß Sie vorwärtsstrebend sind. (4f.)

Das Buch hat kein Inhaltsverzeichnis. Es ist in dreizehn nicht nummerierte Kapitel von sehr unterschiedlichem Umfang sowie Stellenwert gegliedert und macht auf dieser Ebene folglich einen nicht ganz stringenten Eindruck. Aber das gehört auch zum Konzept. Denn es ist – ausgehend von der *captatio benevolentiae* des Einstiegs – als ein mehr oder weniger durchgehender Diskurs konzipiert, der den Leser gleichsam an die Hand nimmt und ihm auf dem Weg durch das Buch in immer neuen Modulationen und Akzentverschiebungen die wesentlichen Aspekte und Parameter erläutert, die zum Verständnis der »Erfolg-Methode« notwendig sind. Es handelt sich also nicht – wie es bei

⁴ Vgl. Julius Duboc: *Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös ethische Bedeutung für die Gegenwart*. Bonn: Emil Strauß 1881. Duboc war ein Schüler von Ludwig Feuerbach. Wenn man sich nicht auf Gott berufen (und ihn erst recht nicht anrufen) kann, müssen vermehrte Anstrengungen zur Abwendung des Pessimismus unternommen werden.

anderen ›methodischen‹ Ratgebern der Fall ist – um ein Buch zum Durcharbeiten und Nachschlagen.

Der Diskurs, der in *Erfolg-Methode* gehalten wird, bemüht sich sozusagen um eine schrittweise Methodisierung des Optimismus. Es beginnt mit der »erste[n] Bedingung des Erfolges«, nämlich der »hohe[n] Meinung von sich« (5). Um diese zu erhalten bzw. zu verstärken – denn im Grunde basiert der ganze Ratgeber auf der Idee der positiven Verstärkung –, soll man »sogleich jetzt in diesem Augenblick ein Stück Papier zur Hand« nehmen und eine *Liste* der »eigenen Vorzüge« (6) anfertigen. Gallert fertigt – getrennt nach ›geistigen Vorzügen‹ und ›Charaktervorzügen‹ – sogleich eine Beispilliste an, um deutlich machen, wie das gemeint ist. Dass in dieser Liste unter den geistigen Vorzügen auch »Ich bin intelligent« steht und bei den Charakterzügen »Ich bin optimistisch«, ist zwar folgerichtig, verdeutlicht aber auch den tautologischen Charakter der gesamten Veranstaltung.⁵

Der konkrete Nutzen einer solchen Liste besteht darin, dass man mit der in ihr implizierten Selbstermächtigung Rückschläge überwinden kann: »Sie sagen z.B. zu sich: Ich bin doch intelligent und energisch, ich will doch einmal sehen, ob ich die Umstände beherrsche oder sie mich.« (7) Die positive Verstärkung, die hier aus dem Selektionsprinzip erwachsen soll, kommt in der nächsten Maßnahme noch kategorischer zur Anwendung. Auch hier wird von Medien der schriftlichen Aufzeichnung Gebrauch gemacht. Sie besteht im Führen eines »E r f o l g - S a m m e l b u c h [s]« (9), in dem zur Hebung des »Kraftb e w u ß t s e i n [s]« (8) selektiv nur die persönlichen Erfolge aller Art verzeichnet, die Misserfolge hingegen ausgeklammert bzw. vergessen werden sollen.

Haben Sie bisher Ihre Erfolge verzeichnet? Haben Sie sich schon einmal Rechenschaft über Ihre bisherigen Erfolge gegeben? Gewiß nicht! Und doch! wie wichtig wäre das für Sie! Selbst der kleinste Erfolg, den Sie jemals in Ihrem Leben erzielen, ist der unumstößliche B e w e i s dafür, daß Sie in der Lage sind, weitere Erfolge zu erreichen. (9)

Das Ablegen von *Rechenschaft*, das seiner Logik nach gerade aus dem Abwagen *beider* Seiten besteht, wird hier zu einer programmatischen Einseitigkeit umfunktioniert. Nur in einem solchen Vergangenheitsbezug erscheint eine methodische Herstellung von Optimismus möglich. Bei Gallert geht es nicht darum, einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen (wie es etwa Oscar Schellbach verlangt; vgl. 3.3), sondern zu einer neuen, optimistischen Wahrnehmung dieser Vergangenheit zu gelangen. Die Anweisung zu dieser Aufschreibapraktik wird – für das Ratgeber-Genre typisch – wiederum zusätzlich als Fortschreibung einer populären Weisheit ausgewiesen, indem das deutsche Sprichwort »Mach' es wie die Sonnenuhr! / Zähl die heitern Stunden nur!« (10) wiedergegeben⁶ und im gleichen Sinne Goethe zitiert wird: »Andenken an das Gute /

5 Bei den ›geistigen Vorzügen‹ setzt Gallert noch einen drauf: »ich bin vorwärtsstrebend und besitze die Fähigkeit, unter Hunderten von Büchern immer diejenigen herauszufinden, die mich fördern und vorwärtsbringen« (6). Das ist Klartext.

6 Dieses Sprichwort war seinerzeit sehr beliebt und wurde noch 1935 zum Titel eines Schlagers von Paul Dorn.

Hält uns immer frisch bei Mute« (10).⁷ Man kann hier sehr gut sehen, was die Übersetzung eines ›Ratschlags‹ (in Form einer Spruchweisheit, eines Dichterworts) in einen schriftlichen Ratgeber- bzw. Selbsthilfe-Diskurs mit sich bringt: Die ›Ermunterung‹ zu einer positiven Einstellung wird in ein (schriftliches, reproduzierbares) Verfahren bzw. eben in eine »Methode« überführt, die – gewissermaßen aus dem Nichts – ein neues Selbstverhältnis begründen soll. Interessant sind die konkreten Anweisungen für die Erstellung dieses ›Erfolg-Sammelbuchs‹.

Beginnen Sie gleich heute mit dem Anlegen Ihres »Erfolg-Sammelbuches«. Sie werden daran noch die größte Freude haben, wenn das Aufzeichnen Ihrer Erfolge erst einmal zur Gewohnheit geworden ist. An die kleinen und kleinsten Erfolge Ihrer Vergangenheit werden Sie sich nicht gleich erinnern können, aber bringen Sie die Erfolge Ihrer Vergangenheit wenigstens dann sofort mit ein paar Worten zu Papier, wenn sie Ihnen wieder einfallen. (10)

Das Aufschreiben kleiner und kleinster Erfolge soll also zunächst in Form einer Art Brainstorming erfolgen, dann aber zu einer Gewohnheit werden. Die eigene Vergangenheit gleicht einem Reservoir, in dem die Schätze zunächst ungeordnet liegen und dementsprechend auch nicht in einer chronologischen Reihenfolge geborgen werden können. In einem weiteren Arbeitsschritt kann jeder dann seine persönliche ›Erfolgsbiographie‹ – psychoanalytisch: sein *Idealich*⁸ – erstellen: »Später einmal, wenn Sie einen Überblick über alle Ihre Erfolge erlangt haben, dann können Sie in der Reihenfolge, wie sie sich ereigneten, geordnet in ein Sammelbuch eintragen.« (11) Und danach kann man immer die neuesten Erfolge tagebuchartig hinzufügen.

Das Selbstverhältnis, das auf diese Weise als Grundlage für den späteren ›wirklichen Erfolg‹ (so muss man wohl sagen) hergestellt werden soll, ist darüber hinaus *exklusiv*. Das Subjekt verschafft sich mit dem »Erfolg-Sammelbuch« keine intersubjektive Anerkennung; vielmehr soll niemand wissen, dass man überhaupt ein solches Erfolgstagebuch führt, und man soll sich in einschlägigen Situationen mit seinen Mitmenschen »im stillen« denken:

»Wenn Du eine Ahnung hättest von dem, was ich kann, wenn du wüßtest, was ich schon alles, selbst in verzweifelten Fällen, erreicht habe, dann würdest Du anders reden! Aber sage Du nur, was Du willst, das kümmert mich nicht, ich weiß selbst, was ich kann! Du sollst noch über meine Erfolge staunen!« (11)

Das ›Erfolgsgeheimnis‹ hat also durchaus eine handfeste phantasmatische Dimension.⁹ Zwar besitzt der auf diese Weise methodisch auf den Erfolg Ausgerichtete keine geheimen Superkräfte wie Clark Kent *alias* Superman, wohl aber ein übersteigertes ›Kraft-

7 Im Original, in den *Zahmen Xenien*, heißt es allerdings »Angedenken«.

8 Vgl. zum Begriff des Idealich – in Abgrenzung vom Ichideal – kurzgefasst Jean Laplanche/Jean-Bertrand Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Aus dem Französischen von Emma Moersch. 4. Auflage. Frankfurt a.M. 1980, 217-218.

9 Übrigens ist hier vorausgesetzt, dass die Gallertsche *Erfolg-Methode* nicht allzu sehr die Runde macht. Andernfalls würden ja die Leute mutmaßen können, dass allerorten ›Erfolg-Sammelbücher‹ geführt werden.

bewußtsein«¹⁰, das sich aus seiner Geheimhaltung speist. Die positive Verstärkung soll unwidersprochen sein: »Da kein Mensch die Quelle Ihres Selbstvertrauens und Ihrer Erfolge kennt, so kann Ihnen auch niemand die Quelle entziehen; niemand kann dann verhindern, daß Sie sich täglich neu am Jungbrunnen Ihrer Erfolge erquicken« (12).

Das zweite Kapitel ist mit »Das Gesetz des Erfolges« (12) überschrieben. Es lautet: »Tue stets das für Dich Wichtigste / und wenn es noch so schwer ist!« (13) Das ist erstens leicht gesagt, und zweitens mag die »Mitteilung des Gesetzes an sich [...] gar keinen besonderen Eindruck auf Sie machen« (12). An diesem Bedenken sieht man sehr schön, dass der Verfasser sich an einen mitdenkenden – eben »intelligenten« – Leser richtet, der sich von der Schlichtheit der »Formel« (13) nicht hypnotisieren lässt. Vielmehr wird dem Leser in Aussicht gestellt, er werde »an Hand von späteren Beispielen aus Vergangenheit und Gegenwart selbst nachprüfen können, daß es tatsächlich die Einhaltung dieses Erfolges ist« (13), welches den Erfolg gebracht hat. Das von Gallert formulierte »Gesetz des Erfolges« scheint zwar den Willen vorauszusetzen – da man ja offenbar über einen starken Willen verfügen muss, wenn man das »Schwere« tun soll – vermeidet es aber, diese Kategorie aporetischer Selbstbezüglichkeit explizit ins Spiel zu bringen. An die Stelle dessen tritt das Reservoir an Kraftbewusstsein, über das auch der Erfolgreiche *avant la lettre* schon verfügt: »Der Erfolgreiche meidet nicht die Schwierigkeiten, sondern es kennzeichnet geradezu sein Kraftbewußtsein, daß er sogar noch Schwierigkeiten aufsucht« (13), da sich die Kraft erst an ihnen beweist.

Freilich drohen gerade da, wo es besonders »schwer ist, Misserfolge und Rückschläge. Strukturelle Bedeutung für die Anwendung des Erfolgsgesetzes hat daher, was ›das Wichtigste‹ ist, wenn man einen Misserfolg zu verzeichnen oder einen Rückschlag erlitten hat. Antwort:

Das Wichtigste bei jedem Missgeschick ist Optimismus! Sie wissen doch, daß Napoleon, als die Schwierigkeiten am größten wurden, zuerst für Optimismus sorgte! Sie tun also das Wichtigste und wenn es noch so schwer ist: Sie zeigen sich unverzagt [...]. (18)

Man sieht, dass die Selbstprogrammierungsanweisung – im Verhältnis etwa zu Ratgebern, die auf unmittelbare Willenssteigerung qua Autosuggestion setzen – hier auf einer etwas anderen Ebene angesiedelt ist. Sie trägt zwar einerseits komplexeren Bedingungsschleifen Rechnung, läuft andererseits aber im bedingungslosen (und selbst-induzierten) Optimismus ebenso auf Tautologien bzw. Aporien hinaus wie Übungen in Sachen *selffulfilling prophecy*: Wenn es einem nicht gelungen ist, das Wichtigste zu tun, »und wenn es noch so schwer ist«, dann ist es das Wichtigste, diesen Fehlschlag *ad acta* zu legen und optimistisch zu bleiben, »und wenn es noch so schwer ist«. Das ist letztlich der Zuspruch, man solle sich nicht entmutigen lassen. Die »Leistung« der Ratgeber

¹⁰ Der von Gallert verwendete Begriff des *Kraftbewusstseins* ist im Übrigen ein markantes Beispiel für einen »dematerialisierten Materialismus«: Zunächst wird der Begriff der Kraft im 19. Jahrhundert physikalisch-materialistisch aufgefasst, um in der Folge durch Transzentalisierung wiederum dematerialisiert zu werden (vgl. Anson Rabinbach: *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*. Aus dem Amerikanischen von Erik Michael Vogt. Wien 2001, 62–65).

besteht eben nicht zuletzt darin, durch Methodisierung die latenten pragmatischen Paradoxien von Alltagsweisheiten einerseits manifest zu machen und andererseits wieder zu kaschieren.

Was ist »das Wichtigste? Diese Frage kann nur jeder für sich selbst beantworten, und zwar immer nur in einer konkreten *Situation*. In der speziellen Situation des Missgeschicks ist das Wichtigste Optimismus. In verschiedenen Anläufen versucht Gallert anhand verschiedener Beispiele und Fallgestaltungen zu erläutern, was sonst das Wichtigste sein kann. Das heißt zunächst, dass es etwas ist, worüber man sich in der jeweiligen Situation *klarwerden* muss. Weiterhin gilt: Was »das Wichtigste« ist, versteht sich erst dann von selbst, wenn man diese Frage aufwirft. An den beispielhaften Erfolgen »großer Männer« (vgl. Kap. 2) kann man ablesen, was für sie das Wichtigste gewesen ist.¹¹ Und hier einige Fallgestaltungen, die verdeutlichen sollen, was das jeweils Wichtigste ist: Wenn es Ihnen darum geht, die eigene Stellung in einem Betrieb zu sichern, dann müssen Sie sich »beim Chef unentbehrlich machen« (17); wenn Sie »ein Geschäft schnell in die Höhe bringen« wollen, ist es das »Wichtigste«, »entweder eine wirkliche »Neuheit« anzubieten, oder »besser oder billiger« zu sein als die »Konkurrenz« (18); und wenn Sie »im falschen Beruf« stecken, wenn Sie sich »wirklich nach einer anderen Tätigkeit sehnen, so ist das Wichtigste für Sie, diesen Trieb Ihres Innern unter gar keinen Umständen zu vernachlässigen!« (19)

Zwar lässt sich hier unschwer erkennen, dass die Geschäfts- und Berufswelt das hauptsächliche Erfolgsfeld bzw. das Paradigma darstellt, das Gallert vor Augen steht, aber zugleich ist das, was als das »Wichtigste« definiert wird, sehr variabel. Denn die Antwort auf diese Frage bemisst sich eben nach der Art der Fragestellung, sodass mal eine Einstellung wie ein erfolgsfördernder Optimismus als das Wichtigste bezeichnet werden kann, mal eine Strategie wie ein erfolgsorientierter Umgang mit dem Chef, mal geschäftlicher Erfolg, mal das Fernziel eines erfüllten Berufslebens, insofern man *jetzt* einen Trieb dazu verspürt. Das unterscheidet den Ansatz von Gallert etwa von Ratgebern, die – wie insbesondere Gustav Großmann (vgl. 3.2) – alles auf das rationale und rationelle Handeln im Hinblick auf ein Fernziel ausrichten: Bei Gallert geht es weder um eine planerische Durchstrukturierung des Lebens noch um reine Autosuggestion im Hier und Jetzt.

Der vergleichsweise wirklichkeitshaltige Ansatz von Gallert bewährt sich im nächsten Kapitel, welches den »schnelle[n] und große[n] Erfolg auf unerwartete Weise« durch die »Interessen-Beachtung der Anderen« (24) verheiñt. Auch dieser lange Abschnitt, der die Erfolgsmethode mit dem Sozialen vermittelt, gibt reichlich Gelegenheit für Beispiele sowohl aus dem Alltagsleben – etwa der Geschäftswelt (»Interessenwahrnehmung der Angestellten macht sich hundertfach bezahlt!«, 28) und der Pädagogik (»Wollen Sie z.B. als Lehrer Erfolg erzielen, so müssen Sie zuerst die Interessen der Schüler beachten«,

¹¹ Es werden unter anderem Platon, Michelangelo, Spinoza, Darwin und Edison als Beispiele für »große Männer« angeführt, die Erfolg hatten, weil sie auch unter widrigen Umständen das »für sie Wichtigste« nie aus dem Blick verloren haben (insbesondere die Ausführungen über Edison geraten dabei zu einem längeren Exkurs, der demonstrieren soll, wie viele Hindernisse er bei der Erfindung der Glühbirne zu überwinden hatte). Die *petitio principii*, die in seiner Argumentation liegt, ist Gallert offenbar nicht bewusst.

36) – wie auch aus der Verhaltensweise »großer Männer«, wenn ausführlich von den Wohltaten erzählt wird, mit denen Henry Ford die Arbeiter seiner Ford-Werke beglückt hat.¹²

Das nächste Kapitel, mit »Erstaunlicher Erfolg durch die Macht des stillen Gedankens« (43) überschrieben, führt wieder zurück auf den Leitgedanken dieses Ratgebers, die Herstellung von Optimismus. Angenehme Gedanken verleihen Kraft, unangenehme Gedanken entkräften: »Das Vergessen alles Unangenehmen ist unbedingt notwendig, um schnell vorwärts zu kommen.« (47) Auch das hört sich an wie die Doktrin des *positive thinking*, ist davon aber zu unterscheiden. So wird für die Bekämpfung unangenehmer Gedanken eine Methode empfohlen, die den Gedanken nicht alles zutraut, sondern wiederum das Medium Schrift zwischenschaltet, was für die Beanspruchung der institutionellen Dimension dieses Ratgebertyps kennzeichnend ist. Um von einem Misserfolg (wenn man ihm schon nicht vorbeugen konnte) abzulenken, schlägt Gallert vor:

Zu diesem Zweck sollten Sie stets ein kleines Heftchen bei sich führen, in welchem Sie gute Lesefrüchte und Aussprüche berühmter Männer oder sonstige optimistisch gehaltene Worte und Sätze, aber nur solche, welche ganz und gar Ihrem persönlichen Geschmack entsprechen, eingetragen haben. Jedesmal, wenn Ihnen etwas Unangenehmes widerfährt, oder wenn auch nur Ihre gute Stimmung nachzulassen droht, so lesen Sie Ihr kleines Heftchen durch. Auf diese Weise werden Sie es dann bald auswendig können, und das ist gerade das Wesentliche! (49)

Das hier angeratene Abschreiben korrespondiert der Aufschreibepraktik im »Erfolg-Sammelbuch«. In hochselektiver Weise wird jeweils alles ausgeblendet, was dem Optimismus abhold ist. Aber das soll auf eine *individualisierende* Art und Weise geschehen. Es geht nicht nur darum, ein festgelegtes Set von Erfolgs-Merksätzen zu wiederholen, sondern spezifische Erfolge zu verzeichnen sowie dem persönlichen Geschmack entsprechende Aussprüche zu sammeln und auswendig zu lernen, um sozusagen ein artifizielles optimistisches Subjekt samt einstimmigem Beratungs-Umfeld zu erzeugen. Zugleich spiegelt sich darin die Vorgehensweise dieses Ratgebers selbst, denn auch Gallert bemüht unablässig »Lesefrüchte und Aussprüche berühmter Männer oder sonstige optimistisch gehaltene Worte und Sätze«, die offenbar seinem eigenen Geschmack entsprechen, und vermittelt sie damit an seine Leser. Die eigene Rede erhält dadurch jenen Rückraum künstlich hergestellter Einstimmigkeit, die an die Stelle des Bezugs auf eine stabile institutionelle Ordnung tritt.

Nicht umsonst werden die optimistischen Gedanken wiederum explizit als »still ausgewiesen. So, wie man niemandem von seinem Erfolg-Sammelbuch erzählen soll, so muss auch die innere Ausrichtung an Plänen und Vorstellungen eine Privatveranstaltung bleiben. Wer »es fertig bringt, nur noch in angenehmen Gedanken zu verweilen« und diese Gedanken streng für sich zu behalten, der »gleicht einer gewaltigen Kraftstation, die fortwährend neue Kraft erzeugt«

¹² Henry Fords erfolgreiches Wirken ist das Kardinal-Beispiel von Gallert, auf das er in verschiedenen Zusammenhängen immer wieder zurückgreift.

(49). Nach Beifügung zahlreicher Belege und Zitate erfolgreicher Menschen, die – angefangen von Napoleon – ihre Pläne für sich behalten haben, kommt Gallert zu der bedenklichen Zusammenfassung: »Denken Sie sich schweigend unaufhörlich erfolgreich, und Sie werden erfolgreich werden.« (52) Denn »je eingehender Sie immer wieder und wieder still an Ihren Erfolg denken, desto mehr Kraft sammeln Sie und desto schneller treibt es Sie zur erfolgreichen Tat!« (52)

Kraft, Gedanke, Tat – das sind natürlich zentrale Vokabeln in den meisten Ratgebern. Es lohnt sich aber, die Verschiebungen in der Konstellation und der Gewichtung zu beachten, in die sie jeweils gebracht werden. Dadurch, dass sie hier von der Leitkategorie des Optimismus aus gedacht werden, bekommen sie einen anderen Stellenwert. Das gilt auch für den Begriff der *Konzentration*, dem ein nächstes kurzes Kapitel gewidmet ist. Gallert beschwört damit nicht die Konzentration der Gedanken wie etwa Philipp Müh (vgl. 5.2, S. 252), sondern die Konzentration auf ein (fernes) Ziel: »Wer nach größtem Lebenserfolg strebt, muß sich auf ein einziges, großes Ziel konzentrieren.« (57) Gemeint ist dabei aber weniger, dass es darum geht, sich jederzeit selbst im Hinblick auf dieses Ziel zu rationalisieren, als vielmehr der schlichte Hinweis, nicht mehr als *ein* Ziel auf einmal zu verfolgen (»Ein Jäger, der auf zwei Hasen zu gleicher Zeit zielt, trifft gar keinen. Ebenso geht es Menschen, welche verschiedenen Zielen zu gleicher Zeit nachjagen. Zersplitterung bringt Mißerfolg«; 57).

Zielgerichtetetheit ist nur ein Teil der *Erfolg-Methode*. Größeren Stellenwert misst Gallert dem im nächsten Kapitel ausführlich dargelegten Punkt »Erfolg durch richtige Wahl der Freunde« (58) bei. Dieses Thema ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil Freunde auch Ratgeber sind und damit eine institutionelle Funktion ausüben. Vor allem müssen die Freunde auch das ausstrahlen, was sein Ratgeber selbst wie auch die in den »Heftchen« gesammelten »Aussprüche berühmter Männer« ausstrahlen: Optimismus. Hier kommt also wieder das Hauptmotiv dieses Ratgebers zum Zug. In bündiger Formulierung: »Finden Sie aber keinen Optimisten zum Freund, dann bleiben Sie tausendmal besser allein!« (61) Die *Erfolg-Methode* besteht vor allem darin, ein in jeder Hinsicht optimistisches Milieu zu erzeugen.

Die weiteren – teilweise sehr kurzen – Kapitel des Buchs versammeln vor allem Hinweise darauf, welchen Status der zu erstrebende Erfolg hat. Er darf zum Beispiel nicht »unrein« sein (etwa auf unehrliche Weise zustande kommen), weil sich dies im »Unterbewusstsein« (68) rächt¹³; der Erfolg soll auch nicht unmittelbar auf die eigene Glückseligkeit abzwecken, da das wahre Glück darin liegt, »zum Guten in der Welt« (73) beizutragen. Wichtig sind solche Erwägungen deshalb, weil sie zeigen, dass der Erfolg – und das gilt für die Textsorte Ratgeber ganz allgemein – etwas sein muss, womit sich das Subjekt *identifizieren* kann.

Interessant sind zwei Kapitel über den »Erfolg durch Erfüllung Ihrer Wünsche« (74) und »Erfolg durch Festhalten Ihrer Ideen« (76), weil sie das zentrale methodische Dispositiv dieses Ratgebers noch einmal verstärken. Dem ersten Kapitel zufolge soll man jeden (materiellen) Wunsch, den man hat, »in ein Heft« (76) notieren, um sich dann bei Gelegenheit einige von ihnen zu erfüllen und sich auf diese Weise um eine weitere

13 In dieser Hinsicht ist auch die in Ratgebern verschiedentlich themisierte Unterscheidung von Erfolg und Leistung relevant (vgl. 3.5).

Erfolgsbilanz zu bereichern. Dem zweiten Abschnitt zufolge soll man »stets ein Notizbüchlein bei sich« führen, um die eigenen »guten Gedanken und Ideen im Augenblick des Auftauchens einzutragen« (78). *Summa summarum* ergibt sich daher für die Erfolgsmethode von *Erfolg-Methode* eine vierfache Buchführung: ein Heftchen für die eigenen Erfolge, ein Heftchen für die optimistischen Zitate, ein Heftchen für die Wünsche, ein Heftchen für die guten Ideen.¹⁴ Das ist symptomatisch. Die Heftchen sind eben Hilfsmittel – Institutionen – nicht nur für das Subjekt, den nicht weiter spezifizierten Leser, sondern damit auch (zusammen mit den Beispielen und Zitaten ›großer Männer‹) ein verlängerter Arm des Ratgebers selbst, der auf diese Weise das Subjekt in der instabilen Position seines verordneten und selbstverordneten beständigen Vorwärtsstrebens stabilisieren soll. Diese Stabilisierung des Instabilen drückt sich noch einmal sinnfällig im Schlusskapitel aus, in dem der Verfasser unter der Überschrift »Der Leitstern zum Lebenserfolg« (77) behauptet, alle ›großen Männer‹ hätten einen *Leitspruch* gehabt, dem sie jederzeit gefolgt wären. Und nachdem er dies an den Leitsprüchen von Edison, Napoleon, Friedrich dem Großen, Michelangelo und Henry Ford exemplifiziert hat, legt er seinen Lesern nahe, desgleichen zu tun:

Erkennen Sie den ungeheuren Wert eines Leitspruches? eines einzigen Grundsatzes, der die Richtung für alle Ihre Handlungen vorschreibt? Dann suchen Sie nach einem, und wenn Sie wirklich keinen finden, dann nehmen Sie den Leitspruch, der Sie ganz sicher zum größten Lebenserfolg führt, den, in welchem alle übrigen Leitsprüche enthalten sind: wählen Sie das Gesetz des Erfolges zum Leitstern: »Tue das für Dich Wichtigste, und wenn es noch so schwer ist!« Was ist z.B. das Wichtigste für Sie, nachdem Sie dieses Buch nun zu Ende gelesen haben? Das Wichtigste für Sie ist, die Methode nicht nur gelesen zu haben, sondern sie auch anzuwenden! (78)

Das ist – in seiner mannigfachen Selbstbezüglichkeit und in gewisser Weise auch wieder in seiner Unbeholfenheit – Klartext. Es handelt sich also um einen Ratgeber, der uns gleichsam ans Herz legt, die »Methode« anzuwenden. Mit dieser Geste entlässt dieser Ratgeber den Leser, den er zu Anfang mit einer optimistischen *captatio benevolentiae* zum Lesen gebracht haben wollte. Aber vielleicht haben wir uns ja tatsächlich die verschiedenen »Heftchen« angelegt, mit denen wir uns ein optimistisches Milieu basteln können. Dass wir uns den Leitspruch, auf den wir uns beziehen können sollen, weil er ein *Leitstern* ist, selbst suchen müssen, ist nur die letzte Gestalt der pragmatischen Paradoxie, der wir uns ausgesetzt sehen. Wenn das funktionieren soll, muss man Optimist sein.

Der Ratgeber *Erfolg-Methode* beruht auf dem Prinzip der positiven Verstärkung, er zeigt aber auch, dass mit dieser Subsumtion noch nicht viel ausgesagt ist. Die positive Verstärkung wird in diesem Fall unter den Begriff des Optimismus gefasst, und Optimismus ist scheinbar ein einfacher Begriff. Gegen Optimismus gibt es im Prinzip wenig einzuwenden. Die Frage ist, was geschieht, wenn der Optimismus zum Prinzip – zur Methode – gemacht wird. In *Erfolg-Methode* ist das Prinzip der positiven Verstärkung zunächst einmal ein Darstellungsprinzip: Die Bereitschaft, die durch den Kauf des

¹⁴ Hinzu kommt noch die anfängliche Auflistung der eigenen geistigen und charakterlichen Vorzüge sowie das zunächst unsortierte Notieren der vergangenen Erfolge im Leben.

Buchs *Erfolg-Methode* unterstellt werden kann, soll positiv verstärkt werden. Angesagt ist dieses Vorgehen auch deshalb, weil der Verfasser nichts vorweisen kann. Er spricht nicht (wie viele andere) als jemand, der durch seinen Beruf autorisiert ist, über Erfolg zu sprechen, er spricht auch nicht (wie viele andere) als jemand, der sich durch seinen Erfolg autorisiert sieht, über Erfolg zu sprechen. Über den Verfasser Fritz Theodor Gallert erfahren wir von ihm selbst nichts – er rekurriert auch nicht (wie viele andere) auf persönliche Erfahrungen, man kann nur aufgrund seiner Beispiele schließen, dass er sich im geschäftlichen Bereich betätigt hat; erst recht verrät er sein Alter nicht, sodass wir abschätzen könnten, wie »lebensgesättigt« seine Ausführungen sind. Folglich muss alles aus dem Prinzip der positiven Verstärkung abgeleitet werden. Dass dieses Prinzip funktioniert, ist eine optimistische Annahme.

Welch zentrale logische Stellung der Optimismus hier einnimmt – weil er nicht nur den Inhalt dieses Ratgebers, sondern auch seine Form ausmacht – zeigt auch eine längere Abschweifung, die sich der Verfasser im Kapitel »Erfolg durch richtige Wahl der Freunde« (58) leistet. In ihm geht es um die taubblinde Helen Keller, deren Buch *Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis* 1906 auf Deutsch erschienen war. Aus dieser Schrift zitiert Gallert ausführlich, um anschließend in eine längere Lobpreisung auszubrechen: »Heil Dir! Große Helden der Tat! Tapfere Optimistin! Helen Keller! Welche Vorzüge birgt dieser Name in sich! Dein Genius erhellt Deine Dunkelheit! [...]« (65). Die Lobpreisung geht noch eine ganze Weile weiter und endet mit den (optimistischen) Worten: »Es wird eine Zeit kommen, in welcher man den Optimismus – die Macht aufbauender Gedanken – schon der Jugend in der Schule zu lehren für ebenso notwendig hält, wie heute den Unterricht in Geschichte oder anderen Fächern!« (65)

Die ausführliche Bezugnahme auf Hellen Keller ist bemerkenswert. Erstens, weil eine Frau zur Helden des Optimismus erklärt wird, und zweitens, weil diese durch den Ausfall zweier Sinne zusätzlich stark benachteiligt ist. Die Erklärung von Helen Keller zur Helden (bzw. ihre Berühmtheit im 20. Jahrhundert) ist Anzeichen einer grundlegenden Verschiebung der Kriterien für Leistung und Erfolg, die nicht mehr über objektive Leistungen gemessen werden sollen. Helen Keller wird ja dafür bewundert, dass sie trotz dieser Ausgangslage zu leisten vermochte, was andere ohne größere Anstrengung mit besserer Ausgangslage geleistet haben. Wenn Gallert zu bzw. über Hellen Keller sagt: »Deine glänzenden Leistungen beschämen uns!« (65), so setzt er ihre Leistung nicht nur in Bezug zu ihren Ausgangsvoraussetzungen, sondern er relativiert auch den Begriff des Erfolgs. Erfolg ist das, was man zu leisten in der Lage ist, wenn man optimistisch ist.

Die Kategorie des Optimismus »krankt« gewissermaßen daran, dass sie immer schon auch auf sich selbst angewendet wird – insofern sich der Optimismus eben als ein Unterfall der *self fulfilling prophecy* darstellt. Insofern nun Optimismus die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die erwartete gute Sache auch tatsächlich eintritt, ist Optimismus wohl eine gute Sache. Insofern ist Optimismus gesund, wenn es sich um einen gesunden, kraftspendenden Optimismus handelt. Und jedenfalls scheint er gesünder als der Pessimismus, sozusagen der kräftezehrende schwarze Bruder. Seit die empirische Psychologie sich des Optimismus angenommen hat, weiß man Genaueres. Zunächst einmal gibt es das sogenannte »Überdurchschnittlichkeitssyndrom«, welches besagt, dass die Menschen insgesamt dazu neigen, »die Ausprägung der eigenen

positiven Merkmale vergleichsweise höher und die Ausprägung der eigenen negativen Merkmale vergleichsweise geringer« einzuschätzen.¹⁵ Ihm entspricht der ebenfalls vorherrschende »unrealistische Optimismus«, der dazu führt, die eigenen Risiken zu unterschätzen. Das könnte nun schon weniger gesund sein. Jedoch konnte die »Befürchtung, dass der ›optimistische Fehlschluss‹ dazu verleiten könnte, Risiken nicht realistisch wahrzunehmen und ihnen rechtzeitig entgegenzuwirken, [...] durch vorliegende Studien nicht eindeutig bestätigt werden«.¹⁶

Wenn es darum geht, die Optimisten und die Pessimisten einander entgegenzusetzen – wie es auch in den von Gallert zitierten Passagen im *Optimismus*-Buch von Helen Keller geschieht, steht freilich der »Optimismus als Persönlichkeitseigenschaft« im Vordergrund. Und hier zeigt sich, dass die Optimisten »adaptivere Bewältigungsstrategien einsetzen, sich gesünder verhalten und einen besseren Verlauf bei Erkrankungen sowie eine höhere Lebensqualität aufweisen«.¹⁷ Unterstützend steht den Optimisten ein entsprechender »Attributionsstil« zur Seite, der »sich – im Gegensatz zu einem pessimistischen Stil – im Falle eines Erfolges durch eine interne, stabile und globale Ursachenbeschreibung auszeichnet, während im Falle eines Misserfolges die Ursachen eher externalen, variablen und spezifischen Ursachen zugeschrieben werden«.¹⁸ Der wissenschaftliche Befund ist eindeutig: Man sollte also – ganz im Sinne von Gallerts *Erfolg-Methode* – Optimist werden. Aber ist das möglich? Nach den bisherigen Erkenntnissen der empirischen Psychologie wäre es recht optimistisch, das anzunehmen. Und außerdem ist es eine optimistische Annahme, dass dieser *induzierte Optimismus* auch dieselben wohltätigen Wirkungen hätte: »There also remain questions about whether an optimistic view that is induced, either by intervention or by structured practice, has the same beneficial effects as derive from a naturally occurring optimistic view.«¹⁹ Diese Expertise ist nun nicht im Sinne von Gallert. Der induzierte Optimismus ist möglicherweise nicht der ›gesunde Optimismus‹. Ein nicht mehr gesunder Optimismus könnte aber vor allem die Annahme sein, dass man einen vorhandenen Optimismus immer weiter – und zum Besten des Optimisten – verstärken kann.

¹⁵ Britta Renner/Hannelore Weber: »Optimismus«. In: Hannelore Weber/Thomas Rammssayer (Hg.): *Handbuch der Persönlichkeitspsychologie und Differentiellen Psychologie*. Göttingen 2005, 446–453, hier 446.

¹⁶ Ebd., 448.

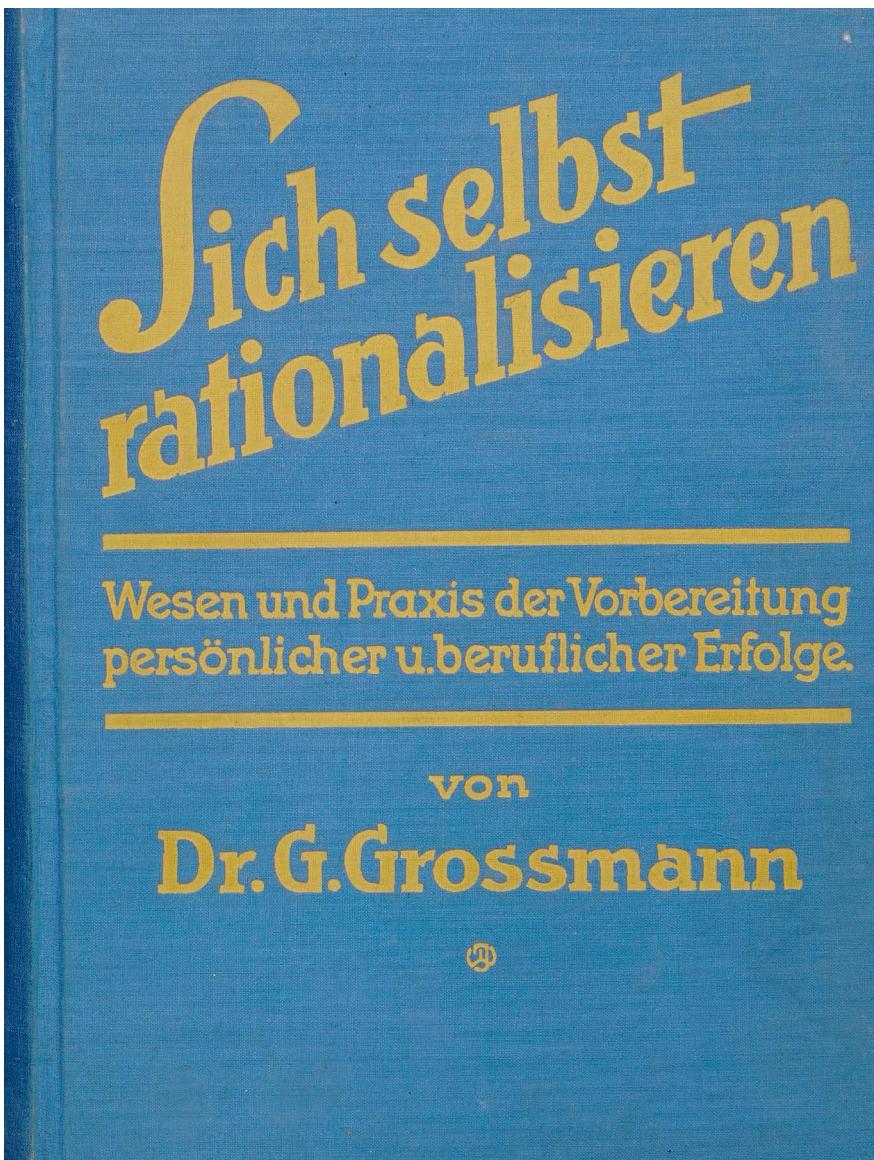
¹⁷ Ebd., 449. Vgl. auch die folgende Zusammenfassung der Forschungslage: »A large and growing literature indicates that people who dispositionally hold positive expectations for the future respond to difficulty and adversity in more adaptive ways than people who hold negative expectations. Furthermore, optimism is likely to confer benefits in both intrapersonal and interpersonal domains, even in the absence of stress. Expectancies influence how people approach both stressors and opportunities, and they influence the success with which people deal with them.« (Charles S. Carver/Michael F. Scheier/Suzanne C. Segerstrom: »Optimism«. In: *Clinical Psychology Review* 30/7 (2010), 879–889, hier 887).

¹⁸ Renner/Weber: »Optimismus«, 449.

¹⁹ Carver/Scheier/Segerstrom: »Optimism«, 886.

3.2 Gustav Großmann: Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge (1927)

Abbildung 17: Buchcover der 4. Auflage von 1929.



Hier ist das Cover der vierten Auflage von *Sich selbst rationalisieren*²⁰ abgebildet. Die Erstauflage war im April 1927 erschienen. Das deutet bereits auf den großen Erfolg dieses Buchs hin. Dieser Erfolg setzte sich noch lange fort – das Buch wurde ein sogenannter *Longseller*: Nachdem Gustav Großmann (1893 bis 1973) im Dritten Reich Publicationsverbot erhalten hatte, startete er nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs neu. Ab 1953 erschien das Buch im *Ratio Verlag Treu Großmann* in München, 1993 in der jetzt – im Jahr 2020 – noch lieferbaren 28. Auflage. Während der Haupttitel derselbe blieb, wechselte der Untertitel im Lauf der verschiedenen Umarbeitungen. Nun lautete er: *Lebenserfolg ist erlernbar*. Dies ist aber nur eines von mehreren Merkmalen, durch welches sich Großmanns Buch von den übrigen in diesem Buch versammelten Erfolgsratgebern (mit Ausnahme allenfalls des Buchs *Mein Erfolgs-System* von Oscar Schellbach; vgl. 3.3) unterscheidet. Insbesondere ist dieses Buch mit einem anderen Anspruch verbunden und es adressiert sich anders.²¹

Wie im (wenig erfolgreichen) Bändchen *Erfolg-Methode* von Fritz-Theodor Gallert (vgl. 3.1) spielt bei Großmann der Begriff der *Methode* eine Schlüsselrolle. Natürlich geht es – der Etymologie des Wortes entsprechend – um den richtigen Weg, den man erfolgreich beschreiten kann; aber dieser Weg ist nicht einfach mit dem ›Weg zum Erfolg‹ gleichzusetzen, da hier die Methode *als* Methode (und nicht als ein reproduzierbares Verfahren) entfaltet wird. Deshalb hat Großmann später (noch nicht in der hier betrachteten Auflage seines Buchs) von der »Großmann-Methode« (abgekürzt »GM«) gesprochen und versucht, sie sich urheberrechtlich schützen zu lassen.²² Ein solcher – wenn auch gescheiterter – Versuch, der entfalteten Methode auch eine rechtliche Institutionalisierungsform zu verleihen, ist nur unter sehr spezifischen Voraussetzungen überhaupt sinnvoll. Man kann diesen Erfolgsratgeber nur verstehen, wenn man die institutionelle Dimension analysiert; und man kann ihn nur verstehen, wenn man das ihm zugrundeliegende Narrativ berücksichtigt.

Das Narrativ betrifft zunächst einmal die Person des Ratgeber-Autors. Denn *Sich selbst rationalisieren* ist ein Ratgeber, in welcher der Verfasser selbst vorkommt. Gustav Großmann hat seine Biographie von Anfang an als einen wesentlichen – instituierenden – Bestandteil seines Ratgebers geltend gemacht. Im ersten Kapitel von *Sich selbst rationalisieren* erzählt Großmann, einen »Arbeitsforscher« gefragt zu haben, warum »man denn keine Arbeitsmethoden zur Steigerung der persönlichen Leistungsfähigkeit, zur Vorbereitung des persönlichen Erfolges schaffe« (24). Darauf erhält er die Antwort, dass die Bücher auf diesem Gebiet, die es sehr wohl gebe, weiten Teils »durch unverantwortliche Laien« verfasst würden, die »von Sachkenntnis un-

²⁰ Gustav Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge*. Von Dr. G. Großmann. 4. Auflage. Stuttgart/Wien: Verlag für Wirtschaft und Verkehr 1929. Künftig zitiert im Text.

²¹ Es gibt auch eine (reichhaltige) Website, die dem Wirken und den Werken Gustav Großmanns gewidmet ist (<https://www.grossmann-metho.de/>); sie wird von einem weiteren Mitglied der Familie betrieben, dem Enkel Dr. Philipp Großmann (Gustav Großmanns Sohn Dr. Alexander Großmann hat ein mit dem Titel *Erfolg hat Methode* ebenfalls einschlägiges Buch verfasst, seine Tochter Treu Großmann wurde Verlegerin des Ratio-Verlags).

²² Vgl. zu Gustav Großmann ausführlich den Essay von Thomas Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«. In: *Süddeutsche Zeitung Magazin* 2 (2012), 16–24.

getrübt« seien: »Diese Bücher haben alles versprochen und absolut gar nichts gehalten.« (24) Man müsse, so folgert Großmann, auf diesem Feld den Nachweis der »Vorbildung« verlangen, »vor allem aber den Nachweis eigener Leistungen und Erfolge« (24). Diesen Nachweis tritt Großmann nun auf etwas intrikate Weise an.

Zum einen lieferten die »ersten rasch vergriffenen Auflagen dieses Buches« sowie »die vielen Berichte von Lesern über den Nutzen dieser Anregungen« (24) den Beweis, dass er, Großmann, nicht zu diesen ›unverantwortlichen Laien‹ gehört. Das kann er freilich nicht schon in der ersten Auflage erklären. Über diese erste Auflage schreibt er als Achtzigjähriger im Vorwort zur 22. Auflage (in den späteren Umarbeitungen des Buchs für neue Auflagen nehmen die autobiographischen Bezüge insgesamt deutlich zu), es sei seine »erste beglückende Überraschung« gewesen, »daß die Auflage in einem Jahr vergriffen war« und dass sich so viele Leser an ihn gewandt hätten, »um mehr zu erfahren«, sodass ihm »nichts übrig« geblieben sei als seine »reichlich lukrative Stellung aufzugeben, / um den interessierten Lesern zu helfen, / ihr persönliches Können zu steigern / und ihre Schwierigkeiten zu meistern«.²³ Es könne aber, so mutmaßt Thomas Steinfeld in seinem Essay über Großmann (da darüber »nur wenig in Erfahrung zu bringen sei«), auch umgekehrt gewesen sein, und »das Buch war nur der Anlass«, eher persönliche Bitten um Beratung zu unterstützen und sie »einer professionellen Verwaltung zu unterwerfen«; fest steht jedenfalls, dass Großmann seine Methode parallel zur Buchpublikation zu einem »florierenden Unternehmen für Fernkurse«²⁴ bzw. einem »Rationalisierungsimperium«²⁵ ausgebaut hat. Und dies konnte nur gelingen, weil er das Charisma eines *Könners* hatte.²⁶ Die institutionelle Grundlage für die Subjektposition, die Großmann als Autor eines Erfolgsratgebers einnimmt, besteht darin, dass er nicht nur Autor eines gedruckten Erfolgsratgebers ist, sondern eine Art Imperium des Beratens aufgebaut hat.

Zum anderen ist Großmann nach eigenem Bekunden der »einige Arbeitsmethoden-Spezialist, der seine Vergangenheit nicht bemängelt« (25). Da er sich »zum Abfassen von Memoiren noch zu jung fühle«, rückt er an dieser Stelle »als Nachweis einfach ein von meinem Verleger veröffentlichtes Urteil« ein (25):

»Dr. G. hat sich als Self-made-man emporgearbeitet. Er hatte es schon nötig gehabt, sich nach überlegenen Arbeitsmethoden umzusehen, denn die Leiter von ganz unten nach oben, sie besteht nur aus Leistungen. Er hat wirtschaftliche Unternehmungen

²³ Großmann, Gustav: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*. 27. Auflage. München: Ratio Verlag Treu Großmann 1988, 13.

²⁴ Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«, 20.

²⁵ Stefan Rieger: »Arbeit an sich. Dispositive der Selbstsorge in der Moderne«. In: Ulrich Bröckling/Eva Horn (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen 2002, 79–96, hier 88.

²⁶ Der Begriff des Könners, in der vierten Auflage noch nicht prominent, avanciert in späteren Auflagen zum Leitbegriff; vgl. das Kapitel »Das Können ist des Menschen höchster Wert. Warum?« in Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*, 103–135; darin etwa der Merksatz: »Der KÖNNER erstrebt das NOTWENDIGE« (ebd., 127). Außerdem hat Großmann dem »KÖNNER« eines seiner vielen weiteren Bücher gewidmet: *Die Welt der KÖNNER* (München: Ratio Verlag 1950). Auch dieses Buch ist noch lieferbar.

geschaffen und wirtschaftliche Maßnahmen von überstaatlicher Bedeutung durchgeführt, Leistungen, vor denen Fachgrößen zurückschreckten; er führte sie zu Erfolgen, welche die Erwartungen übertrafen. Er hat in kurzer Zeit die Umsätze großer Häuser mehr als verdoppelt, und das mit sehr geringen Unkosten, kurz, er hat durch die Praxis bewiesen, was methodische Arbeits- und Erfolgsvorbereitung, was eine gute persönliche Arbeitsmethode zu leisten vermag.« (25)

Mit dem Rückgriff auf die amerikanische Kategorie des *self made man* wird freilich ein zentrales Narrativ der Ratgeberliteratur ins Spiel gebracht (vgl. etwa 2.2). Entscheidend ist, dass der erfolgreiche *self made man* keine guten Startchancen hatte und seine »Leistungen« erst dadurch als solche sichtbar werden. Dass dieser Bezug durch den »Verleger« hergestellt wird, weist darauf hin, dass es sich um ein *Label* zu Werbezwecken handelt. Insofern ist der Nachweis eigentlich keiner. Großmann fügt dem Narrativ daher noch eine bedeutsame Ergänzung hinzu: Keineswegs hätten ihn »Krieg oder Inflation« begünstigt; vielmehr habe er den Krieg »vom ersten Tage an beim I.R. 147 mitgemacht«, und seine »letzte Verwundung als Offizier« habe ihm »8 Monate Streckverband sowie wiederholte Operationen noch nach dem Kriege« eingebracht: »Meine Erwerbsfähigkeit soll nach dem offiziellen ärztlichen Urteil nur 50 Prozent sein. Nun, nach dem Gesetz der Überkompensation habe ich sie um einige hundert Prozent gesteigert.« (25)

Der Begriff der Überkompensation spielt in Großmanns Konzeption eine wichtige Rolle: Ein bestimmter Mangel, eine konkrete Behinderung setzen Kräfte frei, die sie nicht nur ausgleichen – kompensieren –, sondern überkompensieren und zum Erfolg führen. Auf diese Weise stellt sich ein Vorteil für die einseitig Benachteiligten ein. Diese Auffassung wird in späteren Auflagen von *Sich selbst rationalisieren* (im Jargon von Großmann und den von ihm Betreuten übrigens meist mit »Ssr« abgekürzt) weiter ausgearbeitet, taucht aber bereits in den ersten Auflagen auf. Den Begriff übernimmt er aus der – für seinen Ansatz wichtigen – Individualpsychologie Alfred Adlers, wo dieser zunächst physiologisch zusammen mit dem Begriff der Minderwertigkeit entwickelt wird²⁷, um dann in der Konzeption des Minderwertigkeitskomplexes bzw. -gefühls ins Psychische übertragen zu werden. Bei Adler ist die Überkompensation allerdings eine pathologische Folge des Minderwertigkeitsgefühls, nach Großmann hingegen kann die Minderwertigkeit mittels Überkompensation in einen gesunden Erfolg umgewandelt werden. Im Abschnitt: »Das verfluchte Minderwertigkeitsgefühl und die Überkompensation« schreibt er: »Wer sich auf einem Gebiete für minderwertig hält und produktiv eingestellt ist, wird diesen Mangel wettzumachen suchen, um seinen Konkurrenten im Lebenskampfe nicht nachzustehen zu brauchen« (482f.).²⁸ In dem Beispiel, das er dafür

27 Vgl. Alfred Adler: *Studie über Minderwertigkeit von Organen*. Berlin/Wien: Urban & Schwarzenberg 1907. Auf diesem Feld wird der Begriff auch erstmals von Wilhelm Roux terminologisch verwendet (*Der Kampf der Theile im Organismus*. Leipzig: Engelmann 1881). Übrigens kommt auch der Begriff der Minderwertigkeit selbst erst Ende des 19. Jahrhunderts auf.

28 In den späteren Versionen von *Sich selbst rationalisieren* führt Großmann *en passant* allerdings flankierend auch den Begriff der »Pseudo-Überkompensierung« ein: »Fast jede Reklame nutzt die menschlichen Verbeulungen aus, / die Minderwertigkeitskomplexe, / den Vaterkomplex, / den Mutterkomplex, / um eine Pseudo-Überkompensierung durch ein hierfür / völlig unzureichendes Mittel zu versprechen, / um es den Verheulten gegen gutes Geld anzudrehen, / wodurch sie

im Anschluss liefert, ist die autobiographische Reminiszenz offensichtlich: »So haben viele Kriegsbeschädigte, welche ihre Gesundheit und ihre Wohlgestalt im Kriege verloren haben, diese durch Selbsterziehung, durch systematische Erziehung ihrer Fähigkeiten doppelt und dreifach wettgemacht trotz ihrer amtlichen Bescheinigung, daß sie 50 Prozent, 70 Prozent oder gar 90 Prozent erwerbsunfähig sind.« (483)²⁹

Es liegt nahe, auch die bemerkenswerte Vollmundigkeit von Großmanns Überkompen-sations-Behauptung dem ›Gesetz der Überkompensation‹ zuzuschreiben. Es lehrt vor allem denjenigen eine triumphierende Stimme, die sich jenseits der staatlichen Institutionen einen Platz verschafft haben, die ihnen – wie hier – keine großartigen Erfolgsaussichten mehr bescheinigen wollen.³⁰ Die Vollmundigkeit ist aber auch Teil einer komplexen, zunehmend verfeinerten diskursiven Strategie, der Großmann in seinem Buch folgt. Zu ihr gehört, dass er nicht *distinguiert* (und: nicht *akademisch*) spricht (er nimmt kein Blatt vor den Mund, verfällt auch bisweilen in einen rüden, apodiktischen, tendenziell großsprecherischen Ton usw.). Das prägt in der Vorrede zur 22. Auflage auch die Beschreibung, wie er im Feld zu seiner Schwerbehinderung gekommen ist: Mit »durchschossenem Schädel« hat man ihn bei seiner ersten Verwundung vom Schlachtfeld geholt und zur »Sammelstelle« gebracht; er hat sich das »Geschoß im Kopf« herausoperieren lassen, obwohl der Stabsarzt der Meinung war, wenn eins drin steckte, hätten ihn »längst die Raben in Rußland aufgefressen«. Bei seiner zweiten Verwundung wurde ihm der »Oberschenkel zertrümmert«, sodass immer neue »Knochensplitter abgestoßen« wurden und die Ärzte dekretierten: »Das Bein muß im Becken weg«.³¹ Die bedenkenlos-wohlbedachte Weigerung, dem zuzustimmen, habe für seinen Lebensweg den Ausschlag gegeben:

War es dieser Geist, der diesem Buch für viele seinen Wert gab?

War es die Bedenkenlosigkeit,

mit der ich mir die erwähnte Entscheidung zugemutet?

Dieses »Mir-selbst-Zumuten« aber gab mir den Elan,

nur um neue Enttäuschungen reicher werden.« (Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*, 278) In der Folge bringt der ehemalige Werbefachmann Großmann die so erzeugten »Pseudo-Wünsche« mit dem Todestrieb in Verbindung und schließt den Gedanken mit dem in diesem Zusammenhang bemerkenswerten Satz: »Der Zweck des Todestriebes selbst / bleibt seinem Subjekt unbewußt.« (278)

- 29 Dies ist ein in den Ratgebern und Biographien in der Weimarer Zeit immer wieder auftauchender Themenkomplex – ein Titel wie *Stieflkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen* von Gertrud Fundinger aus dem Jahr 1932 fasst die Perspektive bündig zusammen (vgl. 2.3). Übrigens hat Großmann (nachdem er nach dem Ersten Weltkrieg das Abitur nachgeholt und Philosophie und Psychologie, Statistik und Nationalökonomie studiert hatte) vorübergehend im Institut für Psychotechnik an der Technischen Hochschule in Berlin gearbeitet, wo man sich unter anderem »mit der Entwicklung von Prothesen für die halbe Million Körperbehinderter beschäftigt« hatte, »die aus dem Krieg zurückgekehrt waren« (Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«, 20).
- 30 Auf andere Weise, aber ebenfalls auftrumpfend behauptet sich etwa Reinhold Gerling (vgl. 5.1) gegen die medizinische Ausbildung seiner Zeit.
- 31 Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*, 14. Großmann behielt übrigens ein steifes Bein zurück.

jedem Gesunden ein Drittel von dem zuzumuten,
was ich mir selbst zugemutet.³²

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Großmann-Methode des Sich-Rationalisierens ist also eine lebenswichtige Entscheidung, die nicht rational ist. Ein Widerspruch ist das nicht: Das Faktum des Lebens ist ja vorausgesetzt, wenn man das Leben rationalisieren will. Allerdings ist es nicht unbedingt rational, das Leben ganz und gar dem Ziel der Selbstrationalisierung zu unterstellen. Aber auch das ist eine Feststellung, die Gustav Großmann im Prinzip nicht anficht: »Sich selbst rationalisieren« stellt sich nicht als Selbstzweck dar, sondern als rationale Ausrichtung auf ein Ziel. Das Ziel wird vorausgesetzt, und alles leitet sich daraus ab. Aber auch die Ziele müssen vernünftig sein. Eine »Riesenzahl von Menschen« stellt sich nämlich »Ziele kirchturmhoch, obgleich ihnen ihre Leistungsfähigkeit nur zollhohe Sprünge gestattet« (96). Man muss schon ein vernünftiges, auf Wissen gegründetes Selbstverhältnis haben, wenn man sich vernünftige Ziele setzen möchte. Nur der »kann wissen, was ihm möglich ist, der seine Kenntnisse, seine Fähigkeiten kennt, der eine klare Übersicht über diese Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt« (96). Für wen, könnte man sich unter diesen Umständen fragen, ist es ein vernünftiges Ziel, sich einen solchen Überblick zu verschaffen? Diese Frage stellt Großmann allerdings nicht, sondern dekretiert: »Wer übereinstimmt, will seine Kräfte will, der will seinen Mißserfolg.« (97)

Daraus folgt allerdings indirekt, dass sich Großmanns Ratgeber nicht an diese »Riesenzahl von Menschen« richtet. Formell gesehen schließt *Sich selbst rationalisieren* natürlich niemanden aus seinem Adressatenkreis aus; *de facto* kommt aber vor allem jene Minderheit infrage, die sich vernünftige Ziele setzen kann und überhaupt schon auf dem richtigen Weg ist. »Die Kartei der Besteller meines Buches«, so stellt Großmann in seiner Vorrede nicht ohne Stolz fest, »zeigt, daß die Leser vorwiegend Persönlichkeiten sind, deren Beruf und Stellung bereits einen hohen Grad von Leistungsfähigkeit und die Beherrschung einer guten Arbeitstechnik verbürgen« (7). Selbstoptimierung kommt, so gesehen, nur für eine Elite infrage.³³

Großmanns Methode besteht schlicht darin, wirtschaftliche Rationalität auf das persönliche Vorwärtskommen des Einzelnen zu übertragen. Damit setzt er sich dezi-

32 Ebd., 15. Es gehört zu den Besonderheiten der späteren Auflagen bzw. Ausgaben von *Sich selbst rationalisieren*, dass sie sich »typografisch der Poesie annähern, mit viel weißem Raum und willkürlichen Zeilenbrüchen«, nach Steinfeld nicht nur, »um einzelne Formulierungen herauszuheben« sondern »auch um sich über Sprache hinaus in Schwingungen der Seele mitzuteilen, als Figur einer spielerischen Eindringlichkeit, die nur beherrscht, wer sich als Künstler des Lebens versteht« (Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«, 24). Vgl. zu dieser Passage auch Rieger: »Arbeit an sich«, 89.

33 Es ist insofern irreführend, wenn Senne/Hesse behaupten, dass Großmann sich »gerade an die Mittellosen« wende und »in ihrer sozial prekären Lage einen möglichen Antrieb für die Selbstrationalisierung« sehe (Stefan Senne/Alexander Hesse: *Genealogie der Selbstdurchführung. Zur Historizität von Selbstechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld 2019 (= Praktiken der Subjektivierung 15), 74). Sie zitieren an dieser Stelle das Diktum Großmanns, dass die Leiter von ganz unten nach ganz oben »[...] nur aus Leistungen« (ebd.) bestehe. Sie übersehen schlicht und ergreifend, dass es sich dabei um ein Narrativ handelt. Die Elite, an die sich Großmann mit seiner Methode richtet, ist die Elite der Begabten.

dert gegen andere Typen von Ratgebern ab: Dieses Buch sei »w e d e r e i n e A n - l e i t u n g z u r W i l l e n s t ä r k u n g« noch wolle es »B i l d u n g v e r m i t - t e l n«; erst recht enthalte es »k e i n e i l l e g a l e n W i n k e f ü r M e n s c h e n m i t a s o z i a l e n N e i g u n g e n« und am allerwenigsten sei es »U n t e r h a l t u n g s l e k t ü - r e« (6). Entsprechend geht es auch nicht um imaginäre Gewinne und Fortschritte – um die Autosuggestion des Erfolgs gewissermaßen³⁴ –, sondern um einen Erfolg, der in erster Linie messbar ist. »M i t H i l f e d e r n a c h s t e h e n d b e s c h r i b e n e n M e t h o d e«, heißt es in der Vorrede, »w u r d e d i e p e r s ö n l i c h e L e i s t u n g s f ä h i g k e i t v i e l e r M e n s c h e n i n w e n i g e r a s J a h r e s f r i s t v e r v i e l f ä l t i g t . E i n z e l n e k o n n t e n E i n k o m m e n s t e i g e r u n g e n b i s z u 7 0 0 P r o z e n t e r z i e l e n , a n d e r e d i e U m s ä t z e e n t s p r e c h e n d s t e i g e r n , w e i d e r u m a n d e r e s i c h i n i h r e n S t e l l u n g e n r e c h t w e s e n t l i c h v e r b e s s e r n . « A b e r a u c h K ü n s t l e r h ä t t e n »ü b e r Q u a l i t ä t s s t e i g e r u n g e n i h r e r A r b e i t e n« berichtet. Die »s c h w e r e r m e s s b a r e n V o r t e i l e d i e s e r M e t h o d e« möchte Großmann vorerst außer Acht lassen (6). Das mag so klingen, als ginge es lediglich um den geschäftlichen Erfolg oder als sei zumindest der geschäftliche Erfolg das Modell, an dem sich der Lebenserfolg insgesamt bemessen ließe. Das stimmt aber nur bedingt. Vielmehr soll es so sein, dass über die Erzielung geschäftlicher Erfolge zugleich die Methode gelernt wird, die zu Lebenserfolg im Sinne eines glückenden Lebens führt. Es ist nicht die Methode, reich zu werden, was den Lebenserfolg bringt, sondern die methodische Einstellung gegenüber dem Leben. Insofern ist auch der Begriff der Selbstoptimierung in diesem Zusammenhang missverständlich. Sicher ist Großmann in gewisser Weise – wie Thomas Steinfeld seinen Essay über Großmann titelt – ein »Pionier der Selbstoptimierung«, aber eben nur im Sinne der *methodischen* (nicht aber essenziellen) *Selbstrationalisierung*.³⁵ Ganz oben steht, mit anderen Worten (gemäß der Terminologie späterer Auflagen von *Sich selbst rationalisieren*), der *Genuss des Könnens*.

Die Methode besteht zunächst einfach darin, zielorientiert und vernünftig zu planen. Daraus lässt sich alles ableiten. Es geht also nicht darum, mithilfe von Willenstraining und Willensanstrengungen Hindernisse zu überwinden: »E r f o l g w e r d e n n i c h t d u r c h A n s t r e n g u n g , s o n d e r n d u r c h r i c h t i g e s D e n k e n h e r v o r g e r u f e n . D e r W i l l e i s t u n f ä h i g , e i n e V o r s t e l l u n g n i e d e r z u k ä m p f e n . « (109)³⁶ Insofern geht es nur darum zu analysieren, was »d a s z i e l b e w u ß -

34 »E i n M e n s c h k a n n s i c h j e d e n A b e n d n a c h C o u é i m B e t t e d i e A u t o s u g g e s t i o n g e b e n : > E s g e h t m i r v o n T a g z u T a g b e s s e r u n d b e s s e r , w e n n e r n i c h t p l a n v o l l h a n d e l t , w e n n e r s i c h n i c h t v e r n ü n f t i g e Z i e l e s e t z t , P l ä n e d a f ü r m a c h t , d i e Z i e l e z u v e r w i r k l i c h e n , d a n n w i r d e s i h m n i c h t v o n T a g z u T a g b e s s e r u n d b e s s e r g e h e n , s o n d e r n e r w i r d a n s e i n e A u t o s u g g e s t i o n n i c h t m e h r g l a u b e n k ö n n e n . « (83)

35 Vgl. auch den Abschnitt: »D i e R e c h n u n g g e h t a u f : S e l b s t r a t i o n a l i s i e r u n g a s L e b e n s f ü h r u n g « i n Senne/Hesse: *Genealogie der Selbstföhrung*, 130-133. Wenn Christoph Bartmann erklärt, dass *Sich selbst rationalisieren* »a l l e M a n a g e m e n t l i t e r a t u r v o n h u t e v o r w e g n i m m t u n d a n E x z e n t r i k w e i t ü b e r t r i f f t « (Christoph Bartmann: *Leben im Büro. Die schöne neue Welt der Angestellten*. München 2012, 75), so ist das insofern irreführend, als der Ansatz Großmanns sich (zumindest in den späteren Auflagen) auch als ein Konzept der *Lebenskunst* versteht.

36 Insgesamt positioniert sich Großmann wiederholts scharf gegen Ratgeber, welche die Kategorie des Willens in den Mittelpunkt stellen: »A n l e i t u n g e n z u r W i l l e n s s c h u l u n g s i n d a u f d e m g r o ß e n I r r t u m a u f g e b a u t , d a ß d e r W i l l e e i n e F ä h i g k e i t a n u n d f ü r s i c h s e i « (155). Der Wille beziehe sich wie jede Fähigkeit vielmehr

te und planmäßige Arbeiten« ist – und das wurde, so Großmann, bisher »noch nie ausgeführt«. Hier gilt der erste Grundsatz, dass die Methode auf dem Medium Schrift basiert: »Zielbewußt und planmäßig arbeiten ist ohne Zuhilfenahme von Papier nicht möglich. Planarbeit erfordert schriftliche Festlegung des Ziels und Plans.« (114) Großmann gibt zwar kaum konkrete Beispiele für sinnvolle Ziele – da es sich ja immer nur um persönliche Ziele des Einzelnen handeln kann –, hinsichtlich der technischen Voraussetzungen seiner Methode ist er dafür umso konkreter:

Die technische Grundlage der Planarbeit ist ein Ringordner oder ein Ringbuch, am besten für Bogen im Format DIN A 4 (210x297 mm). Ein Soennecken-Ringordner kostet etwa M 1.– bis M 1.30, ein Ringbuch M 12.– bis M 15.–. Bei der Wahl des Ordnersystems ist die Leichtigkeit, Einfachheit und Bequemlichkeit der Handhabung ausschlaggebend. (114)

Die schriftliche Ausarbeitung eines Werkplans zur Erreichung eines Ziels soll möglichst reibungsarm erfolgen, das Medium sich den Erfordernissen und Gegebenheiten anschmiegen. Der Werkplan ist aber viel mehr als ein moderner *Personal Organiser* etwa von Filofax. Er ist in erster Linie ein Reflexionsmedium, das dazu dient, den Weg zum Ziel in kleine Schritte zu zerlegen, um auf diese Weise nicht nur die Erreichbarkeit des Ziels zu überprüfen, sondern auch die Begeisterung für das Ziel zu testen, um das Subjekt damit zugleich durch eine Art Probehandeln an das Ziel zu binden. Das Ziel wird also gewissermaßen institutionalisiert. Dem Aufschreiben bzw. der Buchführung wird damit eine andere, viel grundlegendere und viel konkretere Funktion zugeschrieben als etwa in Gallerts *Erfolg-Methode* (vgl. 3.1).

Solche Werkpläne auszuarbeiten, sollte jedem, dem an seinem Erfolge liegt, eine ebenso angenehme Beschäftigung sein wie dem Turner Spiel und Sport. Er sollte sich so daran gewöhnen, jede Arbeit durch einen sorgfältigen Plan vorzubereiten, daß es ihm unmöglich ist, anders als vorbereitet an eine Arbeit heranzugehen. Eine solche Vorbereitung gibt Klarheit, Uebersicht über die Mittel, Zielbewußtsein und Erfolgsicherheit.

Wer es gelernt hat, Werkpläne richtig auszuarbeiten und wer alsdann irgend ein Ziel durch einen Werkplan vorbereitet, der versichert sich hierdurch gegen jedes Fehlschlagen, gegen jeden Mißerfolg. Denn der Werkplan enthält ja alle Mittel und Maßnahmen zur Durchführung des Ziels. (122)

Ein Werkplan im Sinne Großmanns ist, wenn man so will, zugleich eine Machbarkeits-Studie, denn durch ihn wird »erreicht, daß der erfolgreich Arbeitende sich nur solche Ziele stellt, zu deren Durchführung er alle Kenntnisse, Fähigkeiten und materielle Mittel sowie die nötige Zeit besitzt« (123). Nur durch einen Werkplan (in den späteren Umarbeitungen von *Sich selbst rationalisieren* wird statt dessen vom »Wieplan« gesprochen) kann festgestellt werden, »ob ein Ziel mit Erfolg durchführbar ist oder nicht« (123).

immer auf eine konkrete Situation bzw. Bedürfnislage; man könne nicht den Willen an einer Stelle trainieren, um ihn an anderer Stelle dann einzusetzen.

Da es aber nicht nur um die Machbarkeit geht, sondern auch darum, ob die Bindung an das Ziel ausreicht, empfiehlt Großmann, bei größeren und aufwendigeren Zielen nicht sofort den festen Verwirklichungsvorsatz zu fassen, sondern »eine auf die Stunde genaue Zeit anzugeben, wann man sich endgültig für die Verwirklichung des Ziels oder für ihre Unterlassung entschieden haben wird«, weil nur auf diese Weise der »Grad der Begeisterung für dieses Ziel« genau erkannt werden könne (123) – man darf sich nämlich »grundsätzlich nur solche Ziele befehlen«, für die man eine »natürliche Begeisterung« besitzt, zu deren Verwirklichung »ein starker Wille treibt« (150). Hinzu kommt, dass die Begeisterung die nüchterne Analyse stören und dadurch zur falschen Einschätzung von Hindernissen führen kann.³⁷

Überhaupt ist das Aufstellen eines genauen Werkplans kein Garant für den Erfolg – Großmann hält sich viel darauf zugute, dass er *realistisch* ist: Es ist immer möglich, »daß uns trotz Werkplan, trotz Vorbereitung auf die Hindernisse ein Fehler unterläuft, daß trotzdem ein Hindernis auftritt, welches wir nicht vorausgesehen haben« (126). Das ist das wirkliche Leben. Dann muss man in aller Ruhe wiederum »Bleistift und Papier zur Hand« nehmen, »um die Lage festzustellen und um nach dem besten Ausweg zu suchen«, statt, wie der »Nervöse«, »seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen« und »mit aller Gewalt durch diese Mauer hindurchzurennen« versuchen (126). Wer nach der Großmann-Methode arbeitet, zieht auch aus solch unangenehmen Situationen Nutzen; in paradoxer Zuspitzung: »Wer unangenehme Situationen nicht auszuwerten versteht, ist nicht wert, daß er in unangenehme Situationen gerät.« (126)

Mit dem Werkplan, der rein logischen Gesichtspunkten folgt (weil er sämtliche Schritte aus dem Verhältnis von Ausgangspunkt zu Zielpunkt ableitet), ist aber nur eine Seite der Selbstrationalisierung beschrieben. Ihm muss der *Zeitplan* an die Seite gestellt werden, denn alle Werke hienieden nehmen Zeit in Anspruch. Wer »planmäßig arbeiten« will, muss die »Einzelaufgaben der verschiedenen Ziele auf Zeitabschnitte verteilen – »bei großen Zielen auf Jahre und Monate« (130). Nach Großmann reicht es aber nicht, die zeitlichen Bedingungen für die Realisierung des Werkplans mit einzukalkulieren. Der Umstand, dass Ziele innerhalb einer begrenzten Lebenszeit erreicht werden müssen, ist grundsätzlicher zu denken. Ohne diesen Übergang genauer zu problematisieren, geht er zu der Forderung über, das Leben einer Planung zu unterwerfen. Erst hier befindet man sich am Punkt der *Einrichtung des Lebens*, des *vitam instituere* (vgl. 1.5.2, S. 44). »Jeder Lebensabschnitt«, so Großmann unversehens und unverhohlen dogmatisch, habe »seine eigenen biologischen Aufgaben«, und es sei ein »Fehler, eine Entwicklungsstufe mit einer Aufgabe auszufüllen, die ihr nicht angepaßt ist«. Zum Beispiel solle »ein Mann sich nach dem 21. Lebensjahr« nicht mehr »einen erheblichen Zeitraum hindurch lediglich mit seiner theoretischen oder formalen Ausbildung« befassen, weil diese »grundsätzlich mit dem 21. Lebensjahr abgeschlossen« sein müsste

37 Die Beziehung zum Ziel wird von Großmann durchaus als erotisch aufgefasst: »Jede Begeisterung für ein Ziel ist ein Verliebtsein in dieses Ziel, ähnlich der erotischen Liebe. Dieser Zustand ist verbunden mit körperlicher Erregung. Körperliche Erregung aber treibt stets zur Handlung. Ganz gleich, ob es sich um geschlechtliche Liebe handelt oder um das Verliebtsein in das Ziel, stets verklärt die Phantasie den Gegenstand der Liebe, des Habenwollens.« (162)

(130). Auch sei die »Familien- und Existenzgründung« für die »Zeit zwischen dem 28. und 35. Lebensjahr« reserviert (130).³⁸

Wesentlich für das Verständnis des Zeitplans im Sinne der Großmann-Methode ist, dass man das *ganze Leben* im Blick hat. Wie beim Werkplan, der vom Ziel ausgeht, um es dann in einer Machbarkeitsstudie in überschaubare Teilschritte zu zerlegen, so geht Großmann beim Zeitplan von der zu erwartenden Gesamtspanne des Lebens aus. Laut »Statistik und Erfahrung« dürfen wir in unserem Lebensplan durchaus mit 60 Jahren »für die Zeit des Schaffens« (134) rechnen. Technisch gesehen verwendet man für den Zeitplan »die gleiche Mappe wie für den Werkplan: Im Gegensatz zum Werkplan erhält jede Seite des Zeitplanes als Kopf die Bezeichnung des Zeitabschnittes, in dem die eingetragene Aufgabe gelöst werden soll« (133). Man geht »von der uns zur Verfügung stehenden Lebensspanne aus« (133), die dann weiter untergliedert wird. Ausführliche Beispieldatabelen legen dar, wie vom Großen ins Kleine gearbeitet werden soll.

Zunächst wird das Leben – wie sich oben bereits andeutet – in Abschnitte von sieben Jahren eingeteilt, dann werden den Jahren dieser Lebensabschnitte besondere Aufgaben zugeordnet (z.B.: »1929: Englisch perfekt: Urlaub in England. Gehalt 600 M.« (136)). Für das Jahr 1929 sieht dann der Jahresplan unter der Überschrift »Wie nutze ich das Jahr 1929 am besten aus? etwa vor: »Ich werde mir die Methode der persönlichen Erfolgsvorbereitung aneignen!« (137). Der Monatsplan wiederum enthält im Januar die Aufgabe »Bilanz für Dezember 1928 und Jahr 1928« (138).

Besonders ausführlich wird jedoch der Tagesplan erläutert. Großmann beginnt seine Ausführungen zum Tagesplan mit einer Schilderung, wie Napoleon seinen Tag einzuteilen pflegte³⁹, und kommt zu der waghalsigen Behauptung, fast jede bedeutende Persönlichkeit habe »n a c h e i n e m m e h r o d e r w e n i g e r s t r e n g e n Z e i t - u n d T a g e s p l a n g e a r b e i t e t« (141). Beim Tagesplan gewinnt die Doppelung, die dem *vitam instituere* aus der Perspektive eines Selbstrationalisierungsprogramms inhärent ist, besonders deutliche Konturen. Denn einerseits geht es um die Strukturierung bzw. Regulierung des Tagesablaufs. Mithilfe einer langen Tabelle eines Tortendiagramms, das zugleich eine Uhr mit 24-Stunden-Zifferblatt ist, wird ein

38 Wohl nicht zufällig ist an dieser dogmatischen Stelle vom »Mann« die Rede und von seiner »Familiengründung«. Tatsächlich lässt Großmann – wie die meisten Ratgeber der Zeit – den Unterschied der Geschlechter mehr oder weniger unbeachtet (das gilt für alle Versionen von *Sich selbst rationalisieren*). Großmann denkt sich unausgesprochen (und im Abschnitt »Die Frauen« – vgl. 465 – auch ausgesprochen) Männer als Adressaten, Frauen sind freilich schon deshalb nicht ausgeschlossen, weil seine Überlegungen auf einer Abstraktionsebene angesiedelt sind, auf der von der Geschlechtlichkeit abstrahiert werden kann. Wo allerdings die Geschlechter differenziert werden, sieht es so aus: »Die natürliche Aufgabe der Frau ist die Aufzucht der Kinder und ihre Pflege. Schon das weibliche Kind spielt mit der Puppe; in der Gedankenwelt des Mädchens spielt die Heirat eine weit größere Rolle als in der Gedankenwelt des Mannes. Fast alle bewußte Tätigkeit der Frauen dient dem Zweck, den bestmöglichen Mann zu finden, und später der Kinder Aufzucht und der Kinder Pflege.« (470) Immerhin findet sich dieser Passus in späteren Fassungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr.

39 Napoleon und Goethe sind insgesamt die Lieblingsbeispiele Großmanns, die in verschiedenen Zusammenhängen im Hinblick auf ihr vorbildliches methodisches Vorgehen angeführt werden. Napoleon liegt als Beispiel besonders nahe, insofern er als jemand gilt, der »sich selbst alles verdankt«.

modellhafter Tag – vom Aufstehen um 6 Uhr morgens über die Punkte »Vorbereitung nach dem Tagesplan« (6.20 bis 6.30) bis zu 120 abendlichen Minuten für private Arbeiten – vor Augen gestellt.⁴⁰ Das ist der »Tagesplan für täglich wiederkehrende Arbeiten« (143). Den muss der Einzelne nun gewiss nicht aufschreiben, da es um die Einrichtung guter *Gewohnheiten* geht. Wenn ein wiederkehrender Punkt im Tagesplan die »Vorbereitung nach dem Tagesplan« ist, wird folglich eine zweite Bedeutung dieses Worts ins Spiel gebracht. Für diesen Tagesplan muss man ein *Tagebuch* führen, denn er ist den Aufgaben dieses besonderen Tags gewidmet. Oder umgekehrt: Das Tagebuch verwirklicht sich als Tagesplan. »Ihr Tagebuch sei Ihr ständiger Begleiter!«, ruft Großmann aus. »Beginnen Sie Ihre Tagesarbeit mit dem Studium der Aufgaben, die Sie dem Tag gegeben.« Und: »Jedes Versprechen, jede Zusage, gehört auf jeden Fall ins Notizbuch. Es sind Selbstbefehle, die ausgeführt werden müssen.« (142) Dieses Sich-selbst-Programmieren über die Selbstbefehle des institutionalisierten Tagebuch-Mediums stellt den Kern des Rationalisierungsprogramms dar. In den späteren Umarbeitungen von *Sich selbst rationalisieren* (in denen nicht mehr vom »Werkplan«, sondern vom »Wieplan« gesprochen wird), hat Großmann diesem Tagebuch den Namen *Glückstagebuch*⁴¹ gegeben:

Das erste, was allen Kindern in der Schule beigebracht werden müßte,
wäre das planmäßige Handeln:

Erst das Ziel erarbeiten,

dann die Mittel zum Ziel

durch den klug und sorgfältig durchdachten Plan,

der jede Teil-Aufgabe durchführungsreif macht und

das exakte Durchführen des Wieplans mit Hilfe des Glückstagebuchs.

Wer so arbeitet, der schafft sich schon durch diese Gewohnheit ein Werkzeug zur Verwirklichung seiner Ziele, das ihn überlegen macht.⁴²

Wenn die Institution Schule zu Beginn des Lebens jedem dazu verhelfen würde, das Glückstagebuch zu einer Institution zu machen, könnte das Ergebnis am Ende so aussehen:

Wer das ganze Leben so überschaut und jedes Jahr und jedes Jahrzehnt mit würdigen Zielen belegt, wird an seinem Leben arbeiten wie an einem Bau, wird so Stufe um Stufe jeden Lebenserfolg vorbereiten und diesen für weitere, größere Ziele nutzbar machen, wer so an seinem Leben arbeitet, macht daraus ein Meisterwerk oder sogar ein Kunstwerk. (471)

40 Übrigens sieht Großmann – was die eigentliche Arbeit betrifft – lediglich einen Achtstundentag vor.

41 Man kann das Glückstagebuch (das als Glückstage-Buch zu verstehen ist) auch heute bestellen (<https://www.grossmann-methode.de/>): »Wenige Millimeter dick, so passt es in jede Jacken-, Hosen- oder Handtasche. Es ist aus feinem Leder und bedruckt nach den Vorgaben von Gustav Großmann mit der Aufschrift ›Das Glückstagebuch der Großmann-Methode.‹«

42 Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*, 101.

Tatsächlich stellt all das, was der Ratgeber mit dem Titel *Sich selbst rationalisieren* an Methodischem bereitstellt, aber nur die eine Seite dar. Ein Ratgeber, der das einzelne Subjekt aufruft, seine Rationalisierung zu institutionalisieren, kann sich zunächst einmal auf keine institutionelle Grundlage berufen und überlässt das schon durch die Form der Adressierung vereinzelte Subjekt in besonderer Schärfe jener strukturellen Instabilität, die das gesamte Genre der Ratgeberliteratur charakterisiert: Es gibt – außer der ›Rationalität‹ selbst – keine Referenz. An einigen Stellen von *Sich selbst rationalisieren* wird dies besonders deutlich, etwa bei der neuralgischen Systemstelle des Selbstbefehls. Aus der Rationalisierungsperspektive kann es keinen Grund geben, warum der Selbstbefehl nicht *formlos* sein sollte: Es genügte, ihn schriftlich zu fixieren, um die Selbstbindung nachprüfbar zu machen. Gleichwohl sieht sich Großmann dazu veranlasst, hier das Gepräge der symbolischen Ordnung herbeizuzitieren (die auch in der ›Verschreibung‹ freilich schon impliziert ist): »Erfolgreiche Menschen«, behauptet er frei-händig, »pflegen [...] Selbstbefehle, Entscheidungen für bestimmte Ziele mit großem Ernst, mit besonderer Feierlichkeit vorzunehmen«, und sie »würden es lächerlich finden, wenn sich jemand in einem unordentlichen Zimmer, in einer unordentlichen Kleidung einen Selbstbefehl geben würde« (155). Der Selbstbefehl ist eine »Zeremonie«, die auf den Großen Anderen verweist, der auch zugegen ist, wenn niemand zugegen ist. Freilich bietet Großmann dann wiederum das Subjekt selbst als Ersatzmann für den Großen Anderen an, wenn er hinzufügt: »Man ist ja selbst Zuschauer, oder ist es nicht lächerlich, daß man Haltung, Geste, Feierlichkeit nur um anderer willen pflegt« (155). Die Irrationalität dieses Arguments ist ihm aber durchaus klar: »Gewiß kann die erfolgreiche Persönlichkeit auf solche Zeremonien verzichten. Bei ihr genügt eine kleine Geste, die vielleicht niemand beachtet, um den gleichen Effekt zu erzielen. Meine Anregungen gelten jedoch insbesondere für diejenigen, die noch ungeübt sind in der Kunst, sich an bedeutende Ziele zu binden.« (155)

Dies ist nur ein Symptom dafür, dass sich das im Ratgeber adressierte Subjekt strukturell in einer Position befindet, in der es einer Stütze bedarf, die nicht lediglich in der Rationalität der Rationalisierungsmaßnahmen und in der allgemeinen Rede des Ratgebers bestehen kann. Aber Großmann hat eben nicht nur einen Ratgeber namens *Sich selbst rationalisieren* geschrieben, sondern auch ein ›Rationalisierungsimperium‹ aufgebaut. Die 27. Auflage des Buchs enthält vorab den paratextuellen Vermerk, es handle sich um die »Vorbereitende Einführung in den elementaren Teil der Großmann-Methode«. Dieser Status lässt sich – zumal in den späteren Umarbeitungen – nicht zuletzt der Form des Buchs entnehmen, das keinen systematischen Anspruch erhebt und insofern kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne ist. Dazu ist es zu ausschweifend und abschweifend, sowie ostentativ willkürlich in der Verfolgung von Gedankenketten. Auch würde ein Buch mit systematischem Anspruch das letzte Kapitel wohl kaum mit »Worauf es noch ankommt« (455-492) überschreiben.

Das eigentliche Erlernen der Großmann-Methode fand jenseits dieses Buchs statt. Das ›Imperium‹ bestand in einer anderen Form der Bindung an die Methode, einer anderen Ebene der Institutionalisierung. Seinen Erfolg erzielte Großmann in erster Linie nicht durch das Buch, sondern durch seine Kurse. In Thomas Steinfelds Essay *Pionier der Selbstoptimierung*, aber auch auf der Website <https://www.grossmann-metho.de/> oder in

einem Artikel im *Spiegel* vom 4. Dezember 1948 lässt sich in etwa nachlesen, wie dieses System funktionierte, das im Lauf der Jahrzehnte über 17.000 Schülern – nicht wenige aus der »unternehmerischen Elite der jungen Bundesrepublik« – Erfolg gebracht haben soll.⁴³ Dies geschah in erster Linie durch postalische Einzelbetreuung. Die eigentlichen Anwender der Großmann-Methode sind nicht die Leser, sondern die »Lizenznnehmer«. Das sind diejenigen, die sich der Großmann-Methode verpflichtet haben. In den frühen Auflagen von *Sich selbst rationalisieren* kommen sie noch nicht unter diesem Namen vor, in den späteren Umarbeitungen wird immer wieder auf sie verwiesen. So heißt es z.B.: »Das ist ein Hauptfehler, / nicht nur der Lizenznnehmer, / sondern, in viel stärkerem Maße, der Leser dieses Buches, – / daß sie glauben, klug zu sein, / wenn sie die Rosinen aus dem Kuchen herauspicken.«⁴⁴ Nicht jeder Anwärter konnte Lizenznnehmer werden, viele wurden als ungeeignet abgelehnt. Die Lizenzen bestanden vornehmlich »in der durch schriftliche Hausaufgaben abgesicherten Pflicht, alle Momente des Lebens, zuerst die beruflichen, dann aber auch die privaten, den Anforderungen von Effizienz und Zweckmäßigkeit zu unterwerfen«.⁴⁵ Damit ist ein Institutionalisierungsgrad erreicht, der sich von der Lektüre eines Buchs grundlegend unterscheidet.

Jeden Tag bekam Großmann stapelweise Briefe mit solchen Hausaufgaben und Fragebögen. »Seine Fragebogen«, berichtet der *Spiegel*, »müssen von Bekenntnisfanatikern ausgefüllt sein. Großmann fragt nach dem Körperzustand, nach Essen und Trinken, nach dem Einkommen, nach persönlichen Feinden, nach Beziehungen zum anderen Geschlecht und nach dem Lebenslauf seit frühester Kindheit.«⁴⁶ Diese Dinge sind Bestandteil der *persönlichen Situationsanalyse*, innerhalb der Großmann-Welt liebevoll »Persitana« abgekürzt. Die Persitana ist neben dem Werkplan (bzw. Wieplan) und dem Zeitplan (bzw. dem Glückstagebuch) der dritte schriftliche Pfeiler der Großmann-Methode. Und es ist klar, dass dieser dritte Pfeiler im Buch *Sich selbst rationalisieren*, das sich an niemand Bestimmten richtet, keine konkrete Rolle spielen kann. Denn diese Analyse muss ein Anderer vornehmen, ein Meister (was man heute *Coach* nennt, ist eine Derivat davon). Diese Position des Meisters wird unablässig in Anspruch genommen, bleibt aber zugleich intransparent. Denn sie ist nicht rationalisierbar.

⁴³ Vgl. Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«, 17; der prominenteste Unternehmer, der sich derzeit zur »Großmann-Methode« bekennt, ist Werner Kieser (»Kieser Training«), auf den auch die Großmann-Website verweist. In einem Interview in *impulse* vom 4. August 2017 nennt Kieser neben Gustav Großmann die Wissenschaftstheorie von Karl Popper als seinen wichtigsten Einfluss. Kieser verwendet hier den Begriff der Überkompensation übrigens im Sinne Großmanns (<https://www.impulse.de/management/unternehmensfuehrung/werner-kieser-interview/4193384.html>).

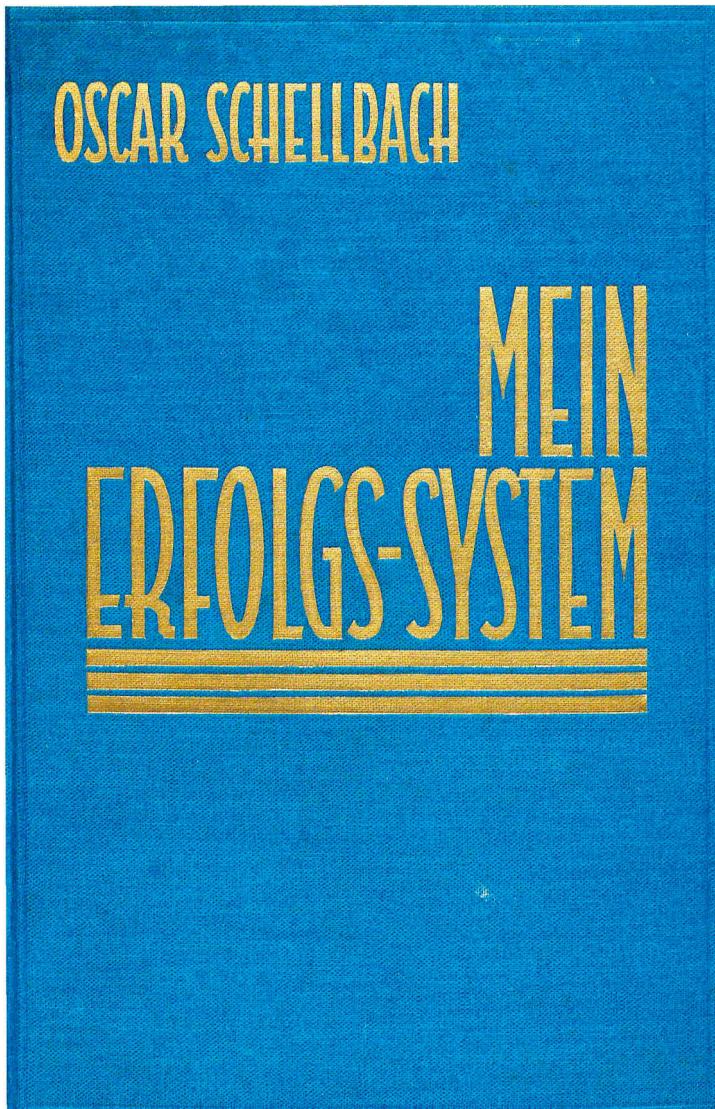
⁴⁴ Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*, 192.

⁴⁵ Steinfeld: »Pionier der Selbstoptimierung«, 20.

⁴⁶ »Verdienen! Wie?« In: *Der Spiegel*, 4. Dezember 1948, 17. Laut diesem Artikel war das Honorar zum Erwerb der Großmann-Methode übrigens »ein Monatsgehalt, mindestens aber 300 D-Mark«.

3.3 Oscar Schellbach: Mein Erfolgs-System. Ein gründlich erprobter und leicht gangbarer Weg zum persönlichen Erfolg (1928)

Abbildung 18: Buchcover der 2. Auflage von 1928.



Dieses Buch⁴⁷ mit einem Umfang von etwa 300 Seiten bezieht sich schon im Titel auf den Verfasser, der sein *persönliches Erfolgssystem* verkündet. Dass es sich um ein *System* handelt, verheißt ein umfassendes Programm, und dass der Weg zum Erfolg zudem als »gründlich erprobt[]« bezeichnet wird, macht deutlich, dass hier von vornherein die Karte der *Professionalität* ausgespielt wird. Das Buch ist 1928 im Hamburger Verlag *Schule des Erfolgs* veröffentlicht worden⁴⁸, der vom Verfasser höchstpersönlich ins Leben gerufen wurde, um mit ihm seine Lehren zu verbreiten. Die dezidierten Lehrsätze im Buch erinnern an *Tatmensch* von Reinhold Gerling (1921) (vgl. 5.1) oder *Sich selbst rationalisieren* von Gustav Großmann (1927) (vgl. 3.2); gleichwohl verhält es sich mit der institutionellen Dimension, die hier installiert wird, recht anders.

Das hat auch historische Gründe. Reinhold Gerling fordert den Neuen Tatmenschen nach dem Ersten Weltkrieg in einem Augenblick, in dem sich die Menschen ›aufraffen‹ und insofern gewissermaßen neu ›gründen‹ müssen; Schellbachs Ratgeber – etwa zehn Jahre später – hat insbesondere die geordneten Verhältnisse der boomenden Weimarer Wirtschaftsrepublik im Blick, deren vernünftige Durchstrukturierung – wie sich zeigen wird – der Schicht der Angestellten Erfolg in Form von Aufstieg verheißen soll. Die veränderte historische Situation wird umso sinnfälliger, wenn man die Lebensdaten mit einbezieht. Gerling – Jahrgang 1863 – schreibt seinen Ratgeber als ein bekannter Mann, der schon durch seine große Zahl von Veröffentlichungen für sich in Anspruch nimmt, als eine Art Institution zu sprechen. Oscar Schellbach hingegen ist Jahrgang 1901. Seine berufliche Laufbahn begann nach dem Ersten Weltkrieg, gewissermaßen als einer der ›Tatmenschen‹, die Gerling propagiert hatte. Denn schon mit knapp 20 Jahren begann Schellbach, Sohn eines Kaufmanns, sich als Heilpraktiker zu betätigen und insbesondere Vorträge in Hamburg und dann auch in anderen Städten Deutschlands zu halten. Nur wenige Jahre später – 1924 – gründete er (sowusagen als beispielhafter *Selfmademan* im Sinne der zeitgenössischen Selfhilferatgeberliteratur) in Hamburg das Lehrinstitut *Schule des Erfolgs. Institut für Geistesschulung und Lebenskunst*, bald dann mit eigenem Verlag, in dem das Buch *Mein Erfolgs-System* erscheinen konnte – zweifellos eine veritable Erfolgsgeschichte, die Oscar Schellbach einen Eintrag in der *Deutschen Biographischen Enzyklopädie* und im *Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon* (neben einem eigenen Wikipedia-Artikel) beschert hat.⁴⁹

47 Oscar Schellbach: *Mein Erfolgs-System. Ein gründlich erprobter und leicht gangbarer Weg zum persönlichen Erfolg.* 2. Auflage. Hamburg: Verlag Schule des Erfolgs 1928. Künftig zitiert im Text.

48 Nach Angabe des Autors in einer uns vorliegenden Geschäftsauskunft des Verlags sind bis 1933 105.000 Exemplare in sieben Auflagen erschienen, angeblich 100.000 Exemplare innerhalb von drei Jahren. Der Autor selbst verweist in einem uns ebenfalls vorliegenden Fragebogen der Nachkriegsmilitärregierung Deutschlands auf eine Statistik der deutschen Bücherei, die besagen soll, dass das Buch »vor 1933 von allen meistgelesenen Büchern an 7. Stelle« gestanden habe. Zwischen 1933 bis 1945 sollen zwei Auflagen mit insgesamt 13.000 Exemplaren erschienen sein. 1934 wird das Buch in einem Büchlein von Hans Rau (*Positiv voran. Positives Wollen in Volk/Staat/Gesellschaft*. Stuttgart: Karl August Schedler o.J. (ca. 1934)) beworben, allerdings mit der Angabe einer bisherigen Auflage von 120.000 Exemplaren. 1933 erschien eine tschechische Übersetzung in gleicher Aufmachung in drei Auflagen.

49 Im Wikipedia-Artikel über Schellbach ist davon die Rede, dass dieser 1925 auch eine Wochenzeitung, die *Schellbach-Presse. Persönlichkeitskultur – Wirtschaftspolitik – Erfolgssystematik* herausgebracht habe, »mit einer wöchentlichen Höchstauflage bis zu einer halben Million Exemplaren«.

Im Vorwort zu *Mein Erfolgs-System* kann sich der damals 27-Jährige bereits als feste Größe – als Institution – präsentieren. Es beginnt mit den Worten:

Dieses Buch enthält die Lehren der von mir gegründeten Schule des Erfolges. Ein Weg, der durch korrekte Befolgung jedem vorwärtsstrebenden und denkenden Menschen die Möglichkeit gibt, sein Leben durch persönlichen Einfluß außerordentlich günstig zu gestalten. In ihrer geordneten Zusammensetzung bilden sie ein Erfolgs-System -

Auch in einem Artikel von Wolfgang Heller im *Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon* (Hg. v. Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz. Herzberg 1995, 100) wird eine Höchstauflage von 500.000 genannt. (Auch hier wird ein falsches Ersterscheinungsdatum der Zeitung genannt: 1922; nach Auskunft Schellbachs erscheint sie ab 1932. (1922 erscheint hingegen eine Zeit lang monatlich *Oscar Schellbach's Organ für wahres Menschentum*.) Die *Schellbach-Presse* erscheint als »Organisations-Organ des grossdeutschen Erfolgsrings«, angeblich entstanden auf Wunsch der Besucher von Schellbachs Veranstaltungen, die noch weiter miteinander in Kontakt bleiben wollten. Ende der 20er Jahre gab es davon über 300 Ortsgruppen. 1933 wird die Schellbach-Bewegung gleichgeschaltet. Der Verein wird in *Positives Deutschland* umbenannt, wie auch die Wochenzeitung mit dem Untertitel *Die Sonntags-Zeitung des positiven Tatmenschen*. Noch später erscheint sie unter dem Namen *Tatkraft. Wochenschrift für Lebensbejahung und Fortschritt. Schöpferisches Können und Lebenskünstlerschaft in Wort und Bild*. Ab 1938 bekam Schellbach zunehmend Probleme seine Schriften herauszubringen. Allerdings erscheint 1940 eine erweiterte Jubiläumsausgabe des *Erfolgs-Systems* mit dem Titel *Klugheit und Tat. Lebensbuch des positiven Tatmenschen* »mitten im siegreichen Ringen um die Wiedergutmachung von Versailles« als Beitrag zu »Deutschlands Aufstieg und Weltgeltung«, wie es in den Vorerklärungen heißt (*Klugheit und Tat. Lebensbuch des positiven Tatmenschen. Erkenntnisse und Anleitungen zu einer glückhaften und fruchtbaren Lebensführung*. Jubiläumsausgabe anlässlich zehnjähriger Bewährung (bisheriger Titel: »Mein Erfolgs-System«). Bad Harzburg: Oscar Schellbach-Verlag 1940, 9. Künftig zitiert im Text). Das Buch war wohl der Versuch, sich dem neuen Regime mit Modifikationen seiner bisher eher auf das Individuum zugeschnittenen Erfolgs-Narration kompatibel zu geben, ohne allerdings die Ideologie zu übernehmen.) Die *Schellbach-Presse* ist vergleichbar mit dem Ein-Mann-Magazin *Orison Swett Mardens*, das ab 1897 erscheint und eine Auflage von 300.000 Exemplaren hatte. Der deutschsprachige Ableger des *Efficiency Magazine* vom kanadischen Erfolgsautor Herbert N. Casson mit dem Namen *Erfolg*, das ab 1927 erscheint, hat eine etwas engere (werbe-)wirtschaftliche Ausrichtung. Einen weiteren Beleg für die höchst unwahrscheinliche Auflagenzahl der *Schellbach-Presse* in Wikipedia und im *Kirchenlexikon* haben wir nicht gefunden; es scheint sich um die Nachwirkungen der guten Propaganda-Arbeit des Schellbach-Instituts zu handeln. Auf der letzten Seite seines *Erfolgs-Systems* wird ein weiteres Buch von Schellbach angekündigt (das aber anscheinend nicht erschienen ist): *Die Kunst, gute Propaganda zu machen*. – In der Zeit des Nationalsozialismus kam Schellbachs Erfolgsystem zum Erliegen, wurde aber nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem *Oscar-Schellbach-Institut* erfolgreich reaktiviert. Oscar Schellbach starb 1970; sein Sohn hat das Unternehmen bis vor ein paar Jahren weitergeführt. Das Buch *Mein Erfolgs-System* erlebte auch nach dem Zweiten Weltkrieg (mit verändertem Untertitel) unzählige neue Auflagen und verschiedene Erweiterungen (die letzte zu Lebzeiten Schellbachs 1969, die bislang jüngste 31. Auflage 1995). Maßgeblich von Schellbach beeinflusst war auch der Persönlichkeitstrainer Nikolaus B. Enkelmann (1936-2017), der das *Oscar-Schellbach-Institut* von 1974 bis 1978 geleitet hat, bevor er sein eigenes Institut für *Rhetorik – Management – Zukunftsgestaltung* gründete. (Enkelmann geht ausführlich auf die Leistung seines Ziehvaters Schellbach in seinem Buch *Die Säulen des Erfolgs. Wie man aus sich und seinem Leben das Beste macht* (Offenbach: GABAL 2011, 12-20) ein. Die ausgeprägte Tendenz der Institutsgründung darf als Ausdruck des Bemühens verstanden werden, die institutionelle Dimension zu stabilisieren (vgl. 1.5.2, S. 44).

t e m, das sich in fast allen Lebenslagen als ein wirksames Mittel zur Vermeidung von Enttäuschungen und Misserfolgen herausgestellt hat. (5)

Das sind wohl abgewogene Worte – seriöse Worte, die das Erfolgsversprechen auf verschiedene Weise relativieren: Die Befolgung der Lehren muss schon »korrekt[]« sein; man muss schon zu den »vorwärtsstrebenden und denkenden Menschen« gehören; die Lehren des Buchs eröffnen nur eine »Möglichkeit« zu »günstig[er]« Lebensgestaltung; die Rede ist nur von »fast« allen Lebenslagen und von einem wirksamen Mittel nicht zum unmittelbaren Erfolg, sondern umgekehrt zur »Vermeidung« von Misserfolgen. Diese Zusicherungen kann der Verfasser dafür mit Zahlen belegen: Er verweist auf mehr als sechstausend Besucher seiner »Lehrkurse« und »Hunderte von begeisterten Urteilen und Anerkennungen« (5). Die Voraussetzung für das Verfassen eines erfolgreichen Lebensratgebers ist stets der Erfolg im Leben des Verfassers. Besteht dieser Lebenserfolg in der erfolgreichen Vermittlung eines Erfolgssystems, so muss eben genau darauf verwiesen werden. Er habe, so Schellbach, schon 1923 den »Plan zur Herausgabe seiner Lehren« gefasst und sich jahrelang damit beschäftigt, »alles zu Papier zu bringen, was mir an kostbarem Erfolgswissen zum Bewußtsein kam« (6). Ihm falle es »bei der p e r s ö n l i c h e n Unterweisung außerordentlich leicht«, sich verständlich zu machen, und er vermutet, dass es ihm »auch s c h r i f t l i c h gelungen« (6) sei.⁵⁰ Schellbach ist – so könnte man erläutern – in seiner Erfolgslehre insofern *suggestiv*, als ihm schon in jungen Jahren gelingt – was er im Vorwort selbst als wesentliches Moment des Erfolgs definiert –, seinen »persönlichen Einfluß« geltend zu machen, und damit sein Leben »außerordentlich günstig zu gestalten«. Es nimmt nicht wunder, dass das Kapitel »Die Gesetze des persönlichen Einflusses« (105-144) ausführlich von den sogenannten »F r e m d s u g g e s t i o n e n« (109) handelt.⁵¹

-
- 50 Es handelt sich um ein Ratgeber-Professionalisierungsmodell, das sozusagen Schule gemacht hat. Diese Form des *circulus vitiosus* ist besonders für Erfolgsratgeber kennzeichnend: Sogenannte Erfolgstrainer (heute etwa Torsten Will, Jörg Löhr, Frank Wilde) haben Erfolg, weil sie ihn *performieren* (auf einer Bühne unter Beweis stellen). Aus diesem Grund hat der Erfolg auf einer strukturellen Ebene auch etwas mit *Bluff* zu tun. Vgl. 3,5, S.180.
- 51 Seine Definition: »Im Prinzip verstehen wir unter F r e m d s u g g e s t i o n: einem Menschen irgend etwas s o g l a u b h a f t machen, bzw. so l e b e n d i g ins Bewußtsein rufen, daß seine Handlungen und seine Einstellung einer Sache gegenüber davon gelenkt wird.« (109) Dass das nicht einfach eine natürliche Gabe ist, sondern etwas, das man erlernen muss, wenn man Erfolg haben will, erfährt man in eben diesem Lehrbuch. Vor diesem Hintergrund ist auch von Interesse, dass Schellbach der Ausbildung rednerischer Fähigkeiten anderweitig besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat; von ihm stammt ein Rhetorik-Fernkurs *Redekunst von A-Z* (1936) sowie – seit 1934 als eine der ersten dieser Art – eine Reihe von ihm besprochenen Schallplatten u.a. mit dem erstaunlichen Label *Seelephonie*. Auf ihnen werden wesentliche Elemente des *Erfolgs-Systems* aufbereitet (z.B. *Seelephonie Nr. 1:* »So stehen wir über den Dingen«, »So meistern wir unsere Nerven«). Die *Seelephonie*-Platten wurden 1965 neu gepresst und 2012 noch einmal als Audio-CD herausgebracht. In der Produktbeschreibung ist von der »suggestiven Stimme von Oscar Schellbach« die Rede. Dass Schellbach schon sehr früh auf dem Gebiet der Aufzeichnung von Stimmen experimentiert hat, ist auch den Nazis nicht entgangen. Im Auftrag der *Braunschweiger Stahlwerke* sollte er seine Erfindung des *Rellaphon*, eine frühe Aufzeichnungs- und Wiedergabe-Anlage der Stimme auf Walzen weiterentwickeln, was es ihm ermöglichte, 1943 vom Wehrdienst freigestellt zu werden. Die hohen Ansprüche in Sachen Tontechnik zeigen sich auch darin, dass Oscar Schellbachs

Worin besteht nun das Erfolgssystem? »Leben heißt kämpfen«, betont Schellbach im Vorwort – »besonders dann, wenn Erfolg gewünscht wird« (5). Es gibt keine einfache Abkürzung auf dem Weg zum Erfolg. Diesen Topos bemühen auch andere, wie beispielsweise Reinhold Gerling (vgl. 5.1, S. 243). Im Vergleich zu ihnen belässt es Schellbach aber nicht bei Hinweisen und Ratschlägen, sondern stellt das Systematische in den Vordergrund. Denn »Erfolgssystem« heißt zum einen, dass der Erfolg hier systematisch vermittelt wird, und zum anderen, dass man, um Erfolg zu haben, systematisch vorgehen muss: Es komme beim Lebenskampf »sehr darauf an, ob man ihn mit einer guten oder schlechten Waffe und systematisch oder planlos aufnimmt« (5). Und dies gelte unabhängig davon, auf welchem Gebiet sich der Kampfplatz befindet. Deutlicher noch als bei den anderen Ratgebern geht es bei Schellbach ausschließlich um die Fähigkeit des systematischen Verfolgens selbstgesetzter Ziele:

Was man erreichen will, ist vollkommen gleich. Ob man als Nervöser Ruhe, als Geschäftsmann Ansehen und großen Umsatz, als Berufsmensch Erhöhung der Stellung, als Künstler Erhöhung seiner Leistungen oder als Hausfrau Gehorsam der Kinder und Harmonie in der Familie wünscht, stets setzt die Anwendung des Erfolgssystems in die Lage, dem Gewünschten nahe zu kommen. (6)⁵²

Was man auch erreichen will – man muss es *strukturiert* angehen. In *summa* versucht das Erfolgs-System, dem adressierten Subjekt die Mittel an die Hand zu geben, seinem Leben bei gleichzeitiger Mobilisierung eine stabile, vernunftgegründete Struktur zu geben: *vitam instituere*.⁵³ In dieser umfassenden Gabe besteht die Hilfe zur Selbsthilfe. Nicht von Ungefähr stellt Schellbach seinem Ratgeber ein Zitat von Benjamin Franklin voran, in dem daran erinnert wird, dass wir »den Menschen wohl guten Rat geben«, aber »ihr Tun nicht leiten« können: »Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen«. (9)

Schellbachs Ratgeber enthält zunächst ein längeres Kapitel über die »Grundlagen des Erfolgs«, in dem man schon eine Vorstellung davon bekommt, dass das *Erfolgs-System* alle Aspekte der Lebensführung umfasst: von den Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit und der Nervenkraft über die Richtlinien für die Körperpflege und die Darmtätigkeit bis zur Regel des Maßhaltens in allen, auch geschlechtlichen Dingen, sowie detaillierten Hinweisen zum richtigen Atmen, zur richtigen Körperhaltung und zur richtigen Ernährung – und vor allem zur richtigen Einstellung: »Seien Sie Regisseur auf der Bühne des Lebens! Handeln Sie bewußt und lassen Sie sich nicht treiben!« (32) Das nächste Kapitel ist in diesem Sinne dem »Tageslauf des

Sohn Hans J. Schellbach lange Jahre die Technik bei den öffentlichen Auftritten versorgt hat, bevor er als Redner in die Fußstapfen des Vaters getreten ist.

- 52 Vom Ansatz her gilt – wie man hier sieht – das, was Schellbach ausführt, für Menschen jeglichen Geschlechts. Das ändert aber nichts daran, dass der Modell-Adressat des Buchs männlichen Geschlechts ist. Vgl. nur etwa die folgende Stelle: »Wenn es irgend geht, machen Sie jeden Abend kurz vor dem Schlafengehen noch einen kleinen Spaziergang. An den Familienabenden gehen Sie mit Ihrer Frau oder Mutter [...]« (72).
- 53 Vgl. zu dieser römischen Formel Pierre Legendre: *Die Kinder des Textes. Über die Elternfunktion des Staates*. [Schriften Band 4]. Aus dem Französischen von Pierre Mattern. Wien/Berlin 2011, 104-117. Dazu mehr in 1.5.2, S. 44.

Erfolgsmenschen« (36) gewidmet, der selbstverständlich mit dem zeitigen Aufstehen beginnt. Der Erfolgsmensch benötigt dafür keinen Wecker, da ihm der feste Vorsatz dafür genügt: »Sie müssen sich unabhängig von Ihrer Umgebung machen; u n a b - h ä n g i g auch von einem Wecker. Sie können s e l b s t erwachen, durch e i - g e n e Kraft, wenn Sie es nur e r n s t l i c h wünschen.« (41) Insgesamt geht es bei den folgenden Schritten im Tagesablauf stets darum »G e w o h n h e i t e n« zu installieren. Denn:

Charaktereigenschaften, einerlei ob diese g u t oder s c h l e c h t sind, unterstehen, wie auch fast alle sich ständig wiederholenden u n b e w u ß t e n und u n g e w o l l t e n Aeußerungen unseres Körpers, den G e s e t z e n d e r G e - w o h n h e i t . [...] J e d e H a n d l u n g , wie überhaupt jeder Vor - g a n g i m K ö r p e r , hat nach bestimmt e n G e s e t z e n das Bestreben, sich s t e t s u n t e r g l e i c h e n B e d i n g u n g e n zu w i e d e r h o l e n und w i e d e r h o l t s i c h g e w o h n h e i t s g e m ä ß bestimmt, wenn er eine gewisse Zeitlang in gleicher Weise e i n g e t r e t e n i s t . (47)

Beobachtungen dieser Art zum Wiederholungszwang veranlassten Freud in *Jenseits des Lustprinzips* (1920) dazu, einen Todestrieb zu postulieren. Bei Schellbach werden sie unumwunden in den Dienst des Lebenserfolgs gestellt, weil sie dem Subjekt unter der Annahme, dass man *Herr* dieses Wiederholungszwangs werden kann, eine weitgehende *Plastizität* bescheinigen. Hat man erst einmal eine Gewohnheit im Subjekt verankert, läuft die Sache wie von selbst und bestimmt den Tagesablauf des Erfolgsmenschen. Genau das ist die Aufgabe, die dem Subjekt aufgetragen ist. Die Selbstprogrammierung beginnt damit, dass das Subjekt seine Eigenschaften »aufmerksam und vorurteilslos« (45) erkundet:

Die gefundenen Eigenschaften tragen Sie sämtlich in Ihr Tagebuch ein, und zwar kommen auf eine Seite die ü b l e n Eigenschaften und alle Schwächen, die ausgeschaltet werden müssen, und auf eine andere Seite alle Eigenschaften, die Sie sich aneignen wollen. Ist das geschehen, gehen sie g a n z s y s t e m a t i c h daran, Ihren Charakter zugunsten Ihres Erfolges u m z u g e s t a l t e n . (45)

Wer in der Lage ist, sich in dieser Weise selbst zu normieren, wird von Schellbach als »P e r s ö n l i c h k e i t« bezeichnet:

Man versteht darunter einen Menschen, der sich durch g r o ß e S e l b s t b e - h e r r s c h u n g und C h a r a k t e r s t ä r k e auszeichnet und seinen eigenen, sich selbst vorgezeichneten Richtlinien folgt, i m m e r weiß was er will, und in seinem Beruf f ü h r e n d i s t, weil er seine ganze Kraft zur o r d e n t l i c h e n und k o r r e k t e n Erfüllung seiner Aufgaben einsetzt. Mit anderen Worten: Ein b e w u ß t lebender Mensch! (36)

Damit dies gelingt und damit das Gelingen kontrolliert wird, soll – ähnlich wie bei Fritz Theodor Gallert (vgl. 3.1, S. 119) oder Gustav Großmann (vgl. 3.2, S. 138) – ein Tagebuch geführt werden, auf dessen erster Seite mit Beginn der Charakterumgestaltung

ein breiter Strich gemacht werden soll »als sichtbares Zeichen für die gründliche Abrechnung mit der Vergangenheit« (78). Aber anders als bei Gallert soll das Tagebuch nicht nur die Erfolge verzeichnen, sondern jeweils mit einem »Vorsatz am Morgen« einsetzen, bei dem es »u n b e d i n g t nötig« ist, dass man ihn »zu P a p i e r bringt« (82), sodass am Abend die Einhaltung oder Nichteinhaltung des Vorsatzes vermerkt werden kann.⁵⁴

Das adressierte Modell-Subjekt ist dabei der strebsame *Angestellte*. Das heißt gerade nicht, dass das *Erfolgs-System* in Wahrheit nur für Angestellte konzipiert ist, sondern gerade umgekehrt, dass das Angestellten-Subjekt für den Erfolgsratgeber zum allgemeinen Maßstab und zum idealen Adressaten wird. Denn der Angestellte wird als ein Subjekt aufgefasst, das so strukturiert ist, dass es sich mithilfe einer systematischen Anleitung umgestalten kann. Im Grunde hat den Erfolgsratgebern immer schon der Angestellte vorgeschwobt, in Schellbachs System wird die Konsequenz daraus gezogen.⁵⁵ Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass in Schellbachs Ratgeber Verfahren, Maximen und Topoi aus allen anderen hier behandelten Ratgebern in modifizierter Form wieder auftauchen, sodass sie in das System eingepasst werden können (was sich für die zentralen Kategorien der Selbsthilfekultur wie Wille, Konzentration, Strebsamkeit usw. von selbst versteht). Die Verwendung des Tagebuchs wurde bereits erwähnt. Etwas abgemildert im Verhältnis zu Reinholt Gerlings *Tatmensch* (vgl. 5.1, S. 231) findet man bei Schellbach das Lob des wohlverstandenen »Egoismus« als *conditio sine qua non* des Voranschreitens, der deshalb »solange für berechtigt« gehalten werden muss, »wie er vor dem Rechte des Nächsten Achtung hat« (106). Die Lizenz zum Egoismus (nach dem Modell des *homo oeconomicus*⁵⁶) ist eine zwangsläufige, wenn auch nicht immer explizit gemachte Voraussetzung, wenn überhaupt von Erfolgsratgebern die Rede ist. Auch die unter anderem von Gallert (vgl. 3.1, S. 118) hervorgehobene Bedeutung des Optimismus findet sich selbstredend bei Schellbach – »Wenn Sie meinen bisherigen Ausführungen aufmerksam gefolgt sind, werden Sie gefunden haben, daß ich großen Wert auf eine *optimistische* Lebenseinstellung lege« (84). Diese Lebenseinstellung kann aktiv herbeigeführt werden. Ohne auf Namen zu rekurrieren, wird immer wieder die Notwendigkeit des *positiven Denkens* hervorgehoben, und einmal heißt es sogar: »Die

54 Beispiel für einen Vorsatz morgens um 8 Uhr: »Heute rauche ich nur fünf Zigaretten.« Vermerk um 23 Uhr: »Vorsatz durchgeführt und sogar nur vier Zigaretten geraucht.« (82) Fortsetzung drei Tage später: »Heute rauche ich überhaupt nicht.« – »Vorsatz nicht genau durchgeführt. Habe mich von einem Freund zum Rauchen verleiten lassen. Kommt nicht wieder vor.« (82)

55 Man kann überspitzt formulieren: Insofern die Vorstellung des Tagesablaufs des Erfolgmenschen inklusive Fortbildungsabenden ohne Spezifizierung der Zielgruppe erfolgt, also auch auf diejenigen anzuwenden ist, die sich vom Angestellten bereits bis zur Selbstständigkeit emporgearbeitet haben, sollen auch die Selbstständigen die Gewohnheiten des Angestellten beibehalten. Das ist durchstrukturiertes lebenslanges Lernen. Stellvertretend für die Bedeutung, die Bildung bei Schellbach spielt, kann die Liste von 540 Worten zur täglichen Erweiterung des Wortschatzes angeführt werden, die im XX. Teil der Jubiläumsausgabe von Schellbachs Erfolgs-System (1940) aufgenommen ist.

56 In seinem »Wirtschaftssystem« arbeitet F.A Brecht – zumindest auf erster Textebene – eher mit dem Begriff Altruismus. Vgl. 3.4, S. 244.

positive Lebenseinstellung und Denkweise ist überhaupt das charakteristische Zeichen des aufwärtsstrebenden Angestellten« (188).

Dieser Angestelltentypus, der sich emporarbeiten möchte, ist das Idealsubjekt des Buchs. Das wird zwar nirgendwo explizit formuliert, aber an verschiedenen Stellen deutlich.⁵⁷ Bei der »Zusammenfassung des Tageslaufes« etwa wird von einem Subjekt ausgegangen, das am Morgen um 8 Uhr aufsteht, tagsüber einer geregelten Büroarbeit nachgeht, um 17 Uhr nach Hause kommt, sich dort zunächst der Familie widmet, um sich später auch noch eine »Stunde der Weiterbildung« (74) zu gönnen und mindestens einmal pro Woche einen »Fortschrittsabend« (75) einlegt. Noch deutlicher wird das bei der Grafik zum »Lebenserfolg«, wo ein »Planmäßiger Aufstieg aus der Masse der kleinen Angestellten« (79) über die »harmonische und einflußreiche Persönlichkeit« als Grundvoraussetzung über die »Vertrauensstellung« bis hin zum »Geschäftsführer« und zur »Selbständigkeit« (79) als »Beispiel der Zielsetzung« fungiert. In der erweiterten Jubiläumsausgabe vom *Erfolgs-System*, betitelt *Klugheit und Tat. Lebensbuch des positiven Tatmenschen* (1940), wird dies als Lösung für den untergebenen Angestellten noch einmal auf dem Punkt gebracht: »[F]ühre deine Arbeiten so aus, wie es sein sollte, wenn Du der Chef wärst! Das ist positiv!« (572) Der Soziologe Andreas Reckwitz hat in seinem Buch *Das hybride Subjekt* darauf hingewiesen, dass das moderne Subjektnarrativ im Lauf der 20er Jahren dahingehend angepasst wird, dass nicht länger »das klassisch bürgerliche Modell eines selbständigen ›self-made man‹ mit seiner moralisch-disziplinierten, zugleich souverän-berufsorientierten und dabei mit der spekulativen Riskanz des Marktes rechnenden Arbeitsform« prägend ist, wie es die Figur des *großen Mannes* bei Samuel Smiles oder Kai Romus noch vorgab (vgl. 2.1 oder 2.2), sondern eher die »Figur des Manager-Ingenieurs« mit »seiner technischen Rationalität und seiner Koordinationsfähigkeit, seiner in doppeltem Sinne ›gewinnenden‹ *personality* wie seiner effizienten Kalkulationsfähigkeit und Spezialisierung«.⁵⁸ Die Idealgestalt wird in »subjektorientierten Interdiskursen verschiedenster Art, der Persönlichkeitsberatung, Konsumwerbung, Sozialpsychologie, in Kinofilmen etc., formiert« und ist nicht an erster Stelle das Produkt von Rationalisierungsprozessen, die sich zwischen Europa und den USA auch sehr unterscheiden, sondern »wird in den Kontingenzen invisibilisierenden Diskursen der organisierten Moderne *selbst*« erzeugt, wie Schellbach sie konsequent fünf Jahrzehnte lang produziert hat.

Dass dieser neue Super-Angestellte gesellschaftsveränderndes Potenzial in sich birgt, ist ein Narrativ, das nach der Weltwirtschaftskrise in den 30er Jahren entwickelt wird. Schellbachs Zeitgenosse Hans Rau publiziert 1934 einen 16-seitigen Dialog mit dem Titel *Positiv voran. Positives Wollen in Volk/Staat/Gesellschaft*, auf dessen Rückseite vielleicht nicht zufälligerweise Schellbachs *Erfolgs-System* beworben wird. Ein Dialogpartner vertritt bei Rau mit Vehemenz die Position, dass die Masse in Krisenzeiten »die

57 Vgl. auch das Kapitel »Der Erfolgsmensch als Angestellter« (186-200). Hier ist der Angestellte natürlich nur einer unter anderen – es gibt auch Kapitel über den »reisende[n] Kaufmann« (173-179) und den »Erfolgsmensch[en] als Vorgesetzte[n]« (179-186).

58 Andreas Reckwitz: *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist 2006, 337.

positive Führerpersönlichkeit«⁵⁹ suche. Dass es sich dabei nicht um eine politische Führergestalt handelt, wird klargestellt, zu sehr seien die »Worte und Taten der meisten politischen Weltanschauungstheoretiker«⁶⁰ geprägt von einem selbstgenügsamen Geist »in bequemer Art, die Dinge an sich herankommen [zu] lassen und alles andere von sich ab[zu]wälzen«.⁶¹ Das zeitgenössische Führungspersonal redete wohl »von Organisation« im »Wahn der »Vereinheitlichung«, legte jedoch auf »organische Bindungen wenig Wert«. Im Gegensatz dazu gehe es vielmehr darum, im Jenseits des »Leerlauf[s] der öffentlichen Verwaltungen« wieder »in Energien [zu] denken«, die unverwertet in der Gesellschaft vor sich hin »schlummern« würden, jedoch »überaus wertvoll werden [können], wenn die suggestive Kraft des Positivismus sie ergreif[le] und führ[le], wenn die Führung selbst in Volk, Staat und Gesellschaft in den Gedanken-gängen des Positivismus und der organischen Gesellschaftstheorie fest verankert«⁶² sei. Bei der Frage, wie die »Praktische Lösung« dann ausschaue, formuliert Rau die Rezeptur: »Fügen Sie in die unzähligen Kreise von Volk, Staat, Gesellschaft, Technik, Kunst usw. unermüdliche positive Persönlichkeiten ein, die sich nicht mit Teilerfolgen begnügen, die sich durch nichts zurückwerfen lassen, sondern ein hohes Ziel haben und gleichzeitig die Kraft besitzen dieses Ziel zu verwirklichen, dann ist der Aufstieg unausbleiblich.«⁶³ Ganz konkret ist das nicht; Schellbach hingegen hat vorher schon ein sehr gut dazu passendes Planspiel veröffentlicht.

Vom 30. Oktober 1932 bis zum 06. August 1933 erscheint mit einer Auflage von 500.000 Exemplaren Theodor Peter Lesorps *Vielleicht ein Weg... Der Roman unserer Zeit* in der Wochenzeitung *Schellbach-Presse*. Auch dieser Feuilletonroman war Bestandteil des Multimedia-Lebenshilfe-Angebots des Instituts *Schule des Erfolges*. Der vom neuen Titel implizierte Anspruch, für einen Teil der deutschen Nation sprechen zu können, wird in Lesorps Erzählung in kleinerem Maßstab bereits vorgeführt. Die von Schellbach propagierte positive Lebenseinstellung wird hier als möglicher Ausweg für den von der Weltwirtschaftskrise gelähmten Nachbarstaat Österreich präsentiert. Mister New, der Held des Romans, kehrt als Idealverkörperung des Manager-Ingenieurs aus der USA nach Österreich zurück. Dort rettet er in drei Schritten das Land vor dem wirtschaftlichen Kollaps. Zunächst sichert er sich *top down* gegen vorteilhafte Kredite das Benzinmonopol beim Wirtschaftsministerium. Daraufhin übernimmt er eine marode Autofabrik, um den Absatz des Treibstoffs zu sichern. Mittels fairer Entlohnung, die er in der Branche durchsetzt, steigert er die Nachfrage nach Fahrzeugen. Als Nebenprodukt der von ihm öffentlichkeitswirksam verkörperten Erfolgsgesetze und der von ihm ausgelösten »Hochlohn«-Bewegung kann er *bottom up* auf allen Ebenen den Defätismus im Land stoppen. Der Roman ist als Beispielerzählung für die Wirkmächtigkeit kollektiver Autosuggestion gedacht. Hier schafft ein im Schellbachschen Sinne idealtypischer

59 Hans Rau: *Positiv voran. Positives Wollen in Volk/Staat/Gesellschaft*. Stuttgart: Karl August Schedler o.J. (ca. 1934), 6.

60 Ebd., 18.

61 Ebd., 16.

62 Ebd., 18.

63 Ebd., 19.

Tatmensch im Verbund mit Staatsinstitutionen, Wirtschaftsunternehmen und der Presse, das Wirtschaftsklima und Selbstbewusstsein einer Nation erfolgreich ins Positive zu wenden. Die Pointe des Feuilletonromans ist, dass dies auch unabhängig von jeglichem finanziellen Input, rein auf der Basis der Gedankenkraft möglich ist. Die Romandarstellung, dass eine unwahrscheinliche Selbsthilfe-Idee sogar das gesellschaftliche Problem der Arbeitslosigkeit lösen könne, soll darüber hinaus das Vertrauensverhältnis der Leser zu Schellbachs *Erfolgs-System* dauerhaft institutionalisieren. Literatur funktioniert hier als Medium der Fremdsuggestion.

Für Schellbach zählt eine bestimmte Form der kollektiven oder persönlichen Konzentration, nämlich die bewusste Verdrängung negativer durch positive Gedanken, zu den geistigen Ursachen des Erfolgs. Allerdings muss die Verdrängung dahingehend vervollkommen werden, dass sie selbst nicht mehr zu Bewusstsein kommt und sich die gewünschten Gedanken gleichermaßen automatisch einstellen (vgl. 90, 104). Im besten Fall sei Konzentration, wie Charles Baudouin im ersten Band von Ludwig Lewins Überblicksanthologie *Der erfolgreiche Mensch* (1928) formuliert, die gewollte Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Vorstellung, »aber mit Ausschaltung der Mühe«⁶⁴. In Schellbachs Ratgeber besetzt die Autosuggestion in Verbund mit dem *positiven Denken* eine entscheidende Systemstelle, und zwar in der Funktion eines *Ersatzes* für einen starken Willen (für den Erfolg von Autosuggestion muss der Wille nicht stark, sondern *gut* sein). Zu diesem Zweck beschäftigt sich Schellbach in seinem Buch ausführlich mit der Frage, wie die Autosuggestion wirkt, aber er tut es ohne jeden Rückgriff auf den Vater der Suggestion Émile Coué oder eine andere Referenz.⁶⁵

Bekannt ist, dass Schellbach sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs mit unterschiedlichen damals modischen, oft exotischen Glaubensrichtungen beschäftigt hat, so etwa mit Buddhismus und Taoismus, aber auch mit Okkultismus, Hypnose und Hellsenhen. Er hat mit dem Gedankengut selbst experimentiert und Anfang der 20er Jahre diesbezüglich sogar Vorträge und Demonstrationsabende gehalten. Auf dieser Grundlage entwickelt er sein Ideengebäude, befreit es jedoch – anders als etwa Brecht (vgl. 3.4) – von einem esoterischen Überbau.⁶⁶ Unverkennbar ist ein christliches Fundament, das sich durch die Inspiration Feuerbachs und – vielleicht über Nietzsche – durch den Kontakt mit den amerikanischen Wurzeln des *New Thought*-Denkens⁶⁷ (des *Neuen Denkens*,

64 Charles Baudouin: »Selbstbeherrschung durch Autosuggestion«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges: Einführung; Körper – Geist – Seele; Erziehung – Bildung – Lebenskunst*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 251–264, hier 258.

65 Vgl. für die Theorie und Praxis der Autosuggestion mitsamt technischer Verstärkung: Philipp Mühs *Coué in der Westentasche* (1928) in 5.2, S. 253.

66 1925 erhält Schellbach die Genehmigung von der Filmprüfstelle für ein Filmwerk in fünf Akten mit dem Titel »Betrügerische Medien«. Der Film richte sich »auf das entschiedenste gegen die gewissenlosen Betrügereien, die von sogenannten Medien in angeblich spiritistischen Sitzungen an harmlosen und naivgläubigen Menschen vorgenommen werden.« Die Filmvorführung wird allerdings verboten. Die Vorführung »spiritistischer Experimente« im Film würde zu sehr »Anreiz zur Nachahmung« geben (Zensur (DE): 23.11.1925, O.00816, Verbot).

67 Vgl. das Kapitel »The Dark Roots of American Optimism«. In: Barbara Ehrenreich: *Smile or Die. How Positive Thinking Fooled America & The World*. London 2010, 74–96.

wie es im Schellbach-Institut genannt wird) deutlich von jeglicher kirchlichen Dogmatik absetzt. 1922 schreibt Schellbach in seiner ersten Zeitschrift *Oscar Schellbach's Organ für wahres Menschentum*, dass es die Kirche als größte Macht des Staates war, »welche es fertig brachte, den Menschen zu dem zu machen was er war: ein **untergeordnetes Etwas**, ein **Sklave**, der bedingungslos gehorchen musste, entgegen seiner Bestimmung, ein freier Mensch zu sein.«⁶⁸ Im Vorwort der ersten Auflage von *Mein Erfolgs-System* schreibt er, dass »wir aus Gottes Liebe die Freiheit der Entscheidung haben«, und dass dies »der Schlüssel aller Geheimnisse« sei.⁶⁹ Die strukturelle Ähnlichkeit mit den Hauptgedanken der *New Thought*-Bewegung ist auffällig (vgl. 5.3, S. 263). Dabei handelt es sich um eine wenig stringente Denkrichtung, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert ausprägt und die sich auf ein Sammelsurium von Quellen beruft – u.a. auf europäischen mystischen Strömungen, auf den Transzentalisten Ralph Waldo Emerson⁷⁰, den Lebensphilosophen Phineas Parkhurst Quimby oder die feministische Schriftstellerin Emma Curtis Hopkins. Gemeinsam war die Tendenz, sich von christlichen Determinationslehren loszusagen und sich nicht länger einen gleichgültigen Gott zu imaginieren: »[H]e was a ubiquitous, all-powerful Spirit of Mind, and since ›man‹ was really Spirit too, man was conterminous with God. [...] The Trick, for humans, was to access the boundless power of Spirit and thus exercise control over the physical world.«⁷¹ Das ist »das große Geheimnis«⁷², das nach Emerson jedes Kind herausfindet und das als wiederzuentdeckendes »Gesetz der Anziehung« bis heute in der Ratgeberliteratur verkündet wird. Der Mensch verfüge über die besondere Fähigkeit, allein mit seiner Überzeugung seine Umwelt konform mit seinen stärksten Aspirationen zu machen. Sie ist das Resultat der Kenntnis und Beachtung »der geistig-seelischen Gesetze«, ohne die »unser Einfluss auf die inneren Vorgänge ausgeschaltet und die Ausübung unseres freien Willens auf die Wirkungsebene von geistig-seelischen Ursachen begrenzt«⁷³ bleiben muss, wie Schellbachs Meisterschüler Nikolaus B. Enkelmann es formuliert hat.⁷⁴ Mit der *New Thought*-Bewegung teilt Schellbach also das Verständnis des Menschen von seiner Denkkraft her, was in Schellbachs Denksystem später unter den Nenner »Mentalpositivismus« gefasst wurde. Schellbach gilt als der Vater des positiven Denkens im deutschsprachigen Raum, das er allerdings zu einem eigenständigen System ausgebaut hat.

68 Oscar Schellbach: »Kommende Ereignisse«. In: *Oscar Schellbach's Organ für wahres Menschentum* 1 (1922), Titelseite.

69 Zitiert in Björn Migge: *Sinnorientiertes Coaching*. Weinheim 2016, 53.

70 Emerson gehört zu den wenigen Autorinnen, die Schellbach tatsächlich zitiert (z.B. 15).

71 Ehrenreich: *Smile of Die*, 79f.

72 »From the child's successive possession of his several senses up to the hour when he saith, ›Thy will be done!‹ he is learning the secret, that he can reduce under his will, not only particular events, but great classes, nay, the whole series of events, and so conform all facts to his character.« (Ralph Waldo Emerson: *Nature. Addresses and lectures. The Complete Works of Ralph Waldo Emerson*. Vol. 1, Boston 1849, 39f.)

73 Enkelmann: *Die Säulen des Erfolgs*, 16f.

74 Z.B. im Bestseller von Rhonda Byrne: *The Secret/Das Geheimnis*. Aus dem Englischen von Karl Friedrich Hörner. München 2007.

Statt auf Autoritäten zu setzen, schließt Schellbach an die Alltagserfahrungen sowie das populäre Wissen seiner Leser*innen an und führt aus, dass Autosuggestion immer schon unbewusst stattfindet und durch spezifische Techniken lediglich verfeinert und gesteigert wird. Wichtigste Voraussetzung ist: »Es darf kein Zweifel in der Suggestion liegen und sie muß ganz eindeutig sein.« (97) Die Autosuggestion tritt exakt an die Stelle der Willensanstrengung: Man muss sich sagen: »Ich werde ruhig.« Nicht aber, »indem Sie sich gewaltsam bezwingen wollen: »Ich will ruhig sein.« (97) Das wäre höchstens »Selbstbeherrschung« nicht aber »Selbstbeeinflussung« (97). Deswegen darf »Autosuggestion [...] keine besondere Anstrengung verursachen« (97); man kann sie unangestrengt praktizieren: »Man soll sich nicht nur morgens und abends einmal eine Suggestion erteilen, sondern soll den ganzen Tag über Autosuggestioneur sein. Das ganze Denken muß positiv werden [...].« (98)

Die gesprochenen Autosuggestionsformeln sind vor allem für die Unterstützung jener Vielen notwendig, denen es an der Fähigkeit gebricht, den richtigen Gedanken ihren Geist ganz ausfüllen zu lassen. Wer zu der schwierigen »Herrschaft des Willens über die Gedanken« bislang nicht in der Lage ist, kann durch »flottes Hintereinanderhersagen der Suggestionsformel« dafür sorgen, dass »die Aufmerksamkeit nicht durch einen entgegengesetzten Gedanken abgelenkt« wird und dadurch der »eine Gedanke, den ich ausspreche, an Kraft und Wirksamkeit gewinnt« (101). Man sieht hier wieder, dass Schellbach versucht, die Praxis der Autosuggestion für den gesunden Menschenverstand zu erklären und sie von allen okkultistischen und spiritistischen Kontexten zu befreien, in denen etwa Philipp Müh (vgl. 5.2) sie verankert sah. Von der Immunisierung gegen jeden Widerspruch befreit diese Erklärung freilich gerade nicht, wie die folgende erfolgsratgeberische Gedankenfigur beweist:

Daß der richtig ausgesprochene Gedanke tatsächlich der jeweilig uns beherrschende ist, dafür können Sie sich selbst leicht Beweise erbringen: Lassen Sie mal Ihren rechten Arm ganz schlaff, also ohne einen Muskel zu spannen, am Körper herunterhängen und sagen Sie dann, ohne auch nur für den Bruchteil einer Sekunde aufzuhören: »Ich kann meinen Arm nicht heben, ich kann meinen Arm nicht heben usf. usf.« Wenn Sie nun, während Sie immerzu sagen, daß Sie den Arm nicht heben können, versuchen, den Arm dennoch zu heben, so geht das nicht und wenn Sie sich noch so sehr anstrengen. – Versuchen Sie es nur! Wenn Sie es trotzdem können, haben Sie nicht richtig und schnell genug gesprochen, wodurch sich der Gegengedanke »ich kann meinen Arm doch eben« zur Wirksamkeit durchsetzen konnte. (102)

Diese Passage ist nicht nur ein gutes Beispiel für einen Pseudo-Beweis (weil es an uns liegt, wenn er im Selbstexperiment nicht wie vorausgesagt erbracht werden kann); sie macht auch abschließend noch einmal deutlich, in welche Subjektposition Schellbachs Ratgeber seine Adressaten versetzt. Während Philipp Müh seinen Leser*innen von den lebensgefährlichen Selbstexperimenten berichtet, die er zum Zwecke der Anzapfung des ›Unterbewusstseins‹ angestellt hat, kann sich Schellbach darauf beschränken, seine Leser*innen zur Durchführung eines ganz harmlosen und passgenauen Selbstexperiments einzuladen, um ihnen einen Mechanismus vorzuführen, der zum gesunden

Menschenverstand keineswegs in Widerspruch stehen soll. Die Hegung bzw. Domes-tizierung des ‚Unterbewusstsein‘, von dem auch in Schellbachs *Erfolgs-System* viel die Rede ist, ist bei ihm ein *fait accompli*. Der Erfolgsmensch ist derjenige, der sein Unbe-wusstes positiv zu programmieren weiß. Hans J. Schellbach hat uns gegenüber darauf hingewiesen, dass sein Vater – im Gegensatz zu Freuds Theorie des Unbewussten – nicht die Libido in den Fokus gerückt hat, sondern die Auffassung vertrat, dass jeder »sein eigener Seelenarzt sein kann, wenn er sein Bewusstsein von allen negativen Ge-danken reinige und auf die befreende Macht der Erkenntnis setze.«⁷⁵

Schellbachs *Erfolgs-System* ist gewissermaßen die Synthese und das Paradigma der Textsorte Erfolgsratgeber. Es ist, wie der Titel schon sagt, ein Ganzes, dessen Teile sich gegenseitig stützen. Der Systemcharakter erübrigert die Operationen, mit denen andere Erfolgsratgeber sich ihren Rückraum konstruieren. Bis auf ganz wenige Ausnahmen gibt es hier weder die Zitate ›großer Männer‹ oder beispielhafte Erfolgsgeschichten, noch Verweise auf neue Erkenntnisse der Wissenschaft oder andere Autoritäten, um das Gesagte abzusichern. (Schellbach beschränkt sich auf Motti, die auch als Sugges-tionsformel gedacht sein können.) Das *Erfolgs-System* enthält schlicht und ergreifend ganz wenige Eigennamen und Titel. Es ist sich selbst genug, und insofern ein pures Dogmen-Gebäude, das im Übrigen, da es nicht zuletzt die *Doxa* systematisiert, ver-schiedenste Bedenklichkeiten enthält. Bemerkenswert sind insbesondere die Kapitel ›Praktische Menschenkenntnis‹ (200-219), wo etwa bei den ›Charaktermerkmale[n] des Kopfes‹ dem struppigen Haar bescheinigt wird, auf einen Charakter zu verweisen, der ›schroff, eigenwillig, starrköpfig‹ (205) ist, sowie das ausführliche Kapitel über ›Cha-rakterkenntnis durch Handschriftendeutung‹ (267-299). In der erweiterten Jubiläums-ausgabe *Klugheit und Tat. Lebensbuch des positiven Tatmenschen* (1940) ist der systematische Charakter bis zum äußersten getrieben worden. Nicht nur gibt es am Ende des Buchs eine kleingedruckte ›Alphabetische Ordnung der Erkenntnis- und Erfolgsgrundsätze des Werkes mit etwa 2000 Stichworten‹, sondern weiter auch 50 Fragen und Antwor-ten ›zum Verstehen des ›Erfolgs-Systems‹‹. Es soll der Eindruck vermittelt werden, dass das Buch dem Subjekt Zusammenhalt und Stabilität gibt, wenn man es als Ganzes nimmt. Und das heißt auch, dass es *uns* mit Haut und Haaren nimmt. Das ist das *Telos* dieser Textsorte, die den Leser*innen den Spiegel des Erfolgsmenschen vorhält, der zu sein sie die Möglichkeit haben. Im ›Schlußwort‹ betont Schellbach noch einmal, dass ›alle Lehren‹ dieses Buchs zusammengenommen ›ein Erfolgsystem‹ bildeten: ›Wenn Sie ganze Erfolge wünschen, dürfen Sie nicht nur diese oder jene Lehre anwen-den, sondern müssen alle beachten.‹ (300) Letztlich stellt der Erfolgsratgeber, indem er das Leben einzurichten hilft, einen totalitären Anspruch an uns.

75 Auskunft aus einer uns vorliegenden schriftlichen Korrespondenz mit Hans J. Schellbach.

3.4 F.A. Brecht: Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg (1929)

Abbildung 19: Buchcover.



›Persönlicher Erfolg‹, ›Gesellschaftlicher Erfolg‹, ›Wirtschaftlicher Erfolg‹ und ›Lebens-Erfolg‹ – die vier Strahlen, die von der in Sphären unterteilten Sonne auf den Covers der sechs Bände von F.A. Brecht's *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* ausgehen, bilden die Komponenten und gleichzeitig weitere Subsysteme ebendieses Großsystems ab. Die Funktionalität der jeweiligen Elemente bleibt dabei jedoch unklar, denn Subsysteme sollten doch, um der Kohärenz des Ganzen willen, voneinander unterscheidbar bleiben: Worin aber unterscheidet sich etwa der ›Lebens-Erfolg‹ vom ›Persönlichen Erfolg‹? Definiert sich der ›Lebens-Erfolg‹ nicht über persönlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg und ist damit äquivalent zu dem hier übergeordneten *Lebenssystem Erfolg* – und nicht bloß Teil dessen? Offensichtlich ja schon, denn in der Einführung zum ersten Hauptteil nennt Brecht (Lebensdaten 1864-1952) selbst dann auch nur noch »drei [Hervorhebung von S.W.] mächtige, glanzvolle Säulen [...], welche die Grundlinie zwischen Ausgangspunkt und Ziel angeben« (I, VI), nämlich *persönlichen, gesellschaftlichen* und *wirtschaftlichen Erfolg*. Die Rückführung des singularisierten Erfolgs in seine Bestandteile scheint kompliziert.

Ein System, das von sich selbst behauptet, *Lebens- und Wirtschaftssystem* zu sein, sich also als essenzielles und ökonomisches Leitbild versteht, muss auf struktureller und inhaltlicher Ebene zwangsläufig einer hochgradigen Komplexität unterliegen, derer sich nur mittels Zeit, Müße und größter Willensanstrengungen beikommen lässt. Der Autor ist da, wenigstens was die Inhalte angeht, zuversichtlich – »Traue dir getrost alles zu was gefordert wird, so kannst du auch alles [...]« (I, 12) –, die Befürchtung bewahrt sich aber zumindest korpustechnisch, denn F.A. Brecht's *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* besteht aus sechs Bänden, genannt »Hauptteile«, à 75 Seiten.⁷⁶ Auch was die Titel der Bände angeht, erscheint das System, obwohl formal klar strukturiert, ein wenig erratisch: 1. Die Grundlage des persönlichen Erfolges; 2. Der persönliche Erfolg unter Menschen; 3. Der gesellschaftliche Erfolg; 4. Der Auftakt zum wirtschaftlichen Erfolg; 5. Der wirtschaftliche Erfolg in Beruf und Erwerb; 6. Die Mystik des Lebenserfolges. Ist der ›persönliche Erfolg unter Menschen‹ nicht mit gesellschaftlichem Erfolg gleichzusetzen? Und wird der ›Auftakt zum wirtschaftlichen Erfolg‹ nicht bereits in der ›Grundlage des persönlichen Erfolges‹ angelegt? Liest man in die Reihe hinein, merkt man schnell, dass der dritte Band ein typisches Anstandsbuch ist, während der zweite Band mehr die individuellen geistigen Voraussetzungen für einen erfolgsversprechenden Umgang mit den Mitmenschen thematisiert. Im weiteren Verlauf der Beschäftigung mit den sechs Bänden trifft man auf viele klassische Erfolgstechniken bzw. -komponenten, wie etwa Selbstbewusstsein (vgl. I, 5), Standhaftigkeit (vgl. I, 19), Zielgerichtetetheit (vgl. I, 28), Gemütsruhe und Kraftfrische (vgl. I, 33), Ordnung (I, 65), Zweckmäßigkeit (vgl. II, 10), Präkrastination (II, 31), Beherrschung des Geschlechtstrieb (vgl. II, 43), ein gepflegtes Erscheinungsbild (vgl. III, 13), Wachsamkeit (vgl. III, 19), Anstand (vgl. III, 27), Sittlichkeit (vgl. III, 48), Besonnenheit (vgl. IV, 1), ein ausgeglichener Kräf-

76 F.A. Brecht: *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg*. 6 Bände. Berlin: F.A. Brecht Verlag 1929. Künftig zitiert im Text. Die jeweiligen Bände werden bei der Zitation mit angegeben. Die erste (römische) Ziffer zeigt den Band an, die zweite (arabische oder römische) Ziffer die Seitenzahl.

tehaushalt (vgl. IV, 36), soziales Kapital (vgl. V, 13), Tatkraft⁷⁷ (vgl. V, 51), ausreichend Schlaf (vgl. VI, 31), gesunde Ernährung (vgl. IV, 35) sowie eine harmonische Partnerschaft (vgl. VI, 37-39). Was in diesem Ratgeber jedoch besonders hervorzuheben ist, ist die Notwendigkeit der Entwicklung einer *geistigen Persönlichkeit* als allererste Prämisse. Das wird damit begründet,

daß ein System des Erfolges, welches seine Mittel nur aus dem Wahrnehmbaren in der mechanischen Welt nimmt, sich diesem anpaßt, und zur Erschöpfung der Energie führt, damit zur Schwächung der Persönlichkeit.

Ein System dagegen, das den Grund aller praktischen Verdienste in's Geistige hinein verlegt, erwirkt die Umgestaltung der mechanischen erfolglosen Beweglichkeiten zu gewinnbringenden, vermehrt die Energie, stärkt und hebt die Persönlichkeit. – **Es hat eine Seele!**

Danach ist es leicht einzusehen, daß die Gestaltung unserer geistigen Persönlichkeit die erste zwingende Notwendigkeit ist; und daß in der sachwirtschaftlichen Welt erst dann alles vorwärts von statthen kann, wenn der Mensch in sich erfolgreich geworden ist. (I, 29)

Dazu wird an späterer Stelle noch mehr zu sagen sein, hier soll zunächst der Aufbau im Vordergrund stehen. So wie das Systemische auf inhaltlicher Ebene eine Rolle spielt, so spiegelt es sich auch in der formalen Gestaltung wider: Brecht arbeitet mit strukturierenden numerischen Aufzählungen, Zwischen-Überschriften und grafischen Abschnittsbegrenzungen, etwa durch Sternchensymbole. Jeder Hauptteil/Band besteht aus fünf sogenannten »Lehrfächern«, die innerhalb der Bände noch einmal unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Auf den jeweiligen Covers wird im unteren Drittel die »Reformschule für persönliche Eigenwirtschaft« genannt, es ist nicht ganz klar, ob dieser Zusatz als Werbeanzeige oder als Herausgeberorgan zu lesen ist. Jedenfalls bringt er zwischen Verfasser und Leser*in eine dritte Instanz ein, die vertrauenswürdig und seriös wirkt. Das ist irritierend, denn F.A. Brecht *selbst* ist die Schule, er hat bekanntlich alles im Alleingang gemacht – und das war allerhand, wie noch gezeigt werden wird.⁷⁸ Das erschließt sich aber wie beiläufig auch schon während der Rezeption seiner Schriften, die er immer auch für Werbung in eigener Sache nutzt: So findet man allein im *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* etwa Reklame für die ›Redner-Akademie‹ (I, 70), sein ›Gesundungssystem Radikal‹ (V, 19f.), die ›Hochschule für Lebenskunst‹ (V, 22f.) sowie für Schriftsteller-Kurse (V, 41f.).

Das *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* ist konzeptuell als Lehrbuch angelegt, genauer gesagt, als Fernkurs. Seine Didaktisierung zeigt sich auf unterschiedliche Weise. Dass Brecht als Lehrmeister auftritt, wird allein schon durch die imperativische und hierarchische Kommunikationssituation deutlich, die er entwirft: »Da ruft dir nun in diesem dunklen Straucheln und Irren das ›Lebens- und Wirtschaftssystem Erfolg‹ das

⁷⁷ Die Tatkraft ist in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur ein äußerst populäres Motiv, das sich vor allem aus Krisenzeiten heraus generiert, etwa in Reinhold Gerlings *Tatmensch*, vgl. 5.1.

⁷⁸ Das geht u.a. aus Dokumenten hervor, die uns von F.A. Brechts Urenkel, Dieter Steiner, zur Verfügung gestellt wurden. Diese haben ebenso über viele weitere Zusammenhänge Aufschluss gegeben. Ihm sei an dieser Stelle ein besonders herzlicher Dank ausgestellt.

erste Halt zur Umkehr mit der Warnung zu: »Erkenne die Gefahr, in der du schwebst.« (I, IV) Überhaupt spricht er seine Leserschaft direktiv an, außerdem finden sich viele rhetorische Fragen. An mehreren Stellen ist von konkreten Vorsätzen die Rede, die man sich fassen soll. Hinweiswörter wie »**Achtung!**«, »**Halt!**« oder »**Merke:**« durchziehen den ganzen Text und steuern auf einer Metaebene explizit den Leseprozess der Rezipient*innen. Didaktische Phrasen ergänzen die Hinweiswörter in hoher Fluktuation, hierzu exemplarisch bloß die Stellen der vierten Seite des ersten Hauptteils: »**Dessen kann man sich nicht oft genug erinnern!**«/»**Weiter vergegenwärtige dir:**«/»**Ist dir das verständlich?**«/»**Bitte immer mitdenken und innerlich verarbeiten!**«/»**Dann höre weiter mit offenen Ohren:**« Dazu werden typographische Mittel genutzt; insbesondere der Fettdruck soll, wie wahrscheinlich bereits ersichtlich wurde, dazu dienen, einzelnen Passagen besonderen Ausdruck zu verleihen. Am Ende jedes Lehrfachs gibt es Reflexionsfragen, die den Stoff der vorangegangenen Sektion auf das individuelle Leben der Leser*innen beziehen sollen; hier einmal exemplarisch die Fragen des Lehrfachs »Das Gesellschaftsleben im Beruf und in Versammelungen« des dritten Bands (III, 75):

1. *Wie waren deine Beziehungen zur Gesellschaft im öffentlichen Leben? – Prüfe – warst du Sonne oder Planet oder ein verirrtes Körperchen?*

Antwort:

2. *In welche und wieviele Händel warst du verwickelt? Welche Nachteile oder Vorteile persönlicher, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art hast du davon gehabt?*

Antwort:

3. *Jetzt nimm Stellung zu dir selbst und lege dir davon Rechenschaft ab, ob der Entschluß, nach dieser Lektion deinen Standpunkt in der Öffentlichkeit neu zu begründen, wirklich schon vorhanden und ehrlich gemeint ist!*

Antwort:

Brechts Methodik suggeriert damit zwar eine Praxisorientierung, die in ihrer konkreten Umsetzbarkeit jedoch fragwürdig bleibt. Zunächst einmal sind diese Fragen ziemlich komplex: Man soll sich nicht nur selbst befragen, um sich über etwas klar zu werden, es wird auch getestet, ob die Fragen überhaupt verstanden werden. Man versteht sie nämlich nur, wenn man sich gründlich auf die metaphorische Terminologie (Sonne, Planet, verirrtes Körperchen) eingelassen hat, also schon Teil des Systems ist, zu dem man durch die Beantwortung der Fragen und dem Durchlaufen des Kurses ja erst gehören möchte. Auch lassen die vorgegebenen Linien nicht viel Platz zum Antworten und laden damit nicht wirklich zu tiefergehenden Reflexionen ein.

Der Verfasser, der sich selbst als »praktischste[n] Praktiker« (V, 21) bezeichnet, ist nicht die einzige Stimme des Texts. Es kommen weiterhin Gelehrte und Verehrte der Geistesgeschichte in Form von Zitaten zu Wort, insbesondere Johann Wolfgang von Goethe ist beliebt. Einigen Lehrfächern sind auch Motti vorangestellt. Brechts Vorliebe für kluge Gedanken anderer Menschen war groß, er hat sogar selbst ein Zitatebuch her-

ausgegeben.⁷⁹ Sie dienen ihm als multifunktionales rhetorisches Mittel, wie aus einer Werbung für besagtes Buch hervorgeht: »Brecht's großer Zitatenschatz ermöglicht: jede Unterhaltung geistvoll zu führen, jede Erzählung vornehm zu schmücken, den Mut und die innere Festigkeit zu stählen, die Schaffensfreude und Tüchtigkeit zu erhöhen, Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, die vornehme Art des Verkehrs zu pflegen und den ganzen Lebensinhalt klärend zu vergründlichen.« Neben diesen Zitaten ›großer Männer‹, die für das Ratgebergenre typisch sind,⁸⁰ gibt es eine Besonderheit speziell dieses Ratgebers: An einigen Stellen werden Passagen zwar durch Anführungszeichen formal als Zitate gekennzeichnet – man findet für diese ›Zitate‹ jedoch keine Belegstellen, zum Beispiel: »Der geniale Mensch gelangt vielmehr durch glückliche Intuition zu seinen lebenswirtschaftlichen Ideen, als durch Reflektionen und logische Operationen.« (IV, 30) Die Vermutung liegt nahe, dass diese Sentenzen von Brecht selbst stammen und er ihnen durch eine ideelle Stimme ein gewisses Prestige verleihen wollte, damit sie vielleicht selbst einmal Teil eines Zitatenschatzes werden.⁸¹

Das *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* ist daneben, wie schon durch die Prämisse der Entwicklung einer geistigen Persönlichkeit erahntbar war, auch durchdrungen von theosophischem Denken – was nicht verwundert, wenn man weiß, dass F.A. Brecht selbst Anhänger und Lehrer der sogenannten ›Neuen Kirche‹ nach Emanuel Swedenborg (1688-1772) gewesen ist.⁸² 1924 und 1925, also kurz vor Erscheinen seiner sechsbandigen Erfolgs-Reihe, war er an der Neuauflage zweier Swedenborg-Bücher des R. Halbeck-Verlags, der auch die meisten seiner eigenen Bücher verlegte, beteiligt.⁸³ In einem Lebensrückblick, der posthum in einer schweizerischen Zeitschrift der *Neuen Kirche* abgedruckt wurde, erzählt er seine Erweckungsgeschichte. Dort beschreibt er die ›Weltkrankheit‹, die ihn in seinem ›ersten Lebensabschnitt‹ bedrückte, ›als Folge der Unwissenheit in den höchsten, mir dringendsten Lebensfragen, die mich nicht losließen‹.⁸⁴ Über den Kontakt mit einem ›Geschwisterpaar‹ konnte er Verbindungen

79 F.A. Brecht: *Großer Zitatenschatz für den Redner und Vortragenden*. Berlin: R. Halbeck 1914.

80 Vgl. 2.1: Hugo Schramm-Macdonald: *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft* (1890).

81 Das weist Ähnlichkeiten zum Aphorismus-Prinzip bei Peters auf, vgl. 4.3, S. 224.

82 Vgl. zu Emanuel Swedenborg und der Neuen Kirche Kurt Hutton: *Seher, Grübler, Enthusiasten. Das Buch der traditionellen Sekten und religiösen Sonderbewegungen*. 13. Auflage. Stuttgart 1982, 560-583. Dort heißt es auf Seite 582: »Seit 1922 gibt es eine ›Deutsche Neue Kirche‹, die heute mit winzigen Gruppen [...] besteht. [...] Die neukirchlichen Gemeinden verstehen sich nicht als die Repräsentanten der von Swedenborg angekündigten ›Neuen Kirche‹, sondern nur als Werkzeuge des Herrn bei der Errichtung dieser Kirche. Diese bildet sich dadurch, daß vom Himmel eine spirituelle Frömmigkeit in die bestehenden Religionen und Konfessionen ›einfließt‹ und sie verwandelt, bis am Ende das *Neue Jerusalem* auf Erden wie im Himmel verwirklicht ist.« Das erklärt, warum Swedenborg selbst bei Brecht nicht explizit genannt wird, seine Lehre aber wie selbstverständlich im Erfolgs-System verarbeitet ist. In späteren Texten Brechts, vor allem des ›Geistigen Rundfunk‹, wird das deutlicher.

83 Emanuel Swedenborg: *Die wahre christliche Religion. Enthält die ganze Theologie der neuen Kirche, so wie sie vom Herrn bei Daniel Kap. 7, 13, 14 und in der Offenbarung Kap. 21, 1, 2 vorhergesagt worden ist*. Mit einem Vorwort von F.A. Brecht. Berlin: R. Halbeck 1925. Emanuel Swedenborg: *Himmel und Hölle, beschrieben nach Gehörtem und Gesehenem*. Mit einem Vorwort von F.A. Brecht. Berlin: R. Halbeck 1924.

84 F.A. Brecht: Ohne Titel. In: *Neukirchenblatt* 8-9 (1974), 12.

zur Deutschen Synode der Neuen Kirche in Amerika aufbauen, die ihm »die gesamte Literatur, etwa 30 Bände«⁸⁵ zukommen ließen, und zwar gerade 1900, als Brecht in Berlin seine Redner-Akademie gründete: »Alle, bis zu den letzten und kleinsten Zeichen des ›Weltkranken‹ in mir waren mit dem ersten Blick in diese Schriften verschwunden, wie die Finsternis schwindet in der Sekunde, in der das Licht eingeschaltet wird.«⁸⁶ Mystische Vorstellungen, die auch an neugeistige Denkweisen⁸⁷ erinnern, prägen dann sein gesamtes Werk. Das *System* als Format seines Erfolgsratgebers ist dabei nur logisch: Das pantheistische Denken ist als holistisches Denken *a priori* systemisch angelegt. Alles ist kosmisch mit allem verbunden, da das geistige Wesen allgegenwärtig ist: »Wie der Körper vom Geist durchdrungen ist, so ist ebenfalls nach dem Gesetz von Stoff und Kraft die Atmosphäre und der ganze Kosmos vom Geist oder von der Kraft erfüllt.« (VI, 60) Hermetische Vorstellungen von Feinstofflichkeit spielen dabei ebenfalls eine Rolle:

Im allgemeinen wird der Lebens- und Wirtschaftsgang des Menschen nur durch die Einwirkungen der Umwelt mit ihren jeweiligen Verhältnissen und Zeitströmungen bestimmt. Denn Gleches wirkt auf Gleches, Stoff auf Stoff, die materielle Welt also auf den Körpermenschen. **Ebenso wirkt nun auch Geistiges auf Geistiges ein.** Zunächst von Mensch auf Mensch. (VI, 1)

Die pantheistische Vorstellung bedingt gleichzeitig ein philanthropisches Erfolgsethos, dem Ratgeber liegt, anders als bei anderen Ratgebern der Zeit,⁸⁸ keine sozialdarwinistische Überzeugung zugrunde:

Es ist die Voraussetzung für jeden Erfolg, menschlich zu allen Menschen stehen, menschlich mit Menschen verkehren zu können; die goldene Mittelstraße zu gehen zwischen ängstlicher Kriegerei und unbegründeter Unterwürfigkeit einerseits, wie Blasiertheit und Überhebung aus Besitz- und Standesursachen anderseits. (II, II)⁸⁹

Die im Buch *Genesis* angelegte Gottebenbildlichkeit des Menschen⁹⁰ wird bei Brecht ernst genommen, das daraus ableitbare Selbstbewusstsein ist Resonanzboden für ein erfolgreiches Leben: »Geh in dein Kämmerlein, setze dir die Krone des Menschenadels aufs Haupt, nimm das Scepter, das Zeichen der Würde und Macht, in die Hand, und mit

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Vgl. zu Neugeist 5.3. Ähnlichkeiten zwischen Brechts theosophischem Ratgeber und neugeistigen Ratgebern bestehen vor allem im pantheistischen Weltverständnis und den daraus ableitbaren Prinzipien wie Optimismus, schöpferischer Menschenkraft, Analogiedenken oder Nächstenliebe. Beide Schulen bauen dabei explizit auf christlichem Gedankengut auf.

⁸⁸ Etwa in *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück?* von Willy Eppenstein, vgl. 4.2, S. 202.

⁸⁹ Eine ähnliche Vorstellung findet sich auch bei Emil Peters in 4.3, S. 220.

⁹⁰ Vgl. Gen 1,26f: »Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.«; Gen 5,1: »Dies ist das Buch von Adams Geschlecht. Als Gott den Menschen schuf, machte er ihn nach dem Bilde Gottes.«

diesem Schmuck angetan, tritt hervor.« (V, 63) Wer solche Bilder zur Motivierung seiner Schülerschaft verwendet, für den sind auch keine pessimistischen Gedanken zulässig. Das *Positive Thinking*,⁹¹ das insbesondere auch für die Neugeist-Bewegung zentral ist, ist auch in Brechts System von großer Relevanz:

Etwaige Entschuldigungen wie, ›das bringe ich nicht fertig‹, oder Zweifel wie: ›ob ich das wohl vermag, weise ich zurück, wie ich von meinen Studierenden überhaupt niemals irgend welche selbstverneinenden Bedenken gelten lasse. [...] Nur immer bejahend sich äußern, das festigt und stählt rückwirkend die Persönlichkeit.

»Willst du im Leben vorwärts kommen und große, hochgesteckte Ziele erreichen, dann sage ich dir, heiße den Pessimismus zum Teufel fahren.« (I, 3)

Als weitere mystische Komponente tritt Analogiedenken als zentrales Erzählschema in Erscheinung. Das betrifft nicht nur das in der Selbsthilfekultur ohnehin populäre Gesetz der Anziehung, also die Vorstellung der gegenseitigen Beeinflussung von Innen- und Außenwelt:

Im alltäglichen Leben denkst du in die Welt hinein, die Gedanken stoßen auf gewisse Angriffspunkte, und diese üben rückwirkend ihre Reize auf dich aus. Du stehst so unter werktäglichen Einflüssen, und die absichtlichen Denkbewegungen kommen dadurch zu gewissen Zielen, daß sie vermöge der Assoziationen (Verbindungen) Prozesse der Reproduktion (Wiederhervorbringung) auslösen. Danach läßt sich das Gesetz formulieren: ›Ähnliche Inhalte reproduzieren denselben Inhalt.‹ [...] Das Größere muß man sich erst schaffen. (VI, 5)

Darüber hinaus werden auch weitere Ähnlichkeitsparadigmen entworfen. Die Orientierung am *Guten*, ist dabei generell anzustreben:

Grundsätzlich: Was nicht zusammenpaßt, gehört auch nicht zusammen, es brächte mit blutendem Gefühl doch zuletzt nur die Not.

Gleichgeartetes zu Gleichgeartetem sich gesellt, läßt aus der Verbindung neues Leben, neue Kräfte sich entwickeln. Es bedarf nur eines klugen, pflichtbewußten Übens darin:

»Gesund aus der Kernkraft zu empfinden mit allem Gesunden in der sittlichen Ordnung der Umwelt, und aus diesem Antrieb die Gedanken auf solche Gegenpunkte lenken, die artgleich zurückstrahlen. – Darin also fleißig Schule machen!« (I, 24f.)

Ein Ähnlichkeits-Paradigma bietet sich dazu an, über bildhafte Sprache vermittelt zu werden, die Bezug auf bestehende Systeme der Erfahrungswelt nimmt. Bei Brecht ist dafür, wie schon auf den Covers und den vorgestellten Reflexionsfragen zu erkennen ist, das Sonnensystem beliebt.⁹² Es dient der Apodiktik seiner Methode, denn es zeigt

91 Im Kapitel zu Fritz Theodor Gallerts *Erfolg-Methode* heißt es auch, dass es sich beim *Positive Thinking* um »systematisierten und forcierten Optimismus« handelt, siehe 3.1, S. 118. Oscar Schellbach befreit die Methode von ihrem esoterischen Überbau und entwickelt sie im deutschsprachigen Raum zu einem eigenen System weiter, das er ›Mentalpositivismus‹ nennt, vgl. 3.3.

92 Die Sonne spielt als Metapher auch im neugeistigen Denken eine wichtige Rolle, vgl. 5.3, S. 268.

grundlegend die außergewöhnliche Bedeutung unseres Systems [gemeint ist das Lebens- und Wirtschaftssystem Erfolg, S.W.], wodurch es sich als unfehlbar erweist:
»Nach dem Vorbild der einzige vollkommenen Organisation im Weltall!«
Da steht uns im besondern als Muster das größte und ewig gültige privilegierte Sonnensystem vor Augen. (I, 5)

Die Sonnensystem-Metapher wird in verschiedener Weise für das Brecht'sche System produktiv. Die für unsere Zeitvorstellungen relative Langsamkeit in den Bewegungen von Kosmos und anorganischer Natur wird mit der Geduld, die man bei seinem Erfolgsstreben aufbringen muss, gleichgesetzt: »**Da siehe** – im Tempo der Bewegungen der Himmelskörper gibt es ebenso wenig ein Rucken und Stoßen, ein Hasten und Stürmen, wie in den Wachstumsbewegungen der Naturgebilde, und jeder Erfolg stellt sich zur rechten Zeit ein.« (I, 29) Der Gesellschaftsorganismus wird mit den Sphären der Sonne verglichen. Je näher sich die einzelne Sphäre am Sonnenkern befindet, desto wichtiger ist sie für das eigene Selbst, den »**Sonnenkern**«:

- 1. Die Photo- oder Lichtsphäre** entspricht jener Sphäre in einer Gesellschaft, wo die Wahrheit der Anziehungspunkt ist, und das Suchen danach im Vordergrund der Unterhaltung steht, wie z.B. in der Kirche und in Gemeinschaften mit philosophischen, ethischen und religiösen Bestrebungen.
- 2. Die Chromosphäre** herrscht im Salon, wo die Ansichten und Meinungen, die Interessen und Geistesrichtungen zwar recht bunt gefärbt sind, aber Anstand und Rücksichtnahme herrschen [...].
- 3. Die Corona** füllt die öffentlichen Lokale, wo die Worte in Massen und leicht fallen wie die Sternschnuppen, und überall zwecklos und verheerend aufschlagen [...].
- 4. Der äußerste Rand der Corona** zieht sich rings herum durch die Schlemmerlokale mit ihren Insassen der Bummller und Tagediebe, durch Spelunken und Verbrecherburden mit wüsten Scenen und teuflischen Plänen im Dirnen- und Zuhältertum. (III, 51)

Lässt man sich auf die schlechten Einflüsse der »Randsphäre« ein, gilt man als »Stück der Meteoritenschwärme« oder »begnügt [...] sich damit, zeitlebens nur als Nebenplanet zu existieren« (III, 35). Menschen, die einen schlechten Einfluss auf das geistige Selbst ausüben, werden auch als »vagabondierende Menschenkometen« (I, 29) bezeichnet. In Abgrenzung dazu soll man sich an sein eigenes Sonnen-Dasein erinnern (»**Dem Sonnenmenschen ein Sonnenerfolg!**«; IV, 5). Auch die eigene körperliche Erscheinung »soll als Sonne unter Menschen leuchten« (III, 2). Das Bild des Sonnensystems ist im Text also keine geschlossene Metapher, sondern wird dynamisch so gebraucht, wie es die Argumentation gerade erfordert. Sie ist insofern weiter interessant, als sie vor dem Hintergrund der Lehre der ›Neuen Kirche‹ zu lesen ist: Swedenborg hat in *Die Erdkörper in unserem Sonnensystem, welche Planeten genannt werden, und einige Erdkörper am Fixsternhimmel, sowie ihre Bewohner, Geister und Engel* (1758) eine »Art Geographie des Geisterreichs« entworfen. Durch Gespräche mit Geistern und Engeln kam er zu der Erkenntnis, dass alle Erdkörper im Weltall von geistigen Wesen bewohnt werden, »die Menschengestalt haben und für die Dauer ihres Lebens in der materiellen Welt mit einem materiel-

len Körper bekleidet sind«.⁹³ Wenn Brecht nun die Sonne als Emanation Gottes mit dem Menschen in Verbindung bringt, attestiert er ihm schöpferische Kraft, eine Art »willensbetonte[] Selbstschöpfung«.⁹⁴ Logisch gesehen kann aber nicht jeder Mensch Sonne sein; es braucht zum Beispiel auch Planeten, die um sie kreisen. Das ist im utilitaristischen Denken Brechts aber nicht weiter schlimm, weil dennoch die Gesamtheit der Menschheit vom Erfolg Einzelner profitieren wird:

Ein Nützlichkeitssystem, welches nach den Gesetzen der Menschlichkeit und der Menschenrechte den Grundsatz aufstellt, einer größtmöglichen Anzahl von Menschen den größtmöglichen Nutzen zu verschaffen, und über sie nach dem von der Humanität getragenen Recht das höchsterreichbare Glück zu verbreiten. (III, 76)

Theoretisch zumindest steht sein Erfolgs-System »jedem zu jeder Zeit offen« (II, 5), jede*r kann Sonne werden – niemand muss.

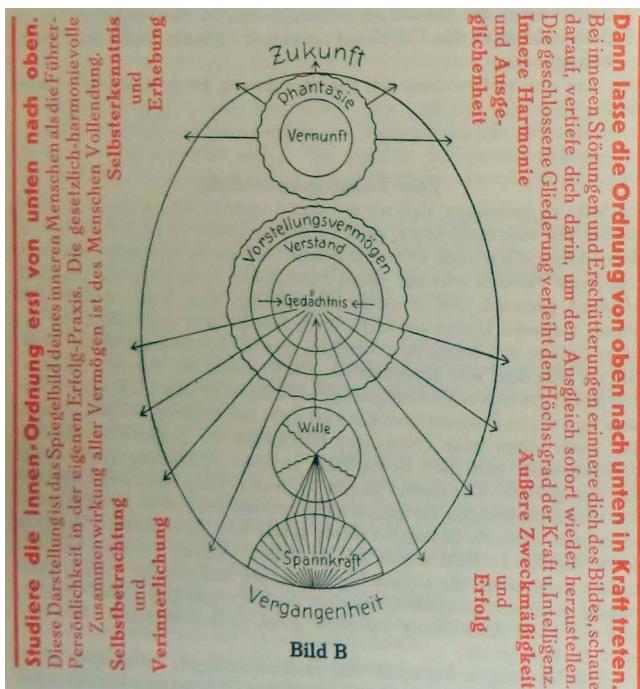
Neben Metaphern gibt es aber noch weitere Strategien, die Brecht zur Veranschaulichung seiner Texte nutzt: Bei ihm kommt das experimentelle Genre der Ratgeberliteratur im Sinne der Montage unterschiedlicher Textsorten sehr gut zur Geltung: Es gibt Bilder, Zitate, Reflexionsfragen, Merksätze, Legenden, Sprichwörter, Fallgeschichten, Reklamen, Übungen und autobiographische Passagen. Besonders relevant ist das sogenannte »Bild B«, das im zweiten Band auf der achten Seite erstmals auftaucht und fortan immer wieder, insgesamt über vierzig Mal, herangezogen wird. Es zeigt das Idealbild eines systematisch und harmonievoll gegliederten Ich-Geists. F.A. Brecht ist als Person in seinen Texten sehr präsent. Das erkennt man direkt, wenn man den ersten Band aufschlägt und eine Portraitphotographie des Autors vor Augen hat, sowie darunter sein Autogramm. Letzteres kommt einem beim Lesen noch häufiger unter: Die Einführungen der ersten drei Hauptteile sind unterzeichnet, ebenso wie einige Werbeanzeigen für seine anderen Formate. Das Autogramm dient als Legitimierungs- und Verbindlichkeitsstrategie – der Lehrmeister ist ganz persönlich für seine Schülerschaft da und steht für den Erfolg seiner Methode ein. Er scheut sich auch nicht, persönliche Anekdoten in seine Texte miteinzubringen, im Gegenteil, es ist gewissermaßen sogar konzeptuell notwendig. Über seine Biographie legitimiert er sich als ratgebende Instanz, und das hat bei ihm immer auch eine mystische Komponente. So erzählt er in Form einer Erweckungsgeschichte davon, wie es zur Niederschrift seines *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* kam:

Jahre hindurch täglich von früh bis spät und auch während der Nacht fühlte ich in mir wie ein **zweites Ich** mit dem Auftrag der Werkgestaltung. Da erlebte ich wieder etwas, und zwar so plötzlich und willkommen, daß es mich selber zur Minute in Verwunderung versetzte, obwohl ich mir klar darüber war, woher es kam, und ich es erwartet hatte. Es war wohl mehr eine tiefinnerliche Freude als Verwunderung darüber, daß es geschah, nämlich:

93 Hutten: *Seher, Grübler, Enthusiasten*, 572.

94 Stefan Senne/Alexander Hesse: *Genealogie der Selbstführung. Zur Historizität von Selbsttechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld 2019 (= Praktiken der Subjektivierung 15), 73.

Abbildung 20: Bild B bei Brecht.



Zu einer Stunde, es war am zweiten Weihnachtstag den 26. Dezember, vormittags zwischen 9-10 Uhr, da vermochte ich einem in mir gefühlten, treibenden und sprechenden »Etwas« nicht zu widerstehen:

»Setze dich, fange an zu schreiben, und betitele das Werk: Lebens- und Wirtschaftssystem Erfolg.«

Gehorsam, wie ein Kind, folgte ich dieser Anweisung, und arbeitete von nun an ohne Unterlaß Tag für Tag an diesem Werk, wobei ich fortgesetzt das Empfinden hatte, als wolle das genannte Etwas diese Folgsamkeit belohnen, indem es mich bis hierher nie verlassen hat. Die tieferen Erlebnisse will ich hier verschweigen. Nur das eine muß ich frei aussprechen:

»Die kosmischen Einwirkungen sind mir wie in hundert andern Fällen deutlich inne und zu sprechenden Erlebnissen geworden; zweifelsfrei, unantastbar und unwiderlegbar.« (VI, 14)

Der Verweis auf seine Verbalinspiration, ausgerechnet noch an Weihnachten eingegeben (auf Seite 71 im sechsten Band ist es übrigens zwischen 10 und 11 Uhr passiert), konstituiert dabei eigentlich ein Zuviel an Autorisierung: in Form einer zweiten, übernatürlichen Autorität, der man zunächst vertrauen muss, um dafür dann belohnt zu werden: **»Der Mensch empfängt auf geheimnisvolle Weise Eingaben zwecks Wegweisung zum Erfolg.« (VI, 2)** Diese Erweckungsgeschichte ähnelt interessanterweise sowohl Visionenberichten Swedenborgs selbst, als auch der Geschichte des im 19. Jahr-

hundert lebenden Jakob Lorbers, der ebenfalls Swedenborgianer war und als »Schreibknecht Gottes« einen göttlichen Schreibimpuls empfangen haben will.⁹⁵ Mit der religiösen Legitimierung, ja geradezu Transzendierung seiner Person, erhöht sich Brecht vom Ratgeber zum Propheten, der Rat wird zum Dogma. Die charismatische Eingebung legitimiert bei Brecht jedenfalls nicht nur mehr das *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg*, sondern sein gesamtes Schaffen:

Mein Verfahren ist, daß ich mich ständig in der Empfangsbereitschaft halte und darin regelmäßig Ideen empfange, welche die Bestimmung ihrer Verwirklichung als zeitgemäß, gesund und zweckmäßig zweifelsfrei in sich tragen. Meine Aufgabe besteht nur darin, sie zweckentsprechend zu verarbeiten. (VI, 71)

Diesen Modus nennt er ›Geistiger Rundfunk‹, er erinnert an Max Wardalls *Gedanken-Radio*⁹⁶ sowie das allgeistige Prinzip⁹⁷ der Neugeist-Bewegung. Der Geistige Rundfunk wird im *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* erstmals thematisiert und genießt dann ab 1933 in Lektionen monatlich das Interesse seiner Schülerschaft, dazu an späterer Stelle mehr. Von 1945 bis 1952 entstanden wohl 99 Lektionen und zwölf Bilder des Geistigen Rundfunks, diesmal explizit gekoppelt an die Neue Kirche durch Swedenborg, in der Engel und Geister als Vermittlungsorgane eine zentrale Rolle spielen.⁹⁸ Im *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* ist dem Rundfunk das letzte Lehrfach des sechsten Bandes gewidmet: »Was man nicht weiß, das eben brauchte man: Den geistigen Rundfunk«. Ankündigung und Aufforderung zur Anmeldung für das neue »Mitteilungsblatt« finden sich dort auf der letzten Seite. Im Prinzip geht es beim Rundfunk um die geistige Verbindung aller Menschen untereinander, die dann – so die Überzeugung – Einfluss auf das Selbst und die erfahrbare Welt haben kann:

Alle freien, empfangsbereiten Geister der Erfolg-Rundfunkgemeinde schwingen gleich in der Teilnahme an den Gemeinschaftsstunden der geistigen Gegenwart, und jeder erlebt mit der zunehmenden Verinnerlichung immer eindringlicher, daß der Gemeinschaftsgeist zu seinem Ichgeist, die Kraft aller zu seiner persönlichen Kraft wird.

Bitte das geistige Auge öffnen, sehen, gestalten! (VI, 68)

Er nennt auch hier eigene, alltägliche Beispiele zur Legitimierung seiner geistigen Person und Methode:

Fehlt z.B. an einigen Abenden ein Schüler, den ich am nächsten Abend anwesend sehen möchte, damit ihm ein besonders wichtiger Lehrvortrag nicht verloren gehen möchte, so kann ich mir Brief oder Postkarte ersparen. Die Ausstrahlungsschwingungen auf den Betreffenden hin bewirken mit aller Sicherheit, daß er zu dem Vortrag erscheint. Und

⁹⁵ Zu den Neuoffenbarungen Jakob Lorbers siehe Hutten: *Seher, Grübler, Enthusiasten*, 583-606.

⁹⁶ Vgl. Max Wardall: *Gedanken-Radio. Der Mensch als Gedanken-Sender und -Empfänger. Ein praktischer Weg zu Glück, Harmonie und Meisterung des Lebens*. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Ludwig Arens. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1927 (= Neugeist-Bücher 23).

⁹⁷ Vgl. 5.3, S. 260.

⁹⁸ Vgl. Hutten: *Seher, Grübler, Enthusiasten*, 563.

oftmals höre ich dann, daß sich die Menschen wie von einer unwiderstehlichen Macht angezogen fühlten. (VI, 70)

Generell ist Brecht seine Authentizität sehr wichtig. Diese stellt er auch durch seine persönlichen funktionierenden Systeme unter Beweis, etwa wenn er von seiner Ehe als »Ehewirtschaft« (VI, 37) spricht, in der Mann und Frau die jeweils auferlegte (traditionell geschlechtsstereotype) Rolle übernehmen, um so zum funktionierenden Ganzen beizutragen. Er gesteht seiner Frau in einem Jubiläums-Rundschreiben des Geistigen Rundfunks von 1940 eine bedeutende Rolle für seinen Erfolg zu: »Sie war die einzige, die in heiteren und schweren Stunden alles mit mir teilte, die mit mir kämpfte und siegte, und die daher nicht weniger Anteil an dem Aufbau unseres Lebenswerkes hat, als ich selbst.«⁹⁹

So viel steht fest: Die Einrichtung des eigenen Lebens nach dem Brecht'schen System verlangt einiges ab. Es geht dabei, wie etwa in anderen Ratgebern, weniger um eine Selbsterziehung, als vielmehr um eine vollkommene Erneuerung des Selbst. Ein fertiges *Lebens- und Wirtschaftssystem* kann nicht partiell über das eigene Leben gestülpt, es muss in Gänze übernommen werden. Das funktioniert nur auf einer *tabula rasa*: »Wo Neues entstehen soll, muß alles morsche und unbrauchbare Zeug hinweggeräumt werden.« (I, 1) Brecht provoziert seine Leserschaft immer wieder, ähnlich wie Hugo Schimmelmann in *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913), seine Fragen sind gnadenlos und wirken teilweise wie ein Verhör:

Du lebstest dauernd in Selbsttäuschungen; von einer zur andern suchtest du neue Wege, auf denen du zu gewinnen hofftest, doch immer erwiesen sie sich als Irrwege. Dein ganzes Leben war ein Irrgarten. – Oder nicht? [...]

Besaßest du das volle Maß des Selbstvertrauens? Nein, duhattest vielmehr das Vertrauen auf die Mitmenschen gesetzt; von ihnen erhofftest du, sie würden Interesse an deinem Wohlergehen haben, und in zugeneigter Mitwirkung dein Vor- und Aufwärts fördern helfen.– **Heute blicke zurück!**

Waren es nicht nur Illusionen, denen du dich hingegeben hastest? – Heraus mit der Sprache! (I, 1f.)

Neben der religiösen Legitimierung nutzt Brecht auch, ähnlich wie Gerling (vgl. 5.1, S. 235), das Weltkriagnarrativ, um aus der Krisenzeit heraus den Bedarf für sein neues System zu begründen. Die Niederlage der Deutschen im Ersten Weltkrieg – eine »bittere Seelenqual«, nun unter dem Diktat der »Zwingherren« (V, 67) zu stehen – bedingt für Brecht auch eine patriotische Notwendigkeit zur Etablierung seines Erfolgssystems:

Die Erkenntnis davon, daß damit nur unser Befreiungskampf einsetzen muß, dämmert überall. Jetzt aber kommt es darauf an, dazu die Mittel und Wege zu zeigen, und hieran mangelt es immer noch allzusehr. [...]

Daß nun unser System Erfolg dazu ein unfehlbares Mittel ist, daran zweifelt keiner, der seinen Geist erlebt und seine hebende Kraft erfahren hat. (V, 68)

99 Die Rundschreiben verkehrten nur im privaten Gebrauch der Schülerschaft. Das hier Zitierte wurde uns freundlicherweise von Dieter Steiner zur Verfügung gestellt.

Es geht in seiner »Rüstungs- und Befreiungswerkstatt« (II, 1) also auch darum, neue Nationalheld*innen auszubilden: »Du stehst davor, dich einzureihen in die Gesellschaft der mannes- und menschenwürdigen Freien, mit ihnen dich gleich zu stellen, und der Menschheit Ehre zu machen.« (II, 1) Bereits die Ouvertüre der Reihe ist voller Pathos. Ihr ist ein Zitat Tassos aus Goethes gleichnamigem Schauspiel als Motto vorangestellt:

O lehre mich, das Mögliche zu tun!
 Gewidmet sind dir alle meine Tage.
 Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich
 Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst
 Das reine Glück, das Menschen fühlen können. (I, I)

Und dann weiter:

In diesem Geist und Sinne stelle dich
F. A. Brechts Lebens- und Wirtschaftssystem Erfolg
 gegenüber.
 So hast du's endlich doch gefunden!
 Das Geheimnis des Erfolges ist gelöst. In Tat und Werk und in der ganzen Praxis wird es offenbar. (I, I)

Diese Einführung, die schließlich sogar noch mit dem biblischen »**So geschehe es**« (I, VIII) als Weissagung endet, zieht alle Register und lässt überhaupt keinen Zweifel an seinem System zu: Das Geheimnis des Erfolges ist gelöst. Er kann *nur* über Brechts Methode erlangt werden.¹⁰⁰ Brecht hat die absolute Diskurshoheit inne – das zeigt sich auch schon dadurch, dass er sich selbst gar nicht erst von anderen Ratgebern abgrenzt, sondern sie schlichtweg ignoriert: sie existieren für ihn einfach nicht. Das Offenbarwerden des Erfolgsgeheimnisses befeuert zusätzlich wieder den religiösen Impetus seiner Reihe. Das *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* ist ein göttliches Geschenk und wird so zu einer geistigen, dogmatisierten Institution, die unfehlbar ist und nach der sich die Leserschaft vollständig auszurichten hat. Seine Ausführungen zur Beständigkeit etwa vergleicht er in ihrer Wichtigkeit mit den zehn Geboten. (vgl. V, 63) Der nach Rudolf Helmstetter »kerygmatische Kern von Erfolgsprophetien« ist »Kontingenzbeherrschung«, »und zwar von innen heraus«.¹⁰¹ Wer zum System gehören will, wer erfolgreich sein will, muss sich folgerichtig bekennen und *glauben*: »Die oberste Bedingung ist allerdings, von dem Geist des Systems Erfolg überhaupt durchdrungen zu sein.« (V, I) Daneben gibt es auch noch weitere Legitimierungsstrategien: zum Beispiel über positives Leserfeedback, das jedoch über eine Wunderheilung zu berichten weiß und damit wiederum religiös gefärbt ist:

Zu meiner Freude kann ich Ihnen berichten, daß die Teilnahme meiner beiden jüngeren Geschwister an Ihrem Kursus Wunder gewirkt hat. Sie wissen doch noch von ihnen,

¹⁰⁰ Senne/Hesse nennen diese Kommunikationssituation »autoritäre[s] Weisungsmodell«. *Genealogie der Selbstführung*, 79.

¹⁰¹ Rudolf Helmstetter: »Viel Erfolg. Eine Obsession der Moderne«. In: *Merkur* 67/8 (2013), 706-719, hier 711f.

– nach dem Urteil der Ärzte unheilbare Geisteskrankheit. In der Zwischenzeit haben sie eifrig Ihre Werke studiert, und sind damit wieder freie Menschen geworden. Mein Bruder Franz hat jetzt mit dem Theologiestudium begonnen, weil er hierzu den inneren Trieb verspürte. Sein früherer Direktor und auch ein Arzt, von dem er sich beraten ließ, haben ihn bei diesem Entschluß unterstützt. So sind doch Ihre Lehren stärker gewesen als die Heilkunst, die seine Krankheit nicht heilen konnte. Ich danke Ihnen ganz besonders dafür. Weil ich von dem Erfolg des Kursus überzeugt war, darum habe ich nicht nachgelassen sie hinzuschicken. Ihnen hat der Kursus und auch Ihre sonstigen Lehren nicht nur Reden, Lebenskunst und Charakterfestigkeit, sondern auch Gesundheit gebracht. (IV, 76)

Brecht ist generell nah bei seinen Leser*innen und nimmt sie an die Hand. In der Einführung des ersten Hauptteils findet sich eine Art Anleitung, wie man an das *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* herangehen soll. Er empfiehlt, es zunächst »einmal in einem Monat« durchzuarbeiten, »indem die Lektionen der Reihe nach an den aufeinanderfolgenden Tagen zum Einsatz kommen«. Dieses einmalige Durcharbeiten reicht aber nicht aus, es bietet zunächst bloß »einen allgemeinen Einblick und Überblick«. Für die wiederholten Beschäftigungen mit seiner Reihe rät Brecht dazu, länger und tiefergehender bei den jeweiligen Lektionen zu verweilen:

Je tiefer und interessanter du eindringst, und je länger du nach diesem System dein Leben und Wirtschaften übst, dich also mit ihm verbunden hältst, umso größere Werte holst du aus den Tiefen hervor, und ohne Aufhören immer wieder neue Werte zur Bereicherung deiner Lebenswirtschaft. (I, VII)

Das Erfolgssystem scheint sich nach und nach zu verselbstständigen. Nicht nur das *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* Brechts hat institutionellen Charakter, etwa wenn es personifiziert wird und der Leserschaft selbst zuruft: »Erkenne die Gefahr, in der du schwebst« (I, IV); die gesamte Marke ›Brecht‹ ist eine Institution. Hauptinstanzen dessen sind seine Berliner Schulen,¹⁰² nämlich die dem *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* zugrundeliegende ›Reformschule für persönliche Eigenwirtschaft‹, die 1900 gegründete ›Redner-Akademie‹, die 1920 begründete ›Hochschule für Lebenskunst‹ sowie der bereits erwähnte ›Geistige Rundfunk‹, der dann ab 1933 bestand. Das Rundschreiben aus dem Jahr 1940 für die Anhänger*innen des ›Geisten Rundfunks‹ gibt weiter Aufschluss über die Formate der ›Marke Brecht‹: Die Redner-Akademie, die aus wöchentlichen Vorträgen bestand, erfuhr 1907 ebenfalls einen 6-bändigen Fernkurs und war laut Brecht sehr erfolgreich. Die ›Hochschule für Lebenskunst‹, zu der es auch eine vierbändige Reihe gibt, entstand laut ihm auf Drängen seiner Redner-Schülerschaft, sich in weiteren Bereichen bei ihm weiterbilden zu können. Im Geistigen Rundfunk schließlich sieht er selbst die ›Krönung‹ seines Lebenswerks. Seine drei Schulen folgen, natürlich, einem *System*: die Redner-Akademie assoziiert er mit dem ›natürlichen Grad‹, die Hochschule für Lebenskunst entspricht dem ›geistigen Grad‹ und der Geistige Rundfunk ist ›dem himmlischen oder seelischen Grad‹ zuzurechnen. Klimaktisch bauen die drei Schulen aufeinander auf, durchläuft man sie alle, führt das zur eigenen

¹⁰² Die verschiedenen Schulen erinnern an Schellbachs ›Schule des Erfolgs‹, vgl. 3.3, S. 142.

Transzendierung. Diese drei Stufen entsprechen den drei Stufen bei Swedenborg, nach denen sich »alles Sein und Leben [...] von Gott abwärts entfaltet hat«.¹⁰³

Neben seinen akademienahen Büchern hat Brecht noch zahlreiche weitere Werke verfasst, etwa *Lebens-Bemeisterung* (1909), *Methode zur Schulung der Phantasie* (1914), *F.A. Brechts Arbeitssystem Positiv* (um 1914) oder *Gesetze der Lebenskunst* (1916), um nur ein paar zu nennen. Sogar ein Spiel hat er entwickelt: *F.A. Brechts Rednerspiel* (um 1927); und auch eine Zeitschrift, *Brechts Monatschrift*, ist zwischen 1903 und 1938 erschienen. Die nahe-liegende Frage, warum er alles im Alleingang bewältigt hat und bei »hunderttausenden« Schüler*innen keinen Mitarbeiterstab hatte, beantwortet er im Rundschreiben folgendermaßen: »Solange ich auf Erden lebe und gesund bin, bearbeite und führe ich mein Werk allein, und möchte es immer noch weiter wachsen, so werde ich es verstehen, die entsprechenden Anordnungen so zu treffen, daß ich alles zur Zufriedenheit eines jeden meiner Schüler bewältige.« Seine Schülerschaft konnte aber wenigstens unterstützend aktiver Teil der Marke ›Brecht‹ werden: Er stellt im *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* den sogenannten ›Brecht-Bund‹ vor, eine Art Jüngerschaft: »In Berlin haben sich die Studierenden des Systems Erfolg, eine beträchtliche Anzahl von Damen und Herren, vereinigt unter dem Namen ›Brecht-Bund‹. Jede Woche findet an einem Abend eine Versammlung statt, auch Gäste haben Zutritt.« (V, 71) Darüber hinaus ist es möglich, sich als Lehrperson des Erfolgssystems ausbilden zu lassen (vgl. V, 23 u. VI, 76). Generell hat Brecht aber für jeden Leser, »der nach dem System ›Erfolg‹ seine deutsche Persönlichkeit wieder tief und verantwortungsvoll empfindet« (III, 76), einen Sendungsauftrag, und bittet um Bewerbung und Verbreitung seiner Methode.¹⁰⁴ Erfolg, auch der Erfolg einer Schriftenreihe, lebt schließlich von einem unabgeschlossenen Prozess. Deswegen sind auch kleinere Teilerfolge, mit Blick auf das Ganze, zu würdigen:

Merke: Ringst du nach Großem, so darf dir der kleinste Augenblickserfolg als Zweckmittel zum Ganzen nicht zu gering erscheinen. Mit einem hoch aufgerichteten, stattlichen Lebensgebäude verhält es sich genau wie mit einem Hause, das aus hunderttausenden von Teilen und Teilchen zusammengesetzt wird. (III, 72)

So wie die Wertschätzung der Teilerfolge sind auch regelmäßige Übungen von großer Wichtigkeit, etwa »zur Bildung und Gliederung der Persönlichkeit« (vgl. I, 20f.), zum Ausgleich der »Strahlungsschwingungen« (vgl. I, 24) oder zur Beherrschung des Geschlechtstrieb (vgl. II, 48). Um sich in das Erfolgssystem eingliedern zu können, ist die Übung derjenige Modus, der vorrangig gepflegt werden soll: »**Dazu sei dein ganzes Leben Übung nach Innen, Übung nach Außen, praktisches Üben durch und durch!**« (I, 38) Die Übungen werden durch das beständige Wiederbearbeiten des Kurses als Gewohnheiten instituiert, bis sie fest im Leben eingerichtet sind. Auch das ist eine Art Kontingenzbewältigung: Indem man sich einer Ordnungsstruktur unterwirft und deren Regeln befolgt, fokussiert man sich, das Leben wird vereinfacht und stabilisiert. Im Sinne der eigenen Transzendierung gilt es, dabei Weltliches möglichst abzustreifen. Der Mensch wird dann aus seiner anfänglichen Passivität heraus schließlich selbst

¹⁰³ Hutten: *Seher, Grübler, Enthusiasten*, 565.

¹⁰⁴ Auch die Neugeist-Bewegung arbeitet werbestrategisch mit missionarisch anmutenden Sendungsaufträgen ihrer Anhängerschaft, vgl. 5.3, S. 273.

zum aktiven *Schöpfertum berufen*: »**Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.**« (VI, II) Brechts Erfolgssystem trägt dazu das »Prometheus-Feuer der Erkenntnis« (II, 6) bei. Der Weg dorthin führt über die Annäherung an einen Idealzustand:

Die Idee. – Derselbe Mensch läßt in der Idee einen Menschen entstehen mit auffallend schönen Charaktereigenschaften und herrlichen Vorzügen, dem Rauschgenüsse nichts sind, der es versteht, die freie Zeit zu seinem wirtschaftlichen Wohl, besonders zu seiner Weiterbildung auszunutzen. Der stets adrett und anständig erscheint, der seine Berufspflichten mit Lust und Liebe pünktlich und gewissenhaft erfüllt, der ein gesundes Aussehen hat, jedem gegenüber ein freies und freundliches Wesen zur Schau trägt, und dem alle zugetan sind.

Der Erfolg. – **Dieser Mensch existiert in seiner Idee, nach der Idee steht er ihm auf Schritt und Tritt vor Augen. Er findet Gefallen an ihm, und der einwirkende Reiz fordert ihn heraus zur Nachfolge. Er schaut unablässig auf ihn, und wird damit abgelenkt von dem unwürdigen Leben, erfüllt von dem Bestreben, seine Idee an sich selber sichtbar darzustellen.** (IV, 51)

Es geht dabei explizit *nicht* um ein bloßes Nachahmen erfolgreicher Menschen, sondern es gilt, den *eigenen*, idealen Erfolgsweg zu finden – wenngleich bei dem Versuch gewisse Verhaltensweisen, die sich bewährt haben, übernommen werden können. Um »Sonnenmensch« zu werden, muss man sich aber auch über andere Subjekte erheben, Brecht arbeitet dabei – und hier unterscheidet er sich in einem zentralen Aspekt von der Neugeist-Bewegung (vgl. dazu 5.3, S. 270) – stark mit einem Führernarrativ¹⁰⁵: »Die Führer gehörten einstmals auch zu den Geführten, aus denen sie hervorgingen. Das Hauptmittel, dessen sie sich dazu bedienten, war die **Idee**.« (IV, 45) Einer Idee nachzueifern verlangt dem Menschen große Willensstärke ab, um nicht etwa in den Modus des »alten Gewohnheitsmensch[en]« zurückzufallen. Das Bearbeiten des Kursmaterials hilft dabei:

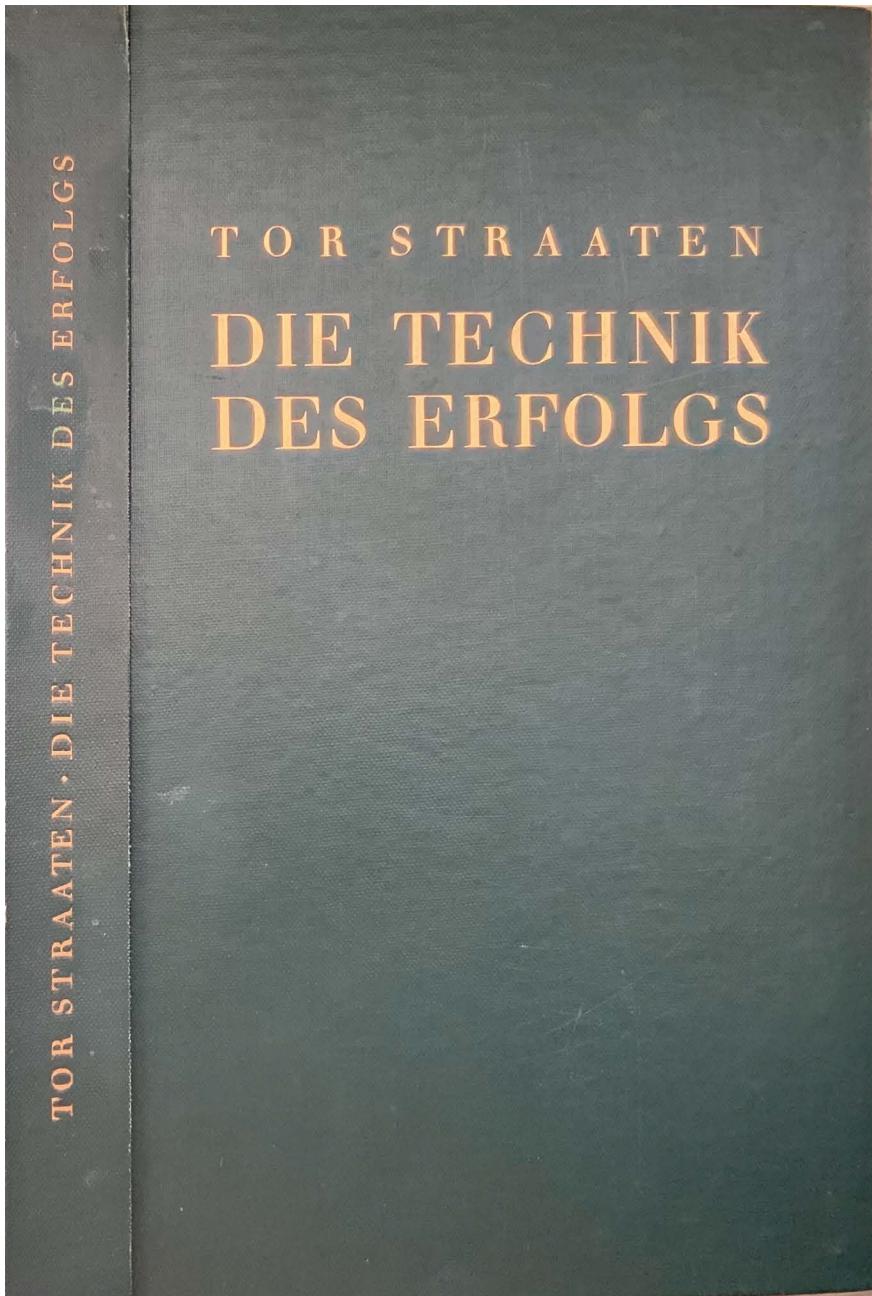
Du kannst ihn [den Gewohnheitsmenschen, S.W.] bändigen, in Fesseln legen und niederringen, wenn du diesen Lehrgegenstand so oft wiederholt durcharbeitest, bis die eindringenden Kraftwerte und Vernunftgründe so stark und übermäßig auf ihn einwirken, daß er sich widerstandslos ergibt, und die Herrschaft an den neugewordenen Eigenwirtschafter gehorsamst abtritt. (IV, 72)

Hier wird wieder deutlich: Das alte Selbst muss abgestreift werden, um Platz für das neue Selbst zu schaffen. »[D]ie Verpanzerung« der Person ist dabei »ständig wieder von neuem vorzunehmen« (VI, 18), nur durch das wiederholte Durchlaufen des Systems kann eine stetige Abhärtung garantiert werden. Auch das kann als Symptom der verschiedenen Überauthorisierungsstrategien verstanden werden, die dem Brecht'schen Erfolgsmodell in seiner Ambivalenz zwischen Mystik und System seinen Platz im Ratgeberdiskurs der Zeit sichern sollten.

¹⁰⁵ Die Neugeist-Bewegung kritisiert ein solches Führerprinzip. Auch Schellbach arbeitet mit einer (nicht politischen) Führergestalt (vgl. 3.3, S. 149).

3.5 Hans Tor Straaten [alias Broder Christiansen]: Die Technik des Erfolgs (1931)

Abbildung 21: Buchcover und -rücken.



1931 erscheint in klassisch anmutender Aufmachung mit goldgeprägten Lettern auf einem beschichteten tannengrünen Leinenbuchumschlag *Die Technik des Erfolgs*¹⁰⁶ von Hans Tor Straaten. Der Name ist ein Ratgeberpseudonym des Autors Broder Christiansen. Das ist insofern bemerkenswert, als Christiansen bis dahin für seine Ratgeberpublikationen mit dem Pseudonym Uve Jens Kruse gearbeitet und seine weiteren Publikationen unter eigenem Namen veröffentlicht hat.¹⁰⁷ Man kann nur mutmaßen, warum Christiansen noch ein zusätzliches Pseudonym gebraucht hat, das er übrigens nur einmal einsetzt. Als Brotschreiber ohne Bestseller¹⁰⁸ war er auf Eigenwerbung angewiesen, zumal seine Bücher im Felsen-Verlag im Selbstverlag erschienen.¹⁰⁹

Die Technik des Erfolgs hat zwei Teile; sie betreffen die Außen- und Innenseite der Erfolgsarbeit. Letztere umfasst alles, was »zu der inneren Vorbereitung von Erfolgen nötig ist« (18): Die »Selbsterziehung zu klaren Plänen«, die »Sicherung der Planausführung durch trainierte Willenskräfte« und drittens, für Straaten »vielleicht das wichtigste«, die Steigerung der irrationalen »inneren Triebkräfte« (18). In der ersten Hälfte des Buchs befasst sich der Autor mit positiv zu bewertenden »Gleichgewichtsstörungen durch Spannungsreize«, die von außen durch Werbemaßnahmen zugefügt werden. In einem ersten Kapitel zeigt er, welche »die empfindlichen Reizungspunkte der Menschen« sind; in einem weiteren Kapitel, welche »Reizungsmittel« (die Ware bzw. Leistung) angeboten werden sollen und in einem dritten, welche »Reizungsakte« bzw. »Verkaufsreklame« sich dazu eignen (18). Wollen wir bei einem Menschen etwas erreichen, so müssen wir »eine kitzlige Stelle seiner Seele berühren«, den »Reizungspunkt« (21). Dabei strebe der Mensch nach »Veränderung, nach Wandlung, nach Entwicklung«, insbesondere nach »Steigerung« (24f.), dem »Plus-Bedürfnis«. Da irren sogar die »besten Erfolgstechniken, die in den praktischen Methoden führend, in den Theorien aber veraltet« (27) sind. Es sei nicht das Prinzip der Lebenserhaltung, was die menschlichen Interessen leitet. Das Menschliche überlagere hier selbstständig das allgemein Animalische und zwar »derart, daß dieses fast verdeckt wird« (28). Im Gegensatz zum »schlechthin konservativen« Lebenswillen ist das Plus unendlich ausbaufähig und steigerbar. »Auf diese Möglichkeiten muß der Erfolgsmensch all seine Aufmerksamkeit konzentrieren, jede neue Möglichkeit von Lebenssteigerung kann ihm Sprungbrett werden zu ungewohnten Erfolgen.« Es kommt also darauf an, dass »aktuelle Plus« (29) zu ermitteln. Dieses Bedürfnis muss in Übereinstimmung mit den »Veränderungen des

106 Hans Tor Straaten: *Die Technik des Erfolgs*. München: Felsen-Verlag 1931. Künftig zitiert im Text.

107 Sein Buch *Die Redeschule* erscheint unter den Namen Broder Christiansen und Uve Jens Kruse (Buchenbach in Baden: Felsen Verlag 1920).

108 Für Einsicht der Honorarabrechnungen vgl. Reinold Schmücker: »Kunst ist wie Sprache und Kunst ist nicht wie Sprache. Versuch über eine kunstphilosophische These.« In: Nikolai Plotnikov (Hg.): *Kunst als Sprache Sprachen der Kunst. Russische Ästhetik und Kunstdtheorie der 1920er Jahre in der europäischen Diskussion*. Hamburg 2014 (= Sonderheft 12 der Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunswissenschaft), 32, Fn. 9.

109 Der Felsen-Verlag ist auch bekannt für die kulturkritische Fake-Veröffentlichung *Der Papalagi. Die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tiavea* (Buchenbach-Baden 1920) von Erich Scheurmann. Vgl. Reinhard Würffel: *Lexikon deutscher Verlage von A bis Z. 1071 Verlage und Verlagssignete vom Anfang der Buchdruckerkunst bis 1945. Adressen – Daten – Fakten – Namen*. Berlin 2000, 232.

Zeitgeistes« (29) befriedigt werden. Christiansen benutzt den Namen Straaten in Übereinstimmung mit der im Buch propagierten »[ä]ußere[n] Erfolgstechnik« der Selbstvermarktung (19ff.), um eine neue Leserschaft zu erobern.

Im Teil über die äußereren Erfolgstechniken erklärt der Autor nicht nur, dass man mit den Erfolgstechniken beim »aktuellen Plus« ansetzen müsse; Straaten hat selbst den Anspruch, das Buch für die nächste Generation zu liefern. Dies fordert eine neue Werbesprache, die sich den angesprochenen Personen anpasst:

Die heute zu Ende gehende Halbgeneration, deren Lebensgefühl durch das Schlagwort »Neue Sachlichkeit« ausgedrückt wird, fordert für die Werbung den Ton des keep smiling: betont wird dabei der Lebensgenuss, der Schein der Glätte, der Schein der Mühelosigkeit, der Schein der Vollkommenheit, die technische Macht, der Schein der Unerschütterlichkeit. Die heute anhebende neue Generationsstimmung aber findet jenen Ton unerträglich leer; sie verlangt darum in der Werbung eine andere Grundhaltung: sie will vor allem den Ton des Drängenden, Fortreißenden, Stürmenden, nicht mehr die unberührte Glätte. Sie empfindet die Puppengesichter, mit denen die Neue Sachlichkeit ihre Reklame bebilderte, als allzu hohl: sie will erfülltere Gesichter: strenge Züge, denen man inneren Drang, Ergriffenheit, Getriebenheit ansieht. (86f.)

Hier bewirbt Broder Christiansen – nicht zum ersten Mal übrigens – sich selbst, indem er auf das Büchlein *Das Gesicht unserer Zeit* (1930) unter eigenem Namen verweist. Darin sei versucht worden, die »innere Gesetzlichkeit in der Abfolge« der »Stilwandlungen«, »die man intuitiv sehr deutlich spürt, auf klare Begriffe zu bringen« (30). Um die Sache noch drängender klingen zu lassen, betont Straaten alias Christiansen noch, dass »die Völker« von den Stilwandlungen »verschieden stark ergriffen« werden. »Deutschland erlebt sie besonders intensiv, vielleicht darum, weil es immer noch nicht seine feste eigene Form gefunden hat«. (30) Sprachlich scheint Christiansen/Straaten in seinem Buch der ingenieurhaften Formelsprache »seines Nachbar[n], Freund[es] und Konkurrent[en]«, des Philosophen Rudolf Carnap, nachzueifern, indem er sie »auf alles und jedes anwandte, indem er also begann, Erscheinungen zu systematisieren und von den so gewonnenen Abstraktionen zu behaupten, er habe in ihnen die Identität eines Gegenstands gewonnen«.¹¹⁰ So unterscheidet er zwischen einem »vorgestrigen« »V-Stil«, einem »gestrigen« »G-Stil«, einem »heutigen« »H-Stil« und einem »morgigen Stil (M)«.¹¹¹ Durch die Verwendung eines Spezialvokabulars, mit erfundenen Begriffen wie »Spannungskette« (16), »Reizungspunkte« (21) oder »Plus-Bedürfnis«, möchte er die Nähe zu einer institutionalisierten wissenschaftlichen Beschreibungspraxis suggerieren. Mit diesen Strategien versucht er sein Buch aus dem Haufen der Erfolgsratgeberliteratur hervorzuheben. Darüber hinaus benutzt er den Namen Christiansen nicht nur als

¹¹⁰ Thomas Steinfeld: *ICH WILL, ICH KANN. Moderne und Selbstoptimierung*. Konstanz 2016, 85. Es handelt sich hier um eine Publikation über Broder Christiansen.

¹¹¹ Broder Christiansen: *Das Gesicht unserer Zeit*. Buchbach in Baden: Felsen-Verlag 1930, 7, 9.

product placement, sondern platziert gezielt sein Buch in die Nähe einer soziologischen Futurologie.

Neben dem *Gesicht unserer Zeit* bewirbt er, übrigens wieder ohne auf seine Autor-schaft hinzuweisen, weiter noch Uwe Jens Kruses Buch *Ich will! – Ich kann! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit* (1925) für das Optimieren des inneren »Werkzeug[es] des stahlhartem, stahlgeschmeidigen Willens« (18) (vgl. 1.5.2, S. 46). Im Paratext am Ende macht er darüber hinaus direkt Werbung für die beiden Bücher. Und als Teaser am Ende des Ratgebers gibt es ein kleines Zusatzkapitel über den effektiven Gebrauch der mündlichen und schriftlichen Sprache, direkt gefolgt von einer Werbeanzeige für seinen Fernschreibkurs *Deutsches Prosaseminar*, wohl ein Ableger seiner Veröffentlichung *Die Kunst des Schreibens. Eine Prosa-Schule* (1918). Es folgt noch eine Anzeige für das *Institut für wissenschaftliche Graphologie*, das er zusammen mit seiner Lebensgefährtin Elisabeth Carnap, der Frau des Philosophen Rudolf Carnap, leitet. Von den beiden erschien auch die *Neue Grundlegung der Graphologie* (1933) und das *Lehrbuch der Handschriftendeutung* (1947). Damit sind die vier Standbeine von Christiansens Optimierungsunternehmen im Buch vertreten: Die Optimierung des Einzelnen und der Sprache; die Optimierung des Ichs auf Basis der Handschriftendeutung und schließlich die Möglichkeit zur Optimierung des Stils durch die Analyse des Zeitgeistes.

Das Buch geriert sich nicht nur als Ratgeber auf der Höhe des Weltzustands, sondern auch als Metaratgeber, der zugleich eine Gesamtdarstellung der bestehenden Erfolgswissenschaft offeriert. Es repräsentiere den letzten Entwicklungsschritt in der Genealogie einer Wissenschaft des Erfolgs. Da es sich um eine exakte Wissenschaft handle, sei das Wort *Technik* im Titel gerechtfertigt. Diese Einordnungsstrategie beschränkt sich nicht auf werbendes *Storytelling*. Die Nähe zu Leuten wie Carnap weist schon darauf hin, dass Christiansen eine exemplarische Figur dafür ist, dass die Übergänge zwischen Ratgeberliteratur, praktischer Philosophie und Soziologie sich zu dieser Zeit als fließend darstellen.¹¹² Christiansen hat zum Beispiel auch im Bereich der Philosophischen Ästhetik veröffentlicht, und das nicht ohne Erfolg. Die von Christiansen in seiner *Philosophie der Kunst* entwickelten Begriffe wie *Differenzqualität* oder *Dominante* entwickelten eine besondere Form von Produktivität, nachdem russische Formalisten wie Viktor Sklovskij, Juri Tynjanow oder Roman Jakobson sie für sich entdeckten.¹¹³

¹¹² Auch in Ludwig Lewins im Eigenbrödler-Verlag üppig herausgegebenen dreibändigen Sammlung *Der erfolgreiche Mensch* (Berlin/Zürich 1928) gibt es dieses Zusammenspiel von Ratgebertexten und längeren, eher wissenschaftlichen Abhandlungen. Der bekannte Publizist und Leiter der Lessing-Hochschule Lewin wollte in dem Projekt das abendländische »Wissen vom Körper, Geist und Seele« mit »der amerikanischen Methodik, mit effizienten Techniken eines zielorientierten Lebens« zusammenbringen. (Vgl. Heiko Stoff: »Der erfolgreiche Mensch. Ludwig Lewins transatlantisches Projekt, 1928«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900–1940*. Berlin 2015, 135–159, hier 136.) Dazu hat er neben Beiträgen von bekannten Ratgeberautoren wie Gustav Großmann auch Beiträge mit neuen Erkenntnissen aus dem Bereich der Lebenswissenschaften von anerkannten Figuren wie Johannes Plesch oder Albert Moll herangezogen oder aus dem Bereich der Erziehungswissenschaften von Eugen Matthias.

¹¹³ Vgl. Horst-Jürgen Gerigk: »Zur internationalen Bedeutung Broder Christiansens in der Literaturwissenschaft«. In: Andreas Thomsen (Hg.): *Wer war Dr. Broder Christiansen. Leben und Wirken eines deutschen Philosophen. Ein Dorf ehrt und entdeckt seinen vergessenen Sohn*. Neukirchen 2008, 48–63. Vgl. auch: Reinold Schmücker: »Kunst ist wie Sprache und Kunst ist nicht wie Sprache. Versuch über eine

Ein Nervenleiden hält Christiansen kurz vor der Habilitation davon ab, seine akademische Karriere weiter zu verfolgen, die 1902 vielversprechend mit einer erkenntnistheoretischen Promotion über *Das Urteil bei Descartes* bei Heinrich Rickert in Freiburg i.Br. angefangen hatte. Danach zieht er sich zurück und lebt als freier Autor in einer Siedlung im Schwarzwald, zugehörig zu Buchenbach. Die Wissenschaft lässt Christiansen/Straaten aber nicht los. In seiner *Redeschule* bewirbt er seine »Erfolgslehre« als Buch, das »zunächst die Resultate der bisherigen Erfolgsforschung von Prof. Marbe, Casson, Dr. Großmann¹¹⁴ und Schellbach« umfasst; »aber sie dringt in die Geheimnisse des Erfolgs noch tiefer ein«.¹¹⁵ Die Logik dieser Story steigert Straaten im Kapitel mit dem ungewöhnlich langen Titel »Erfolgstheorie ist heute bereits eine sicher vorwärts schreitende Wissenschaft« (6) noch. Hier setzt er mit einer Geschichte über Professor Hugo Münsterberg ein, der »wohl als erster, wenigstens als der wichtigste unter den ersten in einem Universitäts-Laboratorium Erfolgs-Psychologie getrieben« (6) habe. Der Professortitel darf ebenso wenig unerwähnt bleiben wie der Wechsel Münsterbergs von Freiburg i.Br. »an d[ie] Harvard-Universität U.S.A.«. Nachdem er das Prestige einer amerikanischen Elite-Universität in Anspruch genommen hat, nennt er die Koryphäen, die »in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte« in der deutschen Universitätslandschaft bewirkt haben: »Professor Marbe an der Universität Würzburg, Professor Seyffert an der Universität Köln, Professor Moede am Institut für wissenschaftliche Psychologie in Berlin« und »Dr. Lysinski an der Handelshochschule in Mannheim«. Danach folgen »die mehr praktisch orientierten Forscher«; »aus ihrer langen Reihe« hebt er dann neben den oben erwähnten Großmann und Schellbach noch Iversen-Füssen, Dr. Kurt Kaufmann und Uve Jens Kruse (also schließlich sich selbst) hervor: »[S]ie sind dem wirklichen Leben etwas näher, sie scheinen im Allgemeinen das Wesentliche besser zu treffen als die bloß wissenschaftlichen Theoretiker.« Straaten präsentiert seinen Ratgeber als logischen nächsten Schritt auf der Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis und Genreklassiker. Der Autor inszeniert sich hier als professioneller Leser, der im Namen des Fortschritts des bereits institutionalisierten Erfolgswissens sprechen darf. Er hat

kunstphilosophische These«. In: Nikolaj Plotnikov (Hg.): *Kunst als Sprache Sprachen der Kunst. Russische Ästhetik und Kunstdtheorie der 1920er Jahre in der europäischen Diskussion*. Hamburg 2014 (= Sonderheft 12 der Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunsthistorik), 31-45. Man kann nicht sagen, dass die russischen Formalisten Christiansens Begriffe übernommen haben; dafür waren sie zu sehr vom geistesgeschichtlichen Paradigma entfernt, vielmehr lösten sie die Begriffe als »traveling concepts« im Sinne von Mieke Bal aus dem Ursprungskontext und übersetzten sie als *Miniaturttheorien* selektiv für die eigene Disziplin. (Vgl. Mieke Bal: *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*. Toronto 2002, 22f.) Jakobson widmet Christiansen Formel von der Dominante »Mitte der dreißiger Jahre einen ganzen Aufsatz, ohne darin auf seine Quelle zu verweisen, vielleicht weil solche Formeln nach zwanzig Jahren in den Kreisen der Formalisten Gemeingut geworden waren.« (Steinfeld: *ICH WILL, ICH KANN*, 35.) Die interdisziplinäre Verwendung von Christiansens Konzepten im russischen Formalismus führte nicht nur zu einer Übersetzung von Christiansens Ästhetik 1911 ins Russische, sondern auch zu einem Reprint 2002 bei Elibron Classics, New York.

¹¹⁴ Die Nähe zu Gustav Großmann gab es nicht nur inhaltlich: Christiansen war »für eine gewisse Zeit in den dreißiger Jahren« nicht nur Kollege, sondern »wohl auch Partner Broder Christiansens«. (Steinfeld: *ICH WILL, ICH KANN*, 40.)

¹¹⁵ Broder Christiansen/Uve Jens Kruse: *Die Redeschule*. 3. Auflage. Buchenbach in Baden: Felsen-Verlag 1920, 214.

nämlich seine Hausaufgaben gemacht, genau im Sinne der »Technik des Lesens«, wie sie Kurt Kauffmann und Uve Jens Kruse im Buch *Der Kopfarbeiter* 1922 empfehlen:

Nur die Klassiker können Ihrem Wissen einen festen Grund geben. Und erst, wenn man die klassischen Hauptwerke seines Arbeitsgebietes durchgearbeitet hat, erst dann hat man Nutzen von guten Fachzeitschriften. Dann freilich bedeutet deren Lektüre eine große Arbeitserleichterung; denn bei gründlicher Vertrautheit mit einem Gebiet braucht man von den neuesten Werken die meisten nicht selbst zu lesen, sondern es genügt, zwei verschiedene Berichte in Fachzeitschriften durchzusehen, um auf Grund seines Fachwissens über ihren Wert und ihre Tragweite urteilen zu können. Der »Moderne« dagegen hat nie eine Übersicht, was lesenswert oder nicht lesenswert sei; so ist er gezwungen von einer Neuerscheinung zur andern zu hasten.¹¹⁶

Nicht so in Straatens Welt: Sein Buch kann dem Abgleich mit den klassischen Hauptwerken standhalten. Die gute Nachricht ist nämlich: »E r f o l g i s t l e h r b a r.« (6) Mittels Anwendung besserer Methodik ist Erfolg steigerbar. Nicht nur Fleiß und Instinkt, sondern auch Berechnung und Schulung seien für das Vorankommen entscheidend (vgl. 6f.), und da kommt Straatens Buch als neueste Entwicklung ins Spiel. Mit diesem Einstieg folgt Straaten der Werbelogik, die er später in der Abteilung »Äußere Erfolgstechnik. III. Die Reizungsakte« propagiert. Im ersten Kapitel betont er, dass die Werbung dazu da ist, eine »Vorlust der guten Gabe« zu wecken und »dazu gehört, daß sie selbst eine positive Stimmung hat. Sie soll die Phantasie des Umworbenen anregen mit Bildern und Worten wohliger Stimmung. [...] Alles also, was die positive Stimmung des Umworbenen belebt, aktiviert ihn« (55f.).

Zu diesem Zweck benutzt Christiansen/Straaten für das eigene Produkt die Technik des *Storytelling avant la lettre*. Bei der narrativen Etablierung der neuen Marke Straaten platziert er die Storyinhalte einerseits innerhalb eines erwartbaren konservativen Erzählschemas des Ratgeberkosmos, »Desillusion – Passage – Illusion«¹¹⁷, das dann andererseits die Basis für eine, ebenfalls für den Leser erwartbare, inhaltlich überraschende Geschichte der Veränderbarkeit darstellt: »Die Erzählung zeugt gegenüber der konservativen Anlage des Menschen von der Notwendigkeit des kontinuierlichen Wandels als ältestem Gesetz der Geschichte (so wie alle zivilisatorischen Errungenschaften seit jeher von Erzählungen begleitet wurden).«¹¹⁸ Die Kraft des »narrativen Management[s]«¹¹⁹ besteht darin, Komplexität stark reduzieren zu können. Für Straaten ist das die Forderung für »den neuen und heutigen Prosastil« (181). Man sollte »das Komplizierte so einfach sagen, daß Universitätsprofessor und Portierfrau es gleich gut verstehen. [...] Man soll das Bedeutende so sagen, daß es einfach klingt, nicht aber eine Banalität so

¹¹⁶ Kurt Kauffmann/Uve Jens Kruse: *Der Kopfarbeiter*. Buchbach in Baden: Felsen-Verlag 1922, 49. Auf Englisch erschienen in der Übersetzung von Frederick H. Burgess und Herbert N. Casson als *The Brain-Workers' Handbook (The Efficiency Magazine)*, London um 1928). Angeblich handelt es sich bei Dr. Kurt Kauffmann um »the ablest advertising man in Germany. It was he who brought the Leipzig Fair to the notice of 80 countries.« (Herbert N. Casson im Vorwort zur englischen Ausgabe des *Kopfarbeiters*.)

¹¹⁷ Philipp Schönthaler: *Portrait des Managers als junger Autor. Zum Verhältnis von Wirtschaft und Literatur. Eine Handreichung*. Berlin 2016, 14 von 138 (digitale Ausgabe).

¹¹⁸ Ebd., 17 von 138.

¹¹⁹ Ebd., 27 von 138.

aufbauschen, daß sie Bedeutendes vortäuscht.« Die Kraft des schlichten, konzentrierten Stils könne man meisterhaft an »Fabeln von Lessing, an Sprüchen von Goethe, Lichtenberg, Schopenhauer, an Landschaftsbildern von Adalbert Stifter, an Anekdoten von Wilhelm Schäfer« beobachten.

Storytelling ist in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts innerhalb der betriebswirtschaftlichen Managementliteratur zum ersten Mal mit wissenschaftlichem Anspruch untersucht worden.¹²⁰ Diese Literatur hält Storytelling als Transformations-Leitmedium für unabdingbar. Als Erzähltechnik wird es auch in der Lebensratgeberliteratur, die Veränderungen aller Art verkaufen will, stark eingesetzt.¹²¹ Straaten macht zunächst auf Basis einer soziologischen Erzählung klar, warum die bisherigen Erfolgsratgeber nicht mehr für die Zukunft gerüstet sind (Desillusion). Dann erzählt er von den positiven Entwicklungen in der Wissenschaft des Erfolgs (Passage) und inszeniert seinen Ratgeber als notwendigen nächsten Schritt innerhalb dieser Entwicklung (Illusion). Die Kraft dieser Erzählweise speist sich zweifellos »aus der sozialen Wirkmächtigkeit der ökonomischen Sphäre«; deren Begrenztheit »kommt dagegen in der Redundanz einer Rhetorik zum Ausdruck, die in Werbespots, Firmenbiographien und Ratgebern mit ihrer Verpflichtung auf Positivität und Pragmatismus allzu offensichtlich ist.«¹²²

Das Werben für das eigene Schaffen im Buch scheint aufgegangen zu sein. 1938 wird Christiansens Felsen-Verlag vom etablierten Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig übernommen.¹²³ In etwas umgearbeiteter Form erscheint *Die Technik des Erfolgs* 1941 in auffällig moderner Aufmachung als *Wege zum Erfolg* und diesmal unter dem Namen Bruder Christiansen in Leipzig.¹²⁴ Die Titeländerung mit *Wege* im Plural unterstreicht noch einmal den Anspruch des Buchs, die allgemeingültige Synthese des Erfolgsdenkens zu entfalten. Der neue Titel setzt sich ab von der Reihe zeitgenössisch vergleichbarer Titel wie *Erfolg-Methode* (1919) von Fritz Theodor Gallert (vgl. 3.1), *Sich selbst rationalisieren* (1927) von Gustav Großmann (vgl. 3.2) oder *Mein Erfolgs-System* (1928) von Oscar Schellbach (vgl. 3.3), die alle Erfolg als lernbare *Technik* in den Vordergrund stellen. Auffällig ist auch, dass in *Wege zum Erfolg* zwar noch auf Großmann verwiesen wird; die genealogische Einordnung von Christiansens Denken in die Wissenschaft vom Erfolg entfällt aber. Und jetzt taucht auch Hitlers Kriegsführung unter den kanonischen Beispielen

¹²⁰ Vgl. ebd., 19 von 138.

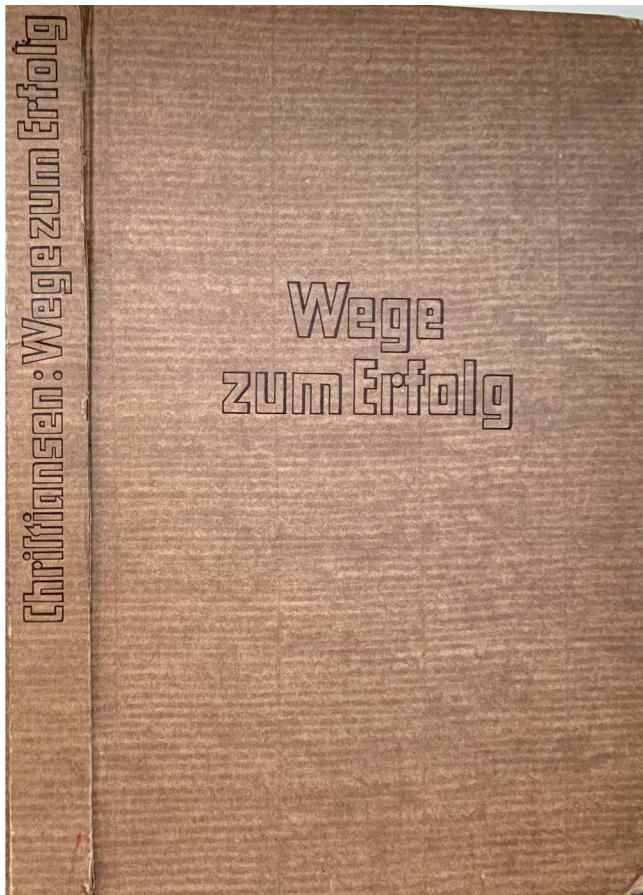
¹²¹ Vgl. ebd., 27 von 138. Für das Verhältnis von Erzählen und Veränderlichkeit, vgl. auch: Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012, 22.

¹²² Schönthaler: *Porträt des Managers als junger Autor*, 88 von 138.

¹²³ Würffel: *Lexikon deutscher Verlage von A bis Z*, 228.

¹²⁴ Das ist bemerkenswert, wenn man weiß, dass in diesem Jahr »bedingt durch die Papierkontingentierung« nur 11 neue Titel in der Universal-Bibliothek des gleichen Verlags erscheinen. (Frank R. Max: *Der Reclam Verlag. Eine kurze Chronik*. Stuttgart 2003, 49). Vorher schon erscheinen Neu-Editionen wie Kruses *Ich will! Ich kann! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit* (1939) und Christiansens *Kleine Prosa-Schule* (1940) in der gleichen Aufmachung bei Reclam. Als Autor der Universal-Bibliothek wird Christiansen bis in die 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei dem Verlag verlegt.

Abbildung 22: Broder Christiansen: *Wege zum Erfolg*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam Jun. 1941.



für aktive in Gegensatz zu reaktiven Erfolgsstrategien auf.¹²⁵ Auffällig ist weiter, dass Christiansen die Reihenfolge der zwei Hauptteile im Buch verkehrt. Die inneren Erfolgstechniken kommen jetzt an erster Stelle. Das ist auch das, was wir als Leser heutzutage erwarten würden. Es ist das, was wir heutzutage unter Selbstoptimierung verstehen.

Wenn Straaten in *Die Technik des Erfolgs* bei den inneren Erfolgstechniken die »Mittel der Selbstbeschwingung« bespricht, sagt er zunächst, was man auf Dauer vermeiden soll:

Man soll nicht durch Schauspielerei vor sich selber, sozusagen von den Gesten und Mienen aus, in eine Stimmung hineinleben wollen, die man nicht wirklich hat und haben kann. Wir wissen wohl, daß gerade diese Mittel heute lebhaft empfohlen werden; auch geben wir zu, daß sie gelegentlich für einen kurzen Augenblick nützlich sein können;

¹²⁵ Broder Christiansen: *Wege zum Erfolg*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam Jun. 1941, 13.

aber für die Dauer und in Wiederholung werden sie gefährlich. Denn es ist Selbstbetrug und untergräbt die innere Redlichkeit. Wer da nicht widersteht, kommt auf eine schiefe Ebene. (154)

Worauf Straaten hinaus will, hat er schon vorher im Kapitel zur rationalen inneren Erfolgstechnik der Willenssteigerung konkretisiert. Es handelt sich um die zeitgenössisch oft gewitterte Gefahr einer Fälschung des eigenen Selbstbilds nach dem Modell von *Erfolgsstories*. Dabei wettert er gegen die Erfolgstechnik der Autosuggestion, der Uve Jens Kruses Ansatz zur Steigerung des »Wille[ns] zum Selbstgehorsam« bzw. »Machwollens« (125), den er in dem Kapitel exklusiv empfiehlt, entgegensteht. Bei der Autosuggestion handelt es sich um eine in nervenmedizinisch- (vgl. Kap. 4) und neugeistorientierten (vgl. 5.2) Erfolgsratgebern durchaus populäre Methode einer therapeutischen Selbstbehandlung, um der Zerstreuung der Gedanken entgegenzuwirken, die um 1900 im Zusammenhang mit dem Krankheitskonzept der Neurasthenie entwickelt wurde. Bei dieser handelt es sich um eine nervöse Störung, die, wie man damals annahm, durch die beschleunigten Lebensverhältnisse der modernen Gesellschaft begünstigt wurde und zum Signum der Zeit aufsteigt (vgl. Kap. 4, S. 185). Straaten hält jedoch nichts von dem Therapiekonzept:

Man halte sich dieses deutlich vor Augen: alle, die wirklich etwas leisten und Erfolg haben, sind Männer starken Willens, niemals aber sind es solche, die sich à la Coué eingelullt haben, es gelinge ihnen täglich besser und besser. Vielleicht haben sie nicht bewußt Willensübung getrieben, aber das Leben hat sie in harte Schule genommen. Die Einlullungen à la Coué sind immer Erschleichungen: und Erschleichungen können wohl vorübergehend ein wenig nützen, aber nach einiger Zeit schlagen sie ins Gegen teil um. Denn sie erhalten im Grunde eine Unredlichkeit gegen sich selbst. Man redet sich etwas ein, statt sich zu überzeugen; man tut vor sich, als glaube man etwas, aber in Wahrheit glaubt man es nicht, und einmal bricht der Unglaube verheerend durch. Für den Verkehr des Menschen mit sich selbst gilt die gleiche Regel wie für den Verkehr mit anderen: man soll nicht überreden, sondern überzeugen. Man soll sich nicht eine Scheintückigkeit einreden, sondern sich durch ein System klug erdachter Übungen eine wahre Willenstückigkeit überzeugend erwerben. Man könnte sogar behaupten, daß alle Selbsteinredungen und Erschleichungen schädlicher sind als Lügen gegen andere: sie zersetzen den Kern des Charakters. (129)

Straaten warnt davor, auf die trügerische ›Eigenwerbung‹ in Sachen Erfolg hereinzufallen¹²⁶ und sie für eine zielführende Technik der *Selbstformung* (vgl. 1.5.2, S. 47) zu halten. Damit argumentiert er auf der Höhe der zeitgenössischen sozialpsychologischen Erfolgsforschung.

Im vierten Kapitel seines Essays *Kritik des Erfolges* von 1930 beschäftigt sich der Sozialpsychologe und Wegbereiter der Attributionsforschung Gustav Ichheiser mit den

¹²⁶ Ähnliche Vorbehalte hat auch Gustav Großmann, vgl. 3.2, S. 134, Fn. 34. Neugeistige Autosuggestionsratgeber, wie Philipp Müh, hingegen sehen keinen Widerspruch zwischen Einbildungskraft und Wille. Vgl. 5.2, S. 252.

selbstverschleiernden Mechanismen der Erfolgsorientierung.¹²⁷ Mit der Illusionierung eines erfolgreichen Ichs arbeiten Erfolgsratgeber daran mit, das Selbst auf die massenmedialen Wahrnehmungsweisen um 1930 einzustellen, wo die berufliche Selbstvermarktung erstmals in frappante Nähe zur filmischen Schauspielkunst und zur Warenästhetik der Reklame gerät. Insofern reagieren Erfolgsratgeber nicht nur auf die Erfordernisse der modernen Massenkommunikation, sie formieren auch, indem sie das Selbst von defizitären Gefühlen der Erfolgslosigkeit, des Unglücklichseins und der nervösen Zerrüttung zu befreien vorgeben, ein ökonomisches Subjekt, das den sich neu formierenden Marktansprüchen der Angestelltenkultur gerecht wird.

Im Sinne seines Kollegen Karl Mannheim (vgl. 2.2, S. 87, Fn. 102) hinterfragt Ichheiser dieses Massenphänomen der sozialen Bewertung und die aus seiner Sicht verlogene Art und Weise, wie Lebensglück und Erfolg zwingend in einem Attributionsnarrativ miteinander verknüpft werden: Erfolg soll Glück nach außen hin legitimieren. Hier bezieht sich Ichheiser auf folgendes Zitat von Max Weber: »Der Glückliche begnügt sich selten mit der Tatsache des Besitzes seines Glückes. Er hat darüber hinaus das Bedürfnis: auch noch ein Recht darauf zu haben. Er will überzeugt sein, daß er es auch verdiente; vor allem: im Vergleich mit andern verdiente. Und er will also auch glauben dürfen: daß den minder Glücklichen durch den Nichtbesitz des gleichen Glückes ebenfalls nur geschehe, was ihnen zukommt. Das Glück will ‚legitim‘ sein.«¹²⁸ Nicht die politische Macht oder die wirtschaftliche Vorzugsstellung ist der ausschlaggebende Grund, warum die Menschen nach Erfolg streben. Ichheiser meint, »wir erstreben [den Erfolg], weil sich die Bewertung unserer Persönlichkeit durch die menschliche Umwelt vom sozialen Erfolg abhängig erweist; und von dieser Umweltbewertung hängt zuletzt auch unser Selbstwertbewußtsein ab« (38). Das eigene Glück muss sich am *Pursuit of Happiness* »großer Vorbilder« (vgl. Kap. 2) messen lassen, deren Lebenserfolg außer Frage steht. Ichheiser sieht hier die Gefahr, dass wir, um unseren sozialen Wert zu begründen, »gerade jene werthaften Eigenschaften der Persönlichkeit in unserem Verhalten verletzen müssen, die scheinbar dem Erfolg, als seine Träger, zugrunde liegen. Wollen wir als anständig gelten und als leistungstüchtig, dann müssen wir unanständig sein und erfolgsgeschäftig« (45). Die *Erfolgsstory* wird nach Ichheiser wichtiger als die eigentliche Leistung. Bei der Beurteilung von Menschen durch andere Menschen würden Leistungen anerkannt, die eigentlich keine Leistungen sind, sondern nur den Anschein von solchen erwecken. Menschen mit sozialem Erfolg, denen also eine Leistungstüchtigkeit zugesprochen wird, die sie faktisch nicht erbringen, genießen alle gesellschaftlichen Vorteile anerkannter Leistung. In Wirklichkeit beurteile die Masse dabei das Vermögen des Handelnden, Leistungstüchtigkeit außenwirksam zu inszenieren.

127 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf: Horst Gruner/Wim Peeters: »Glück durch Erfolg. Über die narrative Verfasstheit von Glück in der modernen Ratgeberliteratur (1900–1933)«. In: Sylvie Le Moël/Elisabeth Rothmund (Hg.): *Theoretische und fiktionale Glückskonzepte im deutschen Sprachraum*. Berlin 2018, 263–280, hier 271–274.

128 Max Weber: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Einleitung« [1916]. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssociologie I*. Tübingen 1989, 237–275, hier 242. Zit. nach Gustav Ichheiser: *Kritik des Erfolges. Eine soziologische Untersuchung* [1930]. O.O.: Rotdruck 1970, 45.

Während Ichheiser stellvertretend für die zeitgenössische Erfolgssoziologie das illusionäre Selbstverhältnis in der falschen Zurechnung von Leistung kritisch sieht, versuchen Erfolgsratgeber, die auf Suggestion setzen, dieses produktiv zu machen. Sie nutzen die Psychotechnik der autosuggestiven Konzentration, um der Masse der erfolglosen Menschen in angeleiteter Selbsttherapie ein glückliches Bewusstsein einzimpfen. Sie leiten über die Praxis der Autosuggestion zur gezielten Selbsttäuschung an, da für das illusionäre Ich, um noch einmal mit Ichheiser zu sprechen, der wirkliche Erfolg darin besteht, dass ihm die gleiche soziale Anerkennung wie einem wirklichen Leistungsträger zuteilwird. Dass bei Entlarvung dieses *Bluffs*¹²⁹ im Gegenzug die soziale Ächtung als Hochstapler droht, scheint dabei weniger schwer zu wiegen als das Versprechen persönlichen Ansehens. In der psychosozialen Ausrichtung der Selbsttäuschung beweisen Erfolgsratgeber ihren eminent therapeutischen Charakter. Für die große Menschenmenge bergen sie die Möglichkeit, sich in dem glücklichen Bewusstsein zu wiegen, an einer Gesellschaft zu partizipieren, die immer mehr auf die Scheinhaftigkeit des Erfolgs als Bewertungsmaßstab abgestellt ist.

Vordergründig scheint Straaten sich von diesem Ratgeberdiskurs distanzieren zu wollen. Die von ihm propagierten Techniken machen erst Sinn auf der Basis einer ungeschont-realistischen Selbstwahrnehmung. Im Kapitel »Die Große Bilanz«, wieder im Teil zur »Steigerung der Ratio« der inneren Erfolgstechnik, fordert er eine schonungslose Selbstanalyse:

Der Mensch sollte einmal nackt vor allen Spiegeln stehen, die es geben kann; vor dem materiellen Spiegel wie vor dem seelisch-geistigen wie vor dem wirtschaftlichen usw. Er soll den Mut haben, sich klar zu sehen, wie er ist. Absolute Klarheit über sein Ich in jeder Beziehung: seine Beschaffenheit und Art, sein Besitz, seine Fähigkeiten, seine Möglichkeiten. Er soll genau auch alle seine Fehler wissen, damit er sie entweder überwindet, oder, wenn das nicht möglich ist, sie einfach in Rechnung stellt: oft lässt sich aus einem Fehler, wenn man den Mut hat, ihn nicht zu verbergen, eine Tugend machen. (112)

Auf Dauer seien autosuggestive Techniken kontraproduktiv, wenn es darum geht, Zivilisationskrankheiten vorzubeugen. Zur Vorbeugung gegen neurotische Angststörungen zum Beispiel helfe an erster Stelle rationale Selbstaufklärung¹³⁰:

Angst wird immer bedingt durch irgendwelche Unbestimmtheit; so kann nur eine rädkale Klarheit den Grund des Übels überwinden. Die Ratio entzieht den Angstbakterien ihren Nährboden. Hier zeigt sich der Mangel an Ratio lebensfeindlich; so

¹²⁹ Vgl. Robert Suter: »Bluff und Autosuggestion. Wege zum Erfolg in der Weimarer Republik (Walter Benjamin, Johannes Baader, Emile Coué, Walter Serner)«. In: Ulrich Johannes Beil/Cornelia Herberichs/Marcus Sandl (Hg.): *Aura und Auratisierung. Mediologische Perspektiven im Anschluss an Walter Benjamin*. Zürich 2014, 325-349.

¹³⁰ Sollte man da allein nicht weiterkommen, hält es der Graphik-Sammler und Schüler der Graphologen Ludwig Klages Christiansen/Straaten für eine gute Idee, »sich auch einmal von einem tüchtigen Graphologen analysieren zu lassen. Die Graphologie sei ja »auf bestem Wege, zu einer verlässlichen Wissenschaft zu werden« (113). Am Ende des Buchs folgen noch die Angaben zu seinem »Institut für wissenschaftliche Graphologie«.

kann die Ratio nicht der Widersacher des Lebens sein. Viele andere Affekte fallen aus, wenn das Leben in Klarheit gestellt wird, und die Reizbarkeit wird geringer. (120)

Der promovierte Psychologe Edwin Tietjens hat aus dem Verfahren der schonungslosen Aufklärung über sich selbst ein eigenes Ratgebermodell entwickelt. 1928 erscheint seine Monographie mit dem Titel *Die Desuggestion. Ihre Bedeutung und Auswertung. Gesundheit. Glück. Erfolg*¹³¹ und in komprimierter Form im gleichen Jahr der Aufsatz mit dem Titel *Die Erreichbarkeit des Glücks* in Ludwig Lewins berühmter Ratgeberanthologie *Der erfolgreiche Mensch*. Darin schreibt er über das Verfahren der Desuggestion: Diese will nicht die Einbildungskraft des Menschen ausgenutzt sehen, sondern sie wendet sich an die Kritik.« Sie sagt in etwa: »Höre auf, Dir Dinge e i n z u b i l d e n, erkenne die Wirklichkeit so wie sie i s t, so wie sie uns d a n n erscheint, nachdem wir unsere Annahmen auf ihre Wahrscheinlichkeit hin geprüft und verglichen haben und --- Du wirst Deines Glückes Schmied!«¹³²

Es ist, als ob Tietjens bereits vor der Verführungs kraft der Ratgeber, als Teil der Welt der Dinge, wozu wir uns verhalten müssen, warnen will. (Er nimmt dabei in Kauf, dass dies Vertrauen in seinen Ratgeber voraussetzt und dass man die Mäßigung der eigenen Wünsche auch nur im Modus des »als ob« anstreben könne¹³³.) In einer streng-logischen Herleitung setzt der Autor bei unserem affektgesteuerten Verhältnis zu den Dingen des Lebens an, die unser Verhalten ergo unser Glück prägen:

[...] da das Glück praktisch eine Frage des Erfolges ist, so bedeutet das, daß es inbezug auf das Glücklichwerden nur ein Entweder – Oder gibt. Nämlich: entweder auf das Glücklichwerden zu verzichten, zu resignieren, oder die Lustunlustbetontheit der Dinge s o zu gestalten, daß sie ein erfolgreiches Verhalten ergibt.¹³⁴

Das sieht auch Straaten so: Wenn das (geheime) Lebensziel und die tatsächliche Arbeit seines imaginären Lesers nicht übereinstimmen, soll er versuchen, die nicht frei gewählte Arbeit

131 Edwin Tietjens: *Die Desuggestion. Ihre Bedeutung und Auswertung. Gesundheit. Glück. Erfolg*. Berlin: Otto Elsner Verlagsgesellschaft 1928.

132 Edwin Tietjens: »Die Erreichbarkeit des Glücks«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges: Einführung; Körper – Geist – Seele; Erziehung – Bildung – Lebenskunst*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 419–456, hier 436. Es ist ein wenig erstaunlich, dass Tietjens Ratgebertext über die »Erreichbarkeit des Glücks« den ersten Band des Erfolgsunterfangens von Lewin abschließt. Dafür gibt es aber einen guten Grund: Glücks- wie auch Erfolgsratgeber müssen nämlich eine latente Paradoxie kompensieren. Die Paradoxie verhält sich bei Erfolgsrat invers zu Glücksrat: Je mehr der in Aussicht gestellte Erfolg nach äußeren Kriterien gemessen wird und infolgedessen kompetitiven bzw. selektiven Charakter annimmt, desto problematischer wird das Erfolgsversprechen. Erfolgsratgeber müssen diese ihnen inhärente Exklusionslogik abmildern: Zu diesem Zweck sind sie auf eine Thematisierung von Glück angewiesen. Dabei wird der anvisierte Erfolg als Teil einer Glücksstrategie ausgegeben, die als Teil des Lebenserfolgs auch subjektiv und nicht nur nach objektiven Kriterien bemessen werden muss. (Vgl. auch 1.1, S. 13f.)

133 Ebd., 456.

134 Ebd., 425.

so zu formen, daß sie für ihn einen Sinn bekommt, den er bejahen kann. Er soll die zugewiesene Arbeit umzubiegen versuchen in der Richtung des ihm gemäßen Ziels. Jede Arbeit kann interessant gemacht werden. Je mehr Geist einer hat, desto mehr Geist kann er auch in eine dürftige Arbeit hineintun: und umso mehr holt er aus ihr heraus. (148)

Bei den Beispielen, die dann folgen – der Arbeitsrhythmus und das -tempo, die Bewegungsabläufe, die Berechnung der Wirksamkeit der Worte beim Verfassen eines Texts –, soll der Arbeitnehmer sich imaginär zum Prozessmanager machen und alle Arbeitsabläufe neu überdenken, bis er »ein Optimum« erreicht hat. »So vertieft er sich in diese Arbeit: so vertieft er seine Arbeit; er wird von ihr innerlich ergriffen, er kann sie bejahen: und tut er das oft, so wird aus dem auferlegten Beruf ein richtiges Ziel.« (149) Hoffentlich ist der direkte Vorgesetzte auch von den Verbesserungsvorschlägen ergriffen. Insgesamt ist Straaten sehr darauf bedacht, zwischen den unterschiedlichen Ansätzen im Bereich der Erfolgsberatung zu vermitteln. Autosuggestion wird nur bedingt abgelehnt: Man kann diese Technik »gelegentlich für einen kurzen Augenblick« (154) einsetzen. Ein wenig Selbstbetrug ist also zulässig, solange die »innere Redlichkeit« nicht untergraben wird.¹³⁵

Bei den Verfahren zur Steigerung der Ratio, die Straaten vorschlägt, folgen neben den üblichen Vorschlägen für sinnvolle Bilanzierungspunkte mit realistischem Werk- und Zeitplan auch Hinweise dazu, bei der Umsetzung »niemals diktatorisch starr« (115) vorzugehen. Dazu braucht es eine extra »Mappe«, die man mit auf sich zugeschnittener »Lebenskunst« füllen solle (120). Grundsätzlich sei ein rational organisierter »gut geräumter Schreibtisch« förderlich, »es gibt aber auch NATUREN, die gerade eine male rische Fülle von KRAM als anregend empfinden« (119). Für sie würde »ein steif ordentliches ZIMMER [...] leicht ein Gefühl des Zwanges« hervorrufen. Wenn Straaten im zweiten Teil der inneren Erfolgstechniken »sich selbst irrationalisieren« propagiert, dann könnte das »wie ein Widerspruch gegen Großmann klingen« (141). So ist es aber nicht gemeint. Der »Machwille« ist nur ein Surrogat, da wo das »Triebwollen versagt oder sich quer« stellt. Erfolg ist ohne die »naturhaften Triebkräfte« undenkbar. Sie sollen »wie Wildbäche gezähmt werden« und dann »das Räderwerk der Arbeit treiben.« Es folgen dann erwartbare Vorschläge wie die Forderung, seine Ziele typgemäß zu wählen (145f.), seine Leichtfüßigkeit nicht durch Pflicht- oder Prinzipientreue zu schwächen (153), Hinweise zur Vereinfachung des Lebens (155; die *Simplify your Life*-Idee *avant la lettre*), um Triebvergeudungen zu vermeiden und weiter noch der Hinweis auf das Mittel der »Triebstauung« (160), um die schöpferischen Kräfte zu steigern.

Straaten wählt immer die goldene Mitte, wodurch sein Ansatz sehr ausgewogen bzw. eher konventionell wirkt. Der neue Titel der 1941er Reclam-Ausgabe, *Wege zum Erfolg*, entspricht insofern tatsächlich eher den Inhalten seines Buchs: Die eigentliche Technik des Erfolgs ist nicht sehr detailliert ausgearbeitet und bleibt eher oberflächlich. Straaten scheint diesen Eindruck zu antizipieren, wenn er in einer direkten Ansprache des (für ihn wohl stets männlich gedachten) Lesers um Verständnis dafür bittet, seine Selbstverständlichkeiten

¹³⁵ Auch hier gibt es wieder eine auffällige Übereinstimmung mit Gustav Großmann (vgl. 1.5.2, S. 48).

doch so aufzunehmen und sie sich für seine Erfolgstätigkeit so einzuprägen, als wenn es eine Offenbarung wäre. Denn das Selbstverständliche ist fast immer gerade das, was nicht geschieht. Könnte man nur die Menschen dahin bringen das Selbstverständliche zu tun, wäre ihnen schon weit geholfen. (39)

Der blinde Fleck in Straatens Buch, der ohne ausgleichende Vermittlungsangebote bleibt, ist der Wille, sich der Idee der Selbstdoptimierung zu unterwerfen.¹³⁶ Das Problem besteht darin, dass die Vorstellung der *Selbstformung* (vgl. 1.5.2, S. 44) im Buch eine Erzählung voraussetzt, in der Körper und Geist auf eine bestimmte Art innerhalb der eigenen technischen oder gesellschaftlichen Möglichkeiten immer gestaltbar bleiben und in der das Subjekt nur noch als Produkt denkbar ist. Aus den Selbstdesignspraktiken werden eher *Selbstdesign-Praktiken*, die dem für sich werbenden *Storytelling* eines kapitalistischen Gesellschaftsdesigns entsprechen.¹³⁷ In den Worten von Friedrich von Borries gehorcht »Selbstdesign, das Selbstdoptimierung ist, [...] der Wachstumslogik des Kapitalismus. Auch das Ich soll in seinen Möglichkeiten wachsen, seine Potenziale aus schöpfen und Profit – welcher Art auch immer – generieren. So droht ein Selbstdesign, in dem und durch das der Mensch sich [...] in Produktentwicklungszyklen neu interpretiert, der Marktlage anpasst und versucht, sich durch Design auf den verschiedenen Absatzmärkten optimal zu positionieren. Er wird zu einem Gefangenen der Entwurfsbedingungen, der die Disziplinierung so sehr internalisiert hat, dass er die angelegten Verhaltensmuster und durch Werbung und Marketing erzeugten Wunschstrukturen als intrinsische Motivationen missinterpretiert.«¹³⁸ Straaten scheint sich in diesem Sinne dem Selbstdesign verpflichtet zu haben. Seine Selbstdoptimierungsvorschläge lassen keinen Raum mehr für die Arbeit an einer alternativen Gesellschaftsidee. Das gilt aber nicht in gleichem Maß für Christiansen. Er hat zumindest eine andere Vision vor Augen, wenn er im *Gesicht der Zeit*¹³⁹ bei der Gegenüberstellung des heutigen (H) und morgigen (M) Stils schreibt:

Bei H ist der Mensch Objekt und vertauschbar; bei M Subjekt und unvertauschbar. Bei H Nivellierung zu einer gehobenen Masse Mensch; bei M die Spitzengeltung des Heroischen. Bei H ist der Kapitalist Exponent der Wirtschaft; bei M der Unternehmer. [...] H knüpft sein Erleben an starke Außenreize; M wird sich wieder berühren lassen von dem Reiz der Innerlichkeit. Und so bekommt M zu hören den seltsamen Zweiklang, den die Gotik kannte: das Heroische zusammen mit dem herb Intimen. (61f.)

¹³⁶ Vgl. Steinfeld: *ICH WILL, ICH KANN*, 94.

¹³⁷ Vgl. Friedrich von Borries: *Weltentwerfen. Eine politische Designtheorie*. Berlin 2016, 103.

¹³⁸ Ebd., 104.

¹³⁹ Das ist eine Vision, die Hermann Hesse sehr interessiert hat. Vgl. dazu die Besprechung in Hermann Hesse: »Die Welt im Buch. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1926-1934«. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hg. v. Volker Michels. Frankfurt a.M. 2005, 131; zitiert in Steinfeld: *ICH WILL, ICH KANN*, 84.

4. Nervenstarke Wege zum Erfolg

Von den Nerven hängt vieles ab: die Kognition, die Motorik, die sensorische Reizübertragung und damit letztlich auch die Leistungsfähigkeit des gesamten Organismus. Das macht sie nicht nur für die Medizin, sondern auch für die hier untersuchten Erfolgsratgeber interessant. Schon an Titeln wie Hugo Schimmelmanns *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913) oder Wilhelm Glücks *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich* (1932) wird klar, welche Verbindungen das Thema Erfolg mit der medizinischen Kategorie der Nerven eingeht. Aber selbst in Ratgebern, die sich nach außen hin ganz dem Erfolg als Oberthema verschreiben, werden die Nerven als wichtiger Teilaспект behandelt. So bezeichnet Oscar Schellbach in *Mein Erfolgs-System* (1928) die Nervenkraft als das »kostbarste Gut« (17), da von ihr die Fähigkeit zur Konzentration und damit die Zusammenziehung der Gedanken auf eine Erfolgsidee abhänge (vgl. 16f.) (vgl. 3.3). Genealogisch gesehen ist das Themengebiet der Nerven freilich viel älter und spielt schon in der antiken Medizin der Vorsokratiker eine Rolle.¹ Zu einem populären Topos, der den öffentlichen Diskurs um 1900 maßgeblich bestimmt, werden die Nerven vor allem durch die Arbeiten des amerikanischen Arztes George Miller Beard zur Neurasthenie.² Da die Neurasthenie laut Beard den Lebensbedingungen der modernen Zivilisation entspringt, ist sie das Signum der Zeit, unter dem die Erschöpfung zu einem Kollektivgefühl und nervöse Empfindlichkeiten zu einer Modeerscheinung aufsteigen.³ Hingegen ist Erfolg um 1900 noch ein »Begriffssparvenu«⁴, der erst durch »die Freiga-

1 Vgl. Karl Eduard Rothschild: *Physiologie im Werden*. Stuttgart 1969, 111.

2 Vgl. Andreas Steiner: »Das nervöse Zeitalter. Der Begriff der Nervosität bei Laien und Ärzten in Deutschland und Österreich um 1900. Zürich 1964, 114f; Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturreditik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt/New York 1999, 124f.

3 Vgl. zur Bedeutung der Erschöpfung im Symptompool der Neurasthenie Edward Shorter: *Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten*. Reinbek bei Hamburg 1994, 380-384; der Schweizer Psychotherapeut Paul Dubois bezeichnet die Neurasthenie als Modekrankheit, weil er ihre vermeintliche epidemische Verbreitung auf die geschickte Namensgebung durch Beard, die lediglich ein bekanntes Phänomen neu benenne, zurückführt (vgl. ders.: *Die Psychoneurosen und ihre seelische Behandlung*. Bern 1910, 33).

4 Rudolf Helmstetter: »Wille und Wege zum ›Erfolg‹. Zu den Anfängen der Erfolg-Propaganda in Deutschland«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 61-92, hier 62.

be vertikaler sozialer Mobilität⁵ aufkommt. Angesichts dessen ist davon auszugehen, dass bei einigen Ratgebern die Erfolgsthematik dem Topos der Nerven lediglich aufgepfropft wird, was zur gleichen Zeit auch in anderen Ratgebergenres wie etwa der Manierenliteratur passiert.⁶

Nicht zuletzt aus diesem Grund wurden für das vorliegende Kapitel drei Ratgeber ausgewählt, die sich eingehend mit den nervenmedizinischen Grundlagen des Erfolgs befassen und innerhalb des Gesamtkorpus ein eigenständiges Segment bilden. Den Anfang hierzu macht der Ratgeber *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* (1904) von Harry Winfield Bondegger (vgl. 4.1). Dort wird der Erfolg zunächst als Resultat der regelmäßigen Relaxation dargestellt, einer Entspannungsübung, bei der durch völlige Ruhe kosmische Energie aufgenommen wird, die zur Behebung von diversen neuropathischen Erfolgsheimmessen wie Schwäche, Unlust und Niedergeschlagenheit beiträgt. Bei Bondegger ist das Institut des Ratgebens eng an einen pseudomündlichen Redemodus gekoppelt, der charismatische Züge trägt und eine unbedingte Kooperationsbereitschaft vom Leser fordert. Diese affektive Überhöhung der Autorposition erklärt sich nicht zuletzt aus dem Umstand, dass Bondegger kein Nervenarzt ist und das daraus resultierende Autoritätsdefizit auf irgendeine Weise kompensieren muss. Auch die beiden anderen hier behandelten Autoren sehen sich mit diesem Problem konfrontiert. So bemüht sich Willy Eppenstein in seinem Ratgeber *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück?* (1913) um eine wissenschaftliche Schreibweise, die zur Institutionalisierung der Ratgeberfunktion das Format des Lehrgangs wählt (vgl. 4.2). Demgegenüber setzt Emil Peters in *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit* (ca. 1918/19) auf das populäre Narrativ des Bildungsromans, in dessen Namen er Ratschläge zur Nervengesundheit und zu einer erfolgreichen Lebensführung im Sinne einer harmonischen Ich-Entwicklung erteilt (vgl. 4.3). Überhaupt liegt auch in diesem Segment eine enge Verzahnung der narrativen mit der institutionellen Ebene vor. Neben einer autobiographischen Heilserzählung (Bondegger), die in einer alternativlosen Sequenzierung von Behandlungserfolgen die rasche Wirkungsdauer einer Nervenexpresskur vorführt, werden fiktive Beispiele zur Evidenzierung von neurophysiologischen Vorgängen (Eppenstein) oder räumlich codierte Weltmodelle zur Beschreibung einer von Nervenleiden bedrohten Wirklichkeit (Peters) dargeboten.

Die Nerventhematik fußt zweifelsohne auf einem spezifischen Wissen. Eine zentrale Stellung nimmt hierbei der Begriff der Nervenkraft ein. Er erfährt nicht nur in allen drei Texten eine gesonderte theoretische Fundierung, er ist auch eng an die zeitgenössischen Erkenntnisse aus den Bereichen der Elektrotechnik oder der physikalischen Energielehre angelehnt.⁷ Entsprechend soll er die Unterscheidung zwischen einer normalen und pathologischen Nervenleistung ermöglichen, von der es letztlich abhängt, in welcher Weise das Subjekt über notwendige Erfolgsfaktoren wie Konzentration, Selbstbewusstsein, Mut, Willensstärke und Tatkraft verfügt. Gleichzeitig dient er dazu, das

5 Ebd., 75.

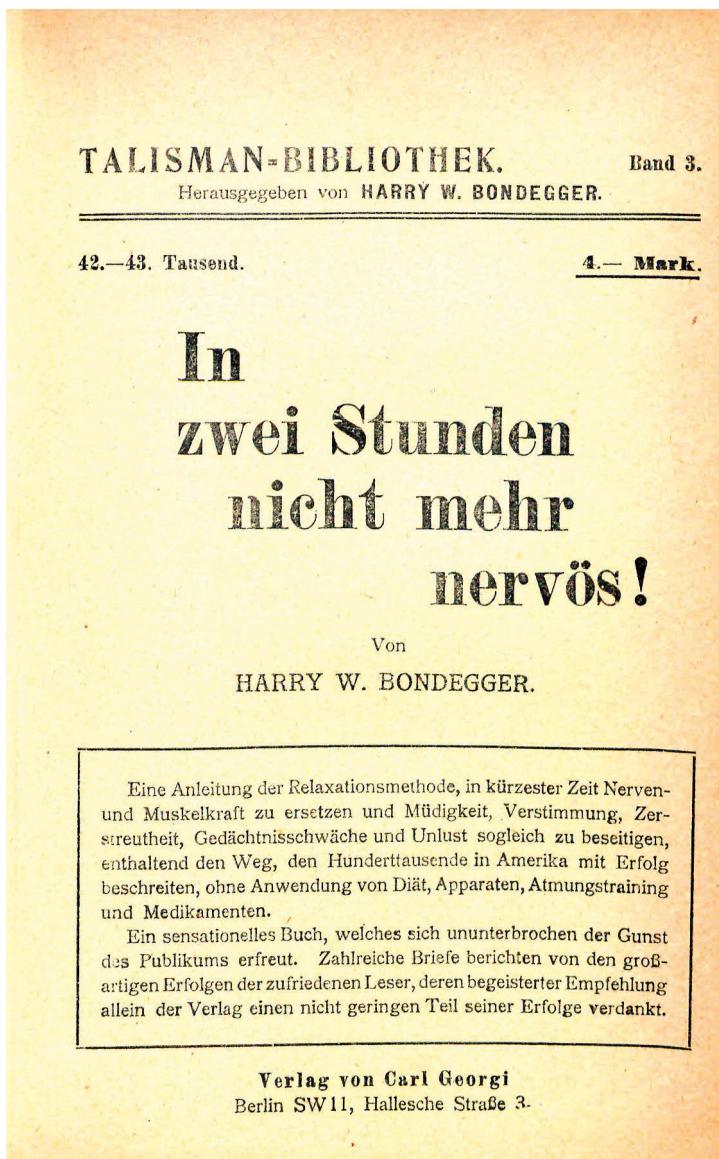
6 Vgl. ebd., 87.

7 Vgl. Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München/Wien 1998, 232–246.

Verhältnis des Subjekts zu seiner Umwelt zu bestimmen, wenn an ihm die Belastungen der modernen Industriearbeit (Peters) oder die Stärke der Nation (Eppenstein) bemessen werden. Mit dem Begriff der Nervenkraft steht den Erfolgsratgebern also eine Kategorie zur Verfügung, die das individuelle Leistungspotenzial im Kontext konkreter lebensweltlicher Strukturen adressierbar macht und derart eine objektive Referenz für alle Ratschläge bereitstellt, die sich auf die neurophysischen Grundlagen des Erfolgs beziehen. In genau diesem Sinne instituiert er die Regeln zu einem leistungskonformen Verhalten.

4.1 Harry W. Bondegger: In zwei Stunden nicht mehr nervös! (1904)

Abbildung 23: Deckblatt.



Harry Winfield Bondeggers Ratgeber *In zwei Stunden nicht mehr nervös!*⁸ (1904) ist der erste Text aus der Gruppe von Texten, die sich dem intrikaten Nexus aus Erfolg und Nerven widmet. Dabei sticht zunächst das reich bedruckte Frontcover ins Auge. Dieses enthält, wie man der Abbildung entnehmen kann, neben dem prominent angebrachten Titel in fetten Lettern gleich mehrere Informationen zum Preis (»4 Mark«), zur Auflage (»42.–43. Tausend«), zur Reihe (»Talisman-Bibliothek«), zum Verlag (»Verlag von Carl Georgi«) und zum Erscheinungsort (»Berlin«). Eine Art Vorschau auf den Buchinhalt liefert hingegen das eingerahmte Textfeld, das sich direkt unter dem Titel befindet und ein gutes Drittel der Seite einnimmt. Es bietet nicht nur eine erste Bestimmung von Bondeggers Erfolgsbegriff, sondern auch einen Einblick in die teils findige Rhetorik seines Ratgebers. Der Erfolgsbegriff wird hier zunächst in zwei verschiedenen Wortbedeutungen gebraucht. Einmal wird damit auf die erfolgreiche Anwendung der sogenannten »Relaxationsmethode« hingewiesen und einmal der daraus resultierende Bucherfolg. Dass hierzu die Briefe, die »von den großartigen Erfolgen der zufriedenen Leser« berichten sollen, herbeizitiert werden, dient natürlich der institutionellen Absicherung. Durch die brieflich hergestellte Referenz auf die Meinung Dritter verschafft sich Bondegger eine vermeintlich unabhängige Urteilstinstanz, die den Erfolg seiner Heilmethode sozusagen dokumentarisch belegt. Gleichzeitig kann man hieran erkennen, wie die Ratgeberliteratur die Referentialisierungsleistung von verschiedenen Medien für die Ermöglichung des Ratgebens nutzt und in den Dienst einer genrespezifischen Autorisierungspolitik stellt. Im Buchinnern wird Erfolg dann ganz im eigentlichen Sinne der beruflichen und sozialen Nobilitierung verwendet, etwa wenn es mit Blick auf das Resultat der Lektüre heißt: »Sie sollen die Bahn des Erfolges auf Niemerverlassen beschreiten« (25). Sowohl der Verweis auf den sensationellen Erfolg des Buchs als auch das titelgebende Versprechen auf eine zweistündige Expresskur setzen auf das Marktprinzip der Überbietung, das die Abhebung von Konkurrenzprodukten durch ein Alleinstellungsmerkmal forciert.⁹ Wenn ein anderer Ratgeber die Heilung der Nervosität hingegen auf 24 Stunden festsetzt, mag das zwar bescheidener klingen, unrealistisch ist es aber dennoch.¹⁰ Dazu muss man wissen, dass Nervenleiden aus Sicht der zeitgenössischen Medizin chronische Leiden darstellen, deren Behandlung äußerst zeitaufwendig ist und sowohl vom behandelnden Arzt als auch vom Patienten viel Geduld erfordern.¹¹ Unter diesem Blickwinkel gewinnt die Werbung mit der zweistündigen Expresskur nicht etwas Phantasmatisches, sie bedient sich auch der Form

8 Harry W. Bondegger: *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* Berlin: Verlag von Carl Georgi 1904. Künftig zitiert im Text.

9 Vgl. Rudolf Helmstetter: »Die Tunlichkeit-Form. Zu Grammatik, Rhetorik und Pragmatik von Ratgeberbüchern«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandels*. Bielefeld 2014, 107–132, hier 109. Zwar merkt Helmstetter an, dass Ratgeber eine Tendenz zu einer kompetitiven Selbstdarstellung haben, dennoch sieht er darin nichts »spezifisch Ratgeberisches« (ebd.).

10 Siehe dazu Georg Bandis: *Nicht mehr nervös. Innerhalb 24 Stunden gesund. Das einzige Mittel zur Heilung der Nervosität*. Leipzig: Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung 1908.

11 So gibt etwa der Frankfurter Nervenarzt Otto Dornblüth die Direktive aus: »Zeit und Geduld gehören zur Kur der Nervosität als unentbehrliche Hilfsmittel« (ders.: *Gesunde Nerven. Aerztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache*. Berlin: Wilhelm Werther's Verlag o.J., 131).

einer »Kürzestgeschichte« mit proleptischem Zeitbezug.¹² Dabei nimmt der Titel eine Zustandsveränderung in der unmittelbaren Zukunft vorweg, die eine bedeutungsrelevante Opposition zwischen nervös und nicht-nervös markiert und durch eine zeitlich vorgängige Transformation herbeigeführt wurde.¹³ Sehr viele Ratgeberstitel bauen auf derartigen proleptischen Kleinstnarrativen auf, worin sich gewissermaßen bestätigt, dass die Imagination von Möglichkeitswelten und die Transzendenz gegenwärtiger Lebenslagen zu einem wesentlichen Funktionsaspekt der Ratgeberliteratur zählt.¹⁴

In zwei Stunden nicht mehr nervös! erscheint als dritter Band der *Talisman-Bibliothek*, einer Reihe, die von Bondegger selbst im Carl Georgi Verlag in Berlin herausgegeben wird. Auf der zweiten, dritten und vierten Umschlagseite wird das Programm der Reihe näher vorgestellt. Hier ist thematisch von fernöstlichen Therapietechniken (*Hindu-Hypnotismus, Raja Yoga – Neues Leben*) über esoterische Lehren (*Das Mysterium des Atems, Die Heil-Kraft der Farben*) bis hin zu okkulten Praktiken (*Die Bemeisterung des Todes, Der Schlüssel zur Geisterwelt*) alles Mögliche an pseudo- und parawissenschaftlichem Gedankengut vertreten. Auf der zweiten Umschlagseite findet sich zudem ein gereimtes Verlagsmotto¹⁵ und ein Hinweis in Klammern, dass sich die Talisman-Bibliothek als *Neugedanken*-Literatur versteht. Der Begriff »Neugedanke« ist eine Übersetzung des amerikanischen »New Thought«, einer religiösen Bewegung, die in den späten 1880er Jahren in Amerika aufkommt und sich unter den Eindrücken der Modernisierung der mentalen Gesunderhaltung des Menschen widmet (vgl. 5.3). Zentral für den Neugedanken ist eine *optimistische* Weltsicht und die Auffassung, dass der Mensch durch seinen Geist seine Gesundheit und sein Wohlbefinden kontrollieren kann.¹⁶ Auch Bondegger gibt hierzu ein klares Bekenntnis ab: »Da der Verfasser dieses Buches den New Thought oder Neugedanken vertritt, so bekennt er sich natürlich ebenfalls zur optimistischen Weltanschauung« (20).

Insgesamt setzt sich *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* aus zehn Einzelkapiteln zusammen, wobei die Kapitel 1 bis 3 (»Die einzige Voraussetzung«, »Sie werden gehorchen!«, »Ihre Situation«) ganz dem Autor-Leser-Verhältnis gewidmet sind, die Kapitel 4 bis 8 (»Der Begriff der Absorption«, »Die Berechtigung des Optimismus«, »Die Wirkungen des grünen Lichts«, »Die Projektion«, »Theorie ist Privatsache«) hingegen eine Theorie zur Energetik der Sinne und des Denkens sowie weltanschauliche Ansichten zum Neugedanken enthalten. Erst in Kapitel 9 (»Übungen in der Relaxation«) und nur dort wird die Relaxationsmethode vorgestellt. Das Ende macht schließlich das 10. Ka-

12 Siehe zum Begriff der »Kürzestgeschichte« in der Werbung Urs Meyer: *Poetik der Werbung*. Berlin 2010, 177-183.

13 Ebd., 177f.

14 Vgl. Timo Heimerdinger: »Der gelebte Konjunktiv. Zur Pragmatik von Ratgeberliteratur in alltagskultureller Perspektive«. In: Andy Hahnemann/David Oels (Hg.): *Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert*. Bern 2007, 97-108, hier 106-108.

15 Das Motto ist im Endreim geschrieben und lautet: »Schaff' gute Bücher in dein Haus / Sie strömen eigne Kräfte aus / Und wirken als ein Segenshort / Auf Kinder noch und Enkel fort« (zweite Umschlagseite).

16 Eva S. Moskowitz: *In therapy we trust: America's obsession with self-fulfillment*. Baltimore/London 2001, 19f.

pitel (»Schluss«), dem noch ein Auszug aus einem Aufsatz der Zeitschrift *Occult and Biological Journal* folgt.¹⁷

Das auffälligste formale Merkmal von Bondeggers Ratgeber ist aber der eigentümliche direkte Redemodus. Durch den gesamten Text spricht Bondeger in einer geschlechtsneutralen Anredeform (»Sie«) direkt zum Leser und stellt so einen unmittelbaren Kommunikationskanal her, der sich die Performanz eines Face-to-Face-Gesprächs zu eigen macht. Gleich zu Beginn setzt er hierzu mit Spekulationen über die Kaufmotive des Lesers ein und zwingt diesen so in ein reflexives Verhältnis zu sich selbst und zu dem Gesagten.

In zwei Stunden nicht mehr nervös! Es klingt wie die Renommisterei eines Charlatans, und Sie haben sich das Buch vielleicht mehr aus Neugierde gekauft, um zu erfahren, was ich eigentlich vorzubringen habe und was es mit der sogenannten amerikanischen Relaxationsmethode auf sich hat. Sie erwarteten weniger, von mir Hilfe zu erhalten. Vermute ich nicht richtig? Wenn Sie sich auch bei sich selbst entschuldigen, mein Buch mehr aus Kuriosität in die Hand zu nehmen, so vibriert doch jetzt in Ihnen, während das kleine Heftchen aufgeschlagen vor Ihnen liegt, ein eigentliches, erhebendes Gefühl. Es ist die Empfindung der Hoffnung, vielleicht doch einen guten Rat zu erhalten, und wo die Hoffnung lebt, ist unzertrennlich von ihr die Erwartung. Die Hoffnung durchzieht jetzt Ihr Gemüt, Ihre empfindlichen, schwer lastenden Leiden endlich los zu werden, und deshalb ist die Erwartung in Ihnen erweckt. Verehrter Leser, Sie erwarten von mir, dass ich mein auf dem Umschlag gegebenes Versprechen wörtlich erfülle. (3)

Der Modus, in dem Bondeger hier zum Leser spricht, lässt sich am treffendsten als Modus einer »inszenierte[n] Mündlichkeit«¹⁸ beschreiben. Obgleich er durch die mediale Vermittlungssituation, wie sie das von ihm genannte »kleine Heftchen« als ein dem Buch verwandtes Format vorgibt, keinen direkten Kontakt zum Leser hat, agiert er, als würde ein solcher bestehen. Diese Form der inszenierten Mündlichkeit ist charakteristisch für die Ratgeberliteratur und verrät die grundsätzlich dyadische Ordnung, in der sich das Ratgeben – idealiter als Gespräch zwischen zwei anwesenden Personen – vollzieht.¹⁹ Von daher ließe sich Bondeggers Bemühen um einen mündlichen

¹⁷ Der Artikel stammt von Hiram E. Butler, einem Professor aus San Francisco, der ebenfalls Autor eines Erfolgsratgebers mit dem Titel *Praktische Methoden den Erfolg zu sichern* (o.J.) ist und wie Bondegger einen Methoden-Mix aus okkulten, esoterischen und neugedanklichen Weltanschauungstheorien vertritt.

¹⁸ Alfred Messerli: »Zur Geschichte der Medien des Rates«. In: Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Berlin 2010, 30–57, hier 39.

¹⁹ Fingierte Dialoge mit dem Leser lassen sich in der Ratgeberliteratur bis an den Anfang des Buchdrucks zurückverfolgen und sind in diesem Zusammenhang als strategisches Instrument zu betrachten, mit dem die Autoren einerseits den Wechsel vom gesprochenen zum gedruckten Wort bewerkstelligten, andererseits die Vorteile und Leistungen des neuen Mediums profilierten (vgl. Messerli: »Zur Geschichte der Medien des Rates«, 33ff.); trotz der allgemeinen Bedeutung des Pseudodialogischen für die Ratgeberliteratur gibt es immer wieder Untergattungen, die wie die Mädchenratgeber der Aufklärungszeit verstärkt auf dieses Mittel der Autor-Leser-Kommunikation

Redemodus auch dahingehend deuten, »die eingebüßte oder zumindest stark eingeschränkte Interaktivität [...] mittels der Fiktion der Leseradressierung«²⁰ zu überspielen. Allerdings würde man damit das Ganze zu sehr auf eine Kompensationsleistung beschränken. Vielmehr zeigen gerade die Stellen, an denen Bondegger von den Erwartungen oder Empfindungen des Lesers spricht, dass das pseudo-mündliche Sprechen weit über eine solche Kompensationsleistung hinausgeht.

Zunächst wird darin eine ästhetisch anspruchsvolle Reflexion der komplexen kognitiven Modalitäten der Autor-Leser-Kommunikation geboten. Indem nämlich Bondegger mutmaßt, welche Motive den Leser zum Kauf des Ratgebers angetrieben haben oder welche Hoffnungen er an diesen Kauf knüpft, artikuliert er in der Übernahme der Leserrolle dessen Erwartungserwartungen.²¹ Auf diese Weise macht er nicht nur einige der möglichen psychologischen Effekte transparent, die das Einholen von Rat mitunter begleiten, er führt auch den Rezeptionsvorgang im Akt der Lektüre vor Augen. Aus dieser Verdoppelung des Leseakts erwächst eine metakommunikative Struktur, die sich insbesondere in der Synchronisierung – etwa durch das wiederholte Zeitadverb »jetzt« – der textinternen mit der textexternen Rezeptionssituation kundtut und den Leser zu einer permanenten Reflexion der eigenen Position und Befindlichkeit zwingt. Diese Art der Autor-Leser-Kommunikation ist nicht nur hochfiktional, sondern auch hochsuggestiv, da sich der dargestellte Rezeptionsvorgang und die in ihm gezeigten inneren Geschehensabläufe symmetrisch zur Rezeptionssituation des Lesers verhalten. Was Bondegger über die Neugier beim Kauf des Ratgebers oder das »erhebend[e] Gefühl« der Hoffnung sagt, »vielleicht doch einen guten Rat zu erhaschen«, ist vom Leser nur durch eine bewusste Distanznahme zu negieren. Man muss sich über diesen psychologischen Effekt der direkten Leseradressierung im Klaren sein, um die institutionelle Wirkungsdimension von Bondeggers Ratgeber zu verstehen.

Zunächst dient der pseudomündliche Redemodus natürlich dazu, eine tragfähige Beziehung zwischen Ratgebendem und Ratsuchendem einzurichten, die von einer gegenseitigen Kooperationsbereitschaft geprägt ist. Diese Bereitschaft zur Kooperation ist ein maßgeblicher Faktor der institutionellen Dimension und betrifft vor allem die Rollenverteilung im Ordnungsgefüge der Ratgeberkommunikation (vgl. 3.1). Indem Bondegger dem Leser die Erwartung auf Heilung und Erfüllung des titelgebenden Versprechens unterstellt, setzt er nicht nur voraus, dass dieser bereit ist, Rat anzunehmen und entsprechend der Anweisungen umzusetzen, er nimmt sich auch selbst in die Pflicht. So versichert er dem Leser, dass er ihn »mit Leichtigkeit binnen zwei Stunden

setzen (vgl. Susanne Pellatz: *Körperbilder in Mädchenratgebern. Pubertätslektüre zur Zeit der Formierung der bürgerlichen Kultur*. Weinheim/München 1999); zur idealtypischen dialogischen Struktur vgl. Michael Niehaus: »Logik des Ratgebens. Eine Standardversion zur Beschreibung eines Typs von Sprechaktsequenzen«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Praxis des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 9-64.

²⁰ Messerli: »Zur Geschichte der Medien des Rates«, 40.

²¹ Zum Begriff der Autor-Leser-Kommunikation und den kommunikationstheoretischen Bedingungen, unter denen die Erwartungserwartungen des Lesers durch den Autor in fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten zur Reflexion gelangen können, siehe Misia Sophia Doms: *Autor-Leser-Kommunikation und fiktives Gespräch. Theoretische Erwägungen und Fallstudien an deutschsprachigen literarischen Dialogen*. Würzburg 2018, 47ff.

kurieren kann« (3), um wenig später zu ergänzen: »sie sollen auch Nutzen von meinem Buche haben« (8). Die Festlegung von Rechten und Pflichten, auf die sich der Ratgebende und Ratsuchende gleichermaßen berufen können, gehört zur Lektüre-Konvention von Ratgebern. Georg Kessler spricht in diesem Zusammenhang und in Anlehnung an Philippe Lejeunes Kontraktualismus-Theorie deshalb von einem »Problemlösungs-Pakt«.²² Dieser Pakt beinhaltet auch, dass die Verantwortung für das Gelingen der ratförmigen Problemlösung auf den Ratsuchenden abgewälzt werden kann. Bondegger bemerkt dazu: »Nur in einem Fall kann ich nichts für Sie tun, wenn Sie sich nicht helfen lassen wollen« (4).

Aus der institutionellen Perspektive ist darin natürlich eine leicht zu durchschauende Schutzmaßnahme zu sehen. Im Endeffekt kann das Scheitern der Relaxationsmethode immer auf den mangelnden Willen des Ratsuchenden abgeschoben werden. Entsprechend soll erst einmal das Wollen aktiviert und mit der Forderung, dass Bondegger seinen Teil des Pakts erfüllt, untermauert werden. Allerdings, und darin kommt wieder die psychologisierende Komponente des pseudomündlichen Sprechens zum Tragen, erreicht dieser Appell in einer nahezu atemberaubenden Umkehrung der Rollenverteilung von Bondegger, welcher schreibt: »Ich verlange von Ihnen, dass Sie die Forderung an mich stellen, Ihre Beschwerden zu beseitigen. Lassen Sie diesen Wunsch das Hauptmotiv für die Lektüre meiner vorliegenden Anleitung sein« (5).

Es ist mit einigem Recht anzunehmen, dass dieser Motivationsappell eine therapeutische Funktion hat. Wie schon auf dem Frontcover zu lesen ist, gehören Verstimmung und Unlust zu den charakteristischen Merkmalen der Nervosität. Entsprechend muss dem Leser, der ja durchgehend als nervös leidend angesprochen wird, eine pathologische Willens- und Antriebslosigkeit unterstellt werden, die auch dessen Kooperationsbereitschaft hemmt.²³ Das bedeutet im Umkehrschluss, dass der pseudomündliche Redemodus und die daran geknüpfte psychologisierende Einwirkung auf das Wunschleben des Lesers bereits Teil der Therapie ist.

Das Mittel der Wahl, um den Leser gegen seine Willenshemmung zur Kooperation zu bewegen, ist die Suggestion. Sie ist das eigentliche Verfahren der pseudomündlich prozessierten Psychologisierung. Dabei ist Bondegger, was die Form der fremdgesteuerten Beeinflussung – so die Minimaldefinition der Suggestion – angeht, nicht gerade zimperlich: »Meine folgenden Suggestionen werden Sie nun zwingen, meine Ratschläge, die Sie jetzt nur zu befolgen wünschen, mit kräftiger Entschlossenheit unter Hintanzetzung aller übrigen Interessen auch wirklich und erfolgreich auszuführen« (8). Das Kooperationsverhältnis hat sich hier bereits ein ganzes Stück weit geändert. Der Wunsch auf Heilung, den Bondegger den Leser zuvor noch aufforderte, von ihm zu verlangen, macht nun Platz für eine *charismatische* Beratungsform. Thomas Macho sieht in

22 Vgl. Georg Kessler: *Der Buchverlag als Marke. Typik und Herausforderungen des markengeprägten Publizierens am Beispiel der Ratgeberliteratur*. Wiesbaden 2013, 57f.

23 Siehe zum Problem des Willens im Krankheitskonzept der Neurasthenie und Nervosität Michael Cowan: *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*. Pennsylvania 2008, insbesondere das Kapitel »Healing the Will. Popular Medicine and the Emergence of Will Therapy«. Zur Häufigkeit des Phänomens bemerkt ein Arzt: »Fast jeder Nervenschwache klagt über einen großen Mangel an Willensstärke« (Richard Kapferer: *Die Nervosität und ihre Heilung durch naturgemäße Behandlung*. Berlin: Verlag Lebenskunst-Heilkunst 1921 (= Bücher für Lebens- und Heilreform 14), 10).

der charismatischen Beratung einen von zwei Grundtypen, indem er ihn der pragmatischen Beratung gegenüberstellt: »Die charismatischen Ratgeber überzeugen durch ihre Weisheit und Präsenz, durch ihre suggestive Gewissheit, den richtigen Weg zu kennen; die pragmatischen Ratgeber überzeugen durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen«.²⁴

Dass Bondegger in Bezug auf seine Suggestionen von Zwang spricht und vom Leser Gehorsam (»Sie werden gehorchen« lautet etwa die Kapitelüberschrift) fordert, sind nur die deutlichsten Anzeichen eines charismatischen Ratgeberotypus. Daneben ist es vor allem die *Präsenz*, die Bondegger durch die Stimme im Modus des pseudomündlichen Sprechens erhält. Sie verleiht ihm als ratgebende Instanz eine personalere Erscheinung. Dabei bezieht die Stimme vieles von ihrer charismatischen Wirkung aus der Unmittelbarkeit des Sprechens, da hierdurch der Akt-Charakter des Ratgebens unter den Bedingungen der Mittelbarkeit aufrechterhalten wird (vgl. 1.2). Das Gesagte muss dabei als Stimme des Ratgeber-Autors gelten, es schöpft den Anspruch auf Gewissheit und Ratkompetenz aus dem performativen Vollzug des Sagens. Aus diesem Grund stellt sich auch nicht die Frage, ob die Ratschläge, deren Befolgung per Suggestion erzwungen werden soll, wirklich zweckmäßig sind. Denn, so gibt Macho zu bedenken, »kein Charismatiker lässt sich fragen, warum und wieso seine Vorschläge angenommen werden sollen«.²⁵

Um zu verstehen, wie genau Bondegger den Leser von seiner Nervosität befreien und zum Erfolg führen will, gilt es, seine Überlegungen zur Energetik aufzuschlüsseln. Ganz dem kosmischen Pantheismus getreu, der esoterischen Theorien für gewöhnlich innewohnt, geht Bondegger davon aus, dass der Mensch über ein endloses Reservoir an Energie verfügt. Er nennt den Leser daher nicht nur einen »Grosskapitalist« (23), er glaubt ihn auch im Besitz einer universal gültigen Währung: »Ihr Vermögen an Energie ist unerschöpflich, und Sie können es in alle, alle, ausnahmslos alle Güter dieser Welt mit Leichtigkeit umsetzen« (23). Energie ist damit eine Allpotenz, die nicht nur den Zugang zu »viele[n] Millionen Dollars« (23) ermöglicht, sie ist auch die Voraussetzung für jede andere Art von Erfolg. Allerdings ist das Energiereservoir durch die Projektion, die Herausgabe von Energie bedroht (vgl. 30-32). Während der Mensch, so Bondegger, durch »Licht-, Schall-, Tast-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen« (14) Energie absorbiert, also aufnimmt, verliert er sie durch die Tätigkeit der Organe, durch körperliche Bewegung und vor allem durch die bewusste Gedankenbeschäftigung (vgl. 30f.). Überwiegt die Projektion die Absorption, kommt es zur Unterfunktion der Nerven und in Folge zu ihrem Versagen. Bondegger führt hierfür das Beispiel eines Veters an, der sich und sein ganzes Dienstpersonal in einen nervösen »Tollhäusler-Verein« (27) verwandelt haben soll, weil er zur Stimulierung der Nerven alle Zimmer in Rot tapezieren ließ, einer, wie die Geschichte nahelegt, äußerst energieraubenden Farbe (vgl. 26-29).

Mit der Theorie von der Absorption und Projektion der Energie knüpft Bondegger an das um 1900 vorherrschende epistemische Modell der Nervenlehre an. Dieses besagt in Anlehnung an den thermodynamischen Energieerhaltungssatz der Physik, dass

24 Thomas Macho: »Was tun? Skizzen zur Wissenschaftsgeschichte der Beratung«. In: Thomas Brandstetter/Claus Pias/Sebastian Vehlken (Hg.): *Think Tanks. Die Beratung der Gesellschaft*. Zürich/Berlin 2010, 59-85, hier 70.

25 Ebd.

das Nervensystem ein bestimmtes Quantum an Nervenkraft aufweist, das bei übermäßiger Beanspruchung neuropathische Reaktionen hervorruft.²⁶ Die Folge ist ein ganzes Bündel an nervösen Störungen in den Bereichen der Wahrnehmung, Sensorik, Haptik, Motorik und Kognition. Darunter fallen unter anderem so verschiedene Symptome wie Augenflimmern, Ohrensausen, Taubheitsgefühle, Hautkribbeln, Muskellähmungen, Schwindel, Kopfweh, Magenschmerzen, Verdauungsprobleme, Konzentrationsschwierigkeiten, Angst, Depressionen uvm.

Aufgrund der energetisch begründeten Ätiologie bildet nicht nur die Schwäche einen charakteristischen Zug der Nervosität, es wird zugleich eine leistungsisierte Grenze zwischen gesund und krank definiert.²⁷ So kann etwa Wilhelm Glück in seinem Ratgeber *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich* mahnend anmerken: »Gar mancher, der über die Grenze seiner Leistungsfähigkeit hinausgeht, erleidet einen nervösen Erschöpfungszustand«²⁸. Bondegger weicht allerdings in einem wesentlichen Punkt von den Prämissen des neurologischen Energiemodells ab. Indem er die Energie als ein unerschöpfliches Vorkommen bestimmt, über das der Mensch durch Absorption frei verfügen kann, stellt sie für ihn ein generell erneuerbares Gut dar. Bei Glück hingegen ist die einmal verlorene Nervenenergie nicht wieder regenerierbar. Deswegen läuft seine Grundsatzprogrammatik auch auf die Parolen hinaus, »trotz der nervösen Anlage den Anforderungen des Berufes gewachsen zu sein«²⁹ und die Schwächen der Krankheit »zum auslösenden Faktor für eine erfolgreiche Gestaltung unseres Lebens«³⁰ zu machen. Bondegger postuliert aber nicht nur die generelle Erneuerbarkeit der Energie, er gibt dem Leser mit der Relaxationsmethode eine Technik an die Hand, die den Prozess der Absorption regulierbar und das Selbst zum Produzenten einer universal eintauschbaren Währung macht.

Wie weiter oben schon erwähnt wurde, wird die Relaxation nur in Kapitel 9 unter der Überschrift »Übungen in der Relaxation« behandelt. Unter ihr versteht Bondegger zunächst nur einen nicht näher bestimmten Zustand der »Erschlaffung«. Um diesen Zustand bewusst herbeizuführen, entwickelt er unter Berufung auf einige Gewährsmänner aus der Medizin, von denen er den Nervenarzt H.M. Buchanan aus San Francisco besonders hervorhebt, eine einfache Übung. Dass diese im Ganzen gerade mal eine halbe Seite umfasst, erscheint angesichts des ganzen werberischen Pomps und der so hochgesteckten Heilungphantasie natürlich etwas enttäuschend. Dessen ungeachtet beläuft sich die Dauer der Übung tatsächlich auf die angegebenen zwei Stunden und schließt folgendes Vorgehen ein:

²⁶ Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt/New York 1999, 114-116.

²⁷ Siehe zu den Problemen dieser Krankheitsdefinition für die durch die Ratgeberliteratur angeleitete Selbstdiagnose Horst Gruner: »Typisch nervös. Der Nervenkranke im populären Gesundheitsbuch um 1900«. In: Lucia Aschauer/Horst Gruner/Tobias Gutmann (Hg.): *Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne*. Würzburg 2015, 87-110, hier 101-110.

²⁸ Wilhelm Glück: *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich*. Gettenbach bei Gelnhausen: Lebensweiser-Verlag 1932, 10.

²⁹ Ebd., 11.

³⁰ Ebd., 5.

Schliessen Sie Ihr gutgelüftetes und hellerleuchtetes Zimmer ab. Verbinden Sie sich die Augen. Verschliessen Sie sich die Ohren mit Watte. Legen Sie sich mit dem Rücken auf ein Chaiselongue oder auf einen weichen Teppich oder eine Decke, und röhren Sie während zweier Stunden möglichst kein Glied, und zucken Sie mit keinem Muskel. Jede Bewegung ist verboten. Ruhe des Körpers erzwingt Ruhe der Nerven. Sie dürfen keinen Gedanken verfolgen und nicht im Geiste sprechen. Jeden Einfall, der Ihnen kommt, müssen Sie zurückweisen. Ihre geistige Aufmerksamkeit ist gänzlich auf Ihre Füsse gerichtet, und die einzige Abwechslung, die ich Ihnen höchstens gestatte, besteht darin, dass Sie nach einer beliebigen Weile Ihre Aufmerksamkeit von dem einen Fusse auf den anderen lenken können. (40)

Die Bedeutung der Relaxationsübung für das Institut des Ratgebens leitet sich nicht aus ihrer methodischen Raffinesse ab. Im Prinzip ist sie eine recht simple Entspannungsübung, die wie viele andere Nervenheilverfahren der Zeit auf die kurative Wirkung der Ruhe setzt.³¹ Zunächst ist sie vor allem ein gutes Beispiel dafür, wie Ratgeberbücher Wissen aufbereiten, »das auch anderswo zur Verfügung steht«,³² um es für eine Anwendung im Sinne einer entscheidungs- und handlungsbehilflichen Ratgebung umzufunktionieren.³³ Angesichts dessen ist in der Berufung auf die medizinischen Autoritäten auch nicht ausschließlich eine Autorisierungsstrategie zu vermuten, mit der der heilpraktische Wirkungseffekt der Relaxationsmethode bestätigt wird. Vielmehr scheint Bondegger in Buchanan eine Art Visionär zu sehen, dem es darum geht, die Behandlung der Nervenleiden aus dem institutionellen Kontext der Medizin herauszulösen und in Form einer Selbsttechnik in der Alltagspraxis der Patienten zu verankern. So schildert er voller Zustimmung, wie Buchanan seinen Patienten rät, die Übung der Relaxation »vorzugsweise auf Spaziergängen, Geschäftsgängen, in der Strassen- oder Eisenbahn und besonders abends vor dem Einschlafen zu kultivieren« (39).

Ganz so alltagstauglich, dass sie immer und überall angewendet werden könnte, nimmt sich Bondeggers Relaxationsübung allerdings nicht aus. Da sie ein abgeriegeltes Zimmer und eine feste Dauer von zwei Stunden voraussetzt, bildet sie einen räumlich wie zeitlich abgesonderten Bereich, der ganz der energetischen Regeneration von Geist und Körper vorbehalten ist. Angesichts dieser sphärischen Abtrennung stellt sich die Frage nach dem *vitam instituere* bzw. danach, wie die Relaxationsübung in den Lebensalltag integriert wird (vgl. 3.2). Immerhin soll sie ja dabei helfen, eine Lebenspraxis einzurichten, die das übende Subjekt zu einem Großkapitalisten an Energie macht und damit zum Erfolg führt. Während man aber aus dem Vorgang der Projektion, das heißt dem beständigen Energieverbrauch, den das bloße Leben fordert, schließen kann, dass die Relaxationsübung regelmäßig wiederholt werden muss, gibt es zur genauen Frequenz dieser Wiederholung keine Angaben. Dadurch haftet ihr die Zweideutigkeit an, die vielen Übungen in den Erfolgsratgebern gemeinsam ist. Erstens bildet sie einen Außenbereich innerhalb des Lebens, der nach eigenen Regeln funktioniert und an

³¹ Vgl. Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München/Wien 1998, 357-360.

³² Helmstetter: »Die Tunlichkeit-Form«, 109.

³³ Vgl. ebd., 109.

dem sich das Subjekt in seiner Institutionalisiertheit selbst beobachten kann. Zweitens ist nicht klar, ob die Relaxationsübung nur zur sporadischen Regeneration der täglich verbrauchten Energie oder zur gewohnheitsmäßigen Absorption eines unbegrenzten Kraftvorrats genutzt wird. Dementsprechend ist in Umkehrung der Leistungsgrenze, die zwischen gesund und krank entscheidet, auch nicht einsehbar, ab welcher Menge an absorbiertener Energie der Erfolg als Tauschgut erworben wird.

Bei der narrativen Implementierung der Relaxationsübung setzt Bondeggers Ratgeber vor allem auf eine autobiographische Erzählung. Wie bereits bemerkt wurde, lässt sich das titelgebende Versprechen der zweistündigen Expresskur als proleptisches Kleinstnarrativ begreifen, welches die Befreiung von allen nervösen Leiden in der unmittelbaren Zukunft vorwegnimmt. Um die Glaubwürdigkeit dieses Narrativs zu untermauern, führt Bondegger sich selbst als Beispiel an und erzählt auf den ersten Seiten, wie er durch die Anwendung der Relaxationsübung vom Nervenkranken zum Industriekapitän aufgestiegen ist.

Als ich den Relaxationstrick kennen lernte, habe ich in zwei Stunden Körper und Seele von Grund aus regeneriert. Meine glanzlosen Augen erhielten Licht. Meine müde, gebeugte Haltung wurde aufrecht. Meine Stimme erklang wieder hell und energisch. Meine Handschrift wurde besser und harmonischer, mein Gang leicht und elastisch. Mein Gehirn arbeitete mit doppelter Schnelligkeit und doppelter Präzision. Das Gefühl der Niedergedrücktheit war verschwunden. Die Empfindung der Unlust war erloschen. Ich konnte mich wieder interessieren. Die kleinsten, nebensächlichsten Dinge erregten meine Aufmerksamkeit und erfüllten mich mit reiner seelischer Freude. Da ich mich interessieren konnte, und meine Blasiertheit verschwunden war, begann mein Gedächtnis in vorher nicht erhoffter Weise vortrefflich zu funktionieren. Meine beruflichen Sorgen lösten sich in Nichts auf. Ich behielt alles im Kopf, ohne Mühe, nur weil es passiert war, und Obliegenheiten, die mich gestern mit banger Sorge erfüllten, begrüßte ich heute freudig, denn sie gewährten mir Gelegenheit, meine geistigen Kräfte zu zeigen, Triumphe zu ernten und materiellen Erfolg zu erzielen. Von der Zeit an, wo ich tagtäglich den Relaxationstrick anwandte, ging mein Lebenspfad nicht mehr abwärts, sondern aufwärts. War ich erst in allen Situationen Amboss, so wurde ich vom ersten Tage an Hammer, und bald, war ich der Schmied, der Mann, der trotz der grossen Konkurrenz der Stellungssuchenden die besten Stellen erhielt und bald zu dem wurde, was man [...] einen »Industriekapitän« nennt. (3f.)

Zweifelsohne liegt hier eine waschechte Erfolgsgeschichte vor. Auf den ersten Blick fällt dabei zuallererst die Reihung von Sätzen auf, in denen ein vormals schlechter Zustand, nach dem Motto »meine glanzlosen Augen erhielten Licht«, in sein Gegenteil kippt. Man kann in der strukturalen Organisation dieser Sätze das ausmachen, was Roland Barthes in der *Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen* den Kern bzw. die Kerne einer Erzählung nennt. Unter ihnen versteht er sogenannte Kardinalfunktionen, die »für den Fortgang der Geschichte folgentragende Alternative[n] eröffne[n]«³⁴. Demnach würde

34 Roland Barthes: »Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen«. In: Ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a.M. 1988, 102-143, hier 113.

die Aufhellung der glanzlosen Augen gerade deshalb eine Bedeutung für Bondeggers Erfolgsgeschichte haben, weil sie die Möglichkeit birgt, dass der Relaxationstrick versagt und die nervöse Trübung der Augen oder die gebeugte Haltung fortbestanden hätten. Gleichermaßen gilt *eo ipso* für alle anderen positiven Veränderungen, die sich satzweise aneinanderreihen und mal die Handschrift, die Gehirnleistung oder die psychische Verfasstheit betreffen. Auch sie bergen das »Risikomoment« eines Scheiterns und entpuppen sich daher als Alternativpunkte, an denen sich Grundsätzliches für den Fortgang der Geschichte entscheidet. Das Nichtscheitern ist dabei wesentlich für die strukturelle Sequenzierung von Bondeggers Erzählung und für ihre gattungsmäßige Bestimmung als Erfolgsgeschichte. Wenn mit Barthes gesprochen die Sequenz der Behandlungserfolge »eine logische Folge von Kernen« bildet, »die miteinander durch eine Relation der Solidarität verknüpft sind«,³⁵ kann das Scheitern der Relaxationsübung an keiner Stelle auftreten, ohne dass sich die gesamte Geschichte ändert.³⁶

Demnach wäre die sequenzielle Struktur, die aus Bondeggers Erzählung eine Erfolgsgeschichte macht, darüber zu bestimmen, dass sie eine Reihe an kardinalen Erfolgsmomenten präsentiert. Allerdings gilt es dabei zu beachten, dass die Erzählung eine Trennung zwischen der Sequenz der Behandlungserfolge und der Sequenz des daran anschließenden Geschäftserfolgs vornimmt, welche mit dem Satz markiert ist: »Von der Zeit an, wo ich täglich den Relaxationstrick anwandte« (4). Diese Trennung steht, indem sie einen Wechsel in der Frequenz der Wiederholung anzeigt, für die oben diskutierte Zweideutigkeit der Relaxationsübung. So bleibt unklar, ob die tägliche Anwendung nach wie vor die Behandlung der nervösen Beschwerden einschließt, wie auch unklar bleibt, ab welcher Menge an absorbiertener Energie der Geschäftserfolg bzw. der Aufstieg zum Industriekapitän eintritt. So gesehen wird das *vitam instituere* in dem soeben angesprochenen Sinne gerade nicht gezeigt, sondern nur in Form der Übungsresultate statuiert. Maßgeblich hierfür ist die Auslassung durch die funktionale Einheit der Katalysen. Bei ihnen handelt es sich, so Barthes, um sogenannte »Füllsel«, die »den Abstand zwischen den Scharnier-Funktionen« der Kerne mit »Kleininstgeschehen oder Kleininstbeschreibungen« anreichern. Sie bilden im Gegenzug zu dem notwendigen Gerüst der kardinalen Alternativpunkte den »Luxus« der Erzählung, der Ruhe in das Geschehen bringt und zu dessen Expansion beiträgt. Dabei gilt: »Die Erzählung ist [...] endlos katalysierbar«³⁷.

Angesichts dessen erscheint die Erzählung von Bondegger, die abseits der kardinalen Erfolgsmomente kaum Raum für Kleininstgeschehen bietet, recht arm an Katalysen. Allerdings bedeutet deren Fehlen oder geringes Vorkommen keineswegs, dass sie ohne Funktion sind. In der Sequenz vor der Steigerung der Übungsfrequenz dient die Aussparung der katalytischen Füllsel entsprechend dazu, die absolute Bewegungslosigkeit während der zweistündigen Relaxationsübung darzustellen. Hingegen erweckt ihr Fehlen in der zweiten Sequenz den Eindruck, als würde sich zwischen den Geschäftserfolgen nichts weiter ereignen und als würden diese zeitlich extrem nah beieinanderliegen. Auf diese Weise liefern die Katalysen nicht nur eine verknappete, aber umso verklärtere

³⁵ Ebd., 118.

³⁶ Vgl. ebd., 114ff.

³⁷ Ebd., 112-115.

Darstellung des *vitam instituere*, wie es sich – zumindest in der Fiktion – unter der regelmäßigen Anwendung der Relaxationsübung vollzieht. Sie erweisen sich zudem als konstitutive Bestandteile von Bondeggers Erfolgsgeschichte, indem sie die Reihung der kardinalen Erfolgsmomente um eine zeitliche Dimension ergänzen und so zu ihrer Verdichtung beitragen.

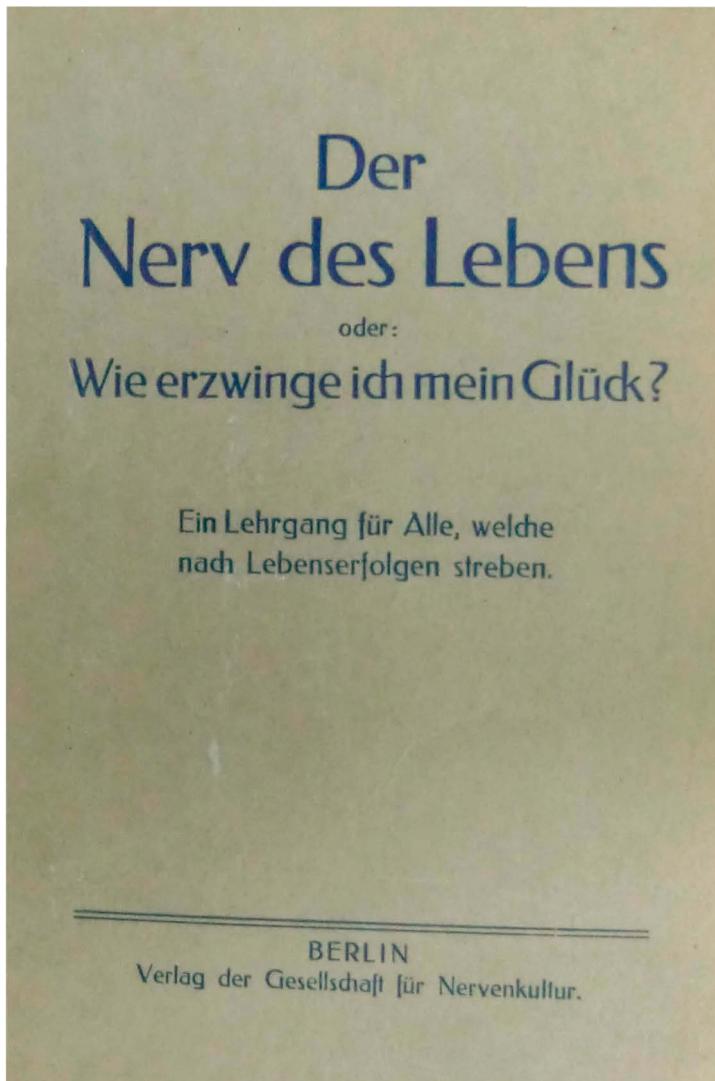
Das Narrativ der schmucklos gereihten kardinalen Erfolgsmomente und das damit vermittelte Phantasma, dass sich der bruchlose Aufstieg vom Nervenkranken zum Industriekapitän durch die Relaxationsübung bewerkstelligen lässt, bildet so etwas wie die globale Referenz von Bondeggers Ratgeber. Als solche ist es auf allen Ebenen der textuellen Kommunikation aktiv und übernimmt eine umfassende institutionelle Funktion. Nicht nur ist es Teil der paratextuellen Außenwerbung, die den Leser mit dem Versprechen auf schnelle Heilung und eine bessere Zukunft anlockt, es dient als leitmotivisches Phantasma auch der Rezeptionssteuerung. Derart steckt es den Erwartungshorizont des Lesers auf allen Stufen der Lektüre ab und regelt, indem es einen latenten Motivationsgrund für die Anwendung bzw. das *vitam instituere* der Relaxationsübung liefert, das Verhältnis zwischen Ratgebendem und Ratsuchendem. Entsprechend ist die Erzählung von Bondeggers Erfolgsgeschichte auch unter den Bedingungen des pseudomündlichen Sprechens sowie der psychologisierenden Effekte der Suggestion zu sehen.

Wenn Bondegger am Ende der Erzählung zum Leser sagt, »was ich kann, können Sie auch« (4), ist das eine Ermutigungsgeste, die die Kooperationsbereitschaft befördern soll. Gleichzeitig ist es die Forderung eines charismatischen Ratgebers auf Gefolgschaft. Was deren persuasives Gewicht ausmacht, ist die Vorstellung, dass sich mithilfe von Bondeggers Anweisungen ein Leben voll von kardinalen Erfolgsmomenten nach dessen Vorbild verwirklichen lässt. Dass diese textinterne Wirkungsfunktion einer durch Nachahmung gelebten Erfolgsgeschichte viel leichter zu kalkulieren und kontrollieren ist als ihre textexterne Wirkungsfunktion, macht ironischerweise das Scheitern von Bondeggers Ratgeber klar. Gustav Eberhardt, ein Autor aus dem großen Kreis der Laientherapeuten, berichtet in seinem Ratgeber *Warum ich nervös und wie ich wieder gesund wurde* (1920), wie er zur Beseitigung seiner nervösen Beschwerden verschiedene Nervenärzte aufsuchte, verschiedene Arzneien ausprobierte und verschiedene Broschüren las. Unter letzteren findet sich Bondeggers *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* aufgelistet, allerdings ohne dass eine Verbesserung der nervösen Leiden in der angegebenen Zeit der Behandlungsdauer vermerkt und ohne dass Eberhardts ausführlich geschilderte Leidensgeschichte in eine Erfolgsgeschichte münden würde.³⁸ Hieran zeigt sich nicht nur die Widerständigkeit von textexternen Rezeptionsprozessen, es werden auch die besonderen Distributionsregeln des Ratgeberdiskurses einsichtig, mittels derer konkurrierende Narrative unterbunden, wenn nicht gar diffamiert werden. Vor allem aber zeigt das »reale« Scheitern von Bondeggers Erfolgs-Narrativ, dass die Entwicklung vom Nervenkranken zum Industriekapitän ein Plot-Schema darstellt, das vor allem im Bereich der literarischen Fiktion verweilt und seine kulturelle Wirkung in der Herstellung und Distribution kollektiver Wunschvorstellungen entfaltet.

38 Vgl. Gustav Eberhardt: *Warum ich nervös und wie ich wieder gesund wurde. Der Weg zu Gesundheit und Lebensfreude*. Stuttgart: Verlag von Strecker und Schröder 1920, 12f.

**4.2 Willy Eppenstein: Der Nerv des Lebens oder:
Wie erzwinge ich mein Glück? (1915)**

Abbildung 24: Deckblatt.



Die schlichte Aufmachung, mit der Willy Eppensteins Ratgeber *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück?*³⁹ (1915) daherkommt, trügt. Ihr stehen knapp 700 Seiten Textumfang gegenüber, die schnell jede Geste der Bescheidenheit vergessen machen. Das schiere Volumen des Texts hat mit dem gewählten Format zu tun. Wie im Untertitel zu lesen ist, versteht sich Eppensteins Ratgeber als *Ein Lehrgang für Alle, welche nach Lebenserfolgen streben*. Dabei macht es sich der Lehrgang nicht nur zur Aufgabe, »die Wahrscheinlichkeit der Erreichung jener Ziele zu steigern, in denen sich [...] das Glück verkörpert« (5), er behandelt mit den Nerven zudem einen hochkomplexen Gegenstand. So heißt es mit Blick auf die spezielle Anatomie des Nervensystems: »Schon allein die Kompliziertheit jenes Netzwerkes feiner und feinster Fäden, das alle Teile und Organe unseres Körpers gespinnstgleich durchzieht, zeigt, daß wir uns hier mit einem über menschliche Begriffe hinaus genialen Werke der Schöpfung zu befassen haben« (7).

Der Umfang von Eppensteins Lehrgang resultiert also zumindest in Teilen aus der Kompliziertheit und Unbegreiflichkeit, die dem Gegenstand der Nerven immanent ist. Hinzu kommt, dass der Lehrgang nicht nur ein theoretisches Wissen von den Nerven vermitteln soll, sondern auch davon, wie sie zur wahrscheinlicheren Erreichung des Lebenserfolgs genutzt werden können. Dass hierbei die Nervenkraft nur ein Faktor neben anderen ist, unterstreicht nur noch die Ambitioniertheit dieses Vorhabens.

Denn neben jenen Faktoren des Erfolges, die wie Ausdauer, Kaltblütigkeit, Aufmerksamkeit, Willenskraft usf. ihre Wurzel ganz oder überwiegend in den Zentren unserer Nervenkraft haben, spielen natürlich auch die ererbte oder anerzogene Veranlagung, das erworbene Rüstzeug des Könnens und Wissens, die Zufälligkeiten der gesellschaftlichen Stellung, und sogar bloße Aeußerlichkeiten wie die Erscheinung in Fragen des Lebenserfolges eine bedeutsame Rolle. (17)

Das Verhältnis zwischen Veranlagung und Nervenkraft ist bestimmd für den Erfolgsbegriff bei Eppenstein. So ist er überzeugt, dass viele Menschen ihren Mangel an Leistungsfähigkeit auf eine schlechte Veranlagung zurückführen (sie würden dann auch von der »Ungunst des Schicksals« und »Wetterwendigkeit des Glückes« (16) sprechen), weil sie darin ein Indiz für eine nervöse Erkrankung erkennen. Nach Eppenstein gründet diese Einsicht auf einem einfachen psychologischen Reflex: »Man wird sich eben seiner Nerven erst bewußt, wenn körperliche, geistige oder seelische Störungen eintreten und an deren Vorhandensein erinnern« (15). Übersehen wird dabei, so Eppenstein, das immense Leistungspotenzial der Nervenkraft, dem »nahezu keine Schranken gesetzt« (20) seien und das deshalb in der Lage sei, die Zufälligkeiten der Veranlagung auszugleichen. Entsprechend kann der Erfolgsbegriff auf die einfache Formel gebracht werden: »Erfolg ist das Resultat aus Veranlagung plus Nervenkraft!« (18).

Eine solche Erfolgsformel hat natürlich Konsequenzen für den konzeptionellen Zuschnitt des Ratgebers. Zunächst wird allen Menschen – vorausgesetzt sie sind willens,

39 Willy Eppenstein: *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück? Ein Lehrgang für Alle, welche nach Lebenserfolgen streben*. Berlin: Verlag der Gesellschaft für Nervenkultur 1915. Künftig zitiert im Text.

ihre Nervenkraft durch entsprechende Maßnahmen zu steigern – die gleiche Chance auf Erfolg in Aussicht gestellt. Außerdem wird der Anteil der Leistung am Erfolg aus dem Verhältnis der vorhandenen Veranlagung und der zusätzlich aufgewendeten Nervenkraft berechnet.⁴⁰ Und schließlich können Misserfolge, Armut oder Krankheit als Ausdruck von Schwäche gedeutet werden, die allein im Verantwortungsbereich des Individuums liegt.

Überhaupt ist Eppensteins Erfolgsbegriff stark von sozialdarwinistischen Überlegungen beeinflusst, was sich etwa darin niederschlägt, dass das Leben als »ein Kampf Aller gegen Alle« (227) bezeichnet wird. Die Beziehung, die der Begriff des Kampfs um 1900 zur Sphäre der Ökonomie und zur Ratgeberliteratur unterhält, hat Michael Cowan eingehend untersucht. Für ihn steht dabei fest, dass die Metapher des Kampfs eine gängige Phrase ist, mit der die Ratgeberliteratur die veränderten Konkurrenz- und Sozialverhältnisse im Industriezeitalter beschreibt. Prototypisch sieht er diesen ökonomischen Wandel im freien Unternehmertum verkörpert, das aufgrund des höheren Eigenrisikos nicht nur mit einer deutlichen Verunsicherung einhergeht, sondern den nervös gereizten Geschäftsmann als neuen Typus des modernen Wirtschaftslebens hervorbringt.⁴¹ Bei Eppenstein wird der Kampf, den der Einzelne im Ringen um materiellen Erfolg täglich zu bestehen hat, außerdem noch in den weiteren Kontext des Ersten Weltkriegs gestellt. Im Kapitel »Was uns der Weltkrieg lehrt« geht er deshalb der Frage nach, inwieweit die Bedingungen des individuellen Konkurrenzkampfs auf kollektive Entitäten wie den Staat oder die Nation übertragen werden können (vgl. 615-626). Dass dabei die Nervenkraft als ein Problem aufgefasst wird, das »die Rasse und Nation nicht minder wie den Einzelnen angeht und von dessen Lösung hier wie dort der Erfolg abhängt« (626), kann vor dem Hintergrund von Eppensteins Erfolgsformel nur wenig überraschen. Außerdem ist die Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg ein gutes Beispiel dafür, wie sich der medizinische Nerven-Diskurs »in den letzten Monaten des Jahres 1914 zu einem Kriegsnerven-Diskurs«⁴² wandelt.

Der Lehrgang von Eppenstein setzt sich, was sicher der thematischen Spannbreite geschuldet ist, insgesamt aus dreizehn Teilen zusammen, die jeweils in einen »ausführlichen praktischen und einen kürzeren medizinisch-theoretischen Abschnitt« (10) zerfallen. Die praktischen und theoretischen Abschnitte werden durchgehend mit dem alphanumerischen Code A und B voneinander getrennt. Erstere enthalten neben »einzelnen Untersuchungen«, die sich mit den »hervorstechende[n] Körper- und Charaktereigenschaften der Erfolgsmenschen« (10) befassen, auch regelmäßig Übungen. Jeder praktische Abschnitt behandelt einen neuen Aspekt der Erfolgseigenschaften, die entsprechend mit Überschriften wie »Die Macht des Mutes«, »Die Kraft zu Begehr und

40 Dass Eppenstein die Nervenkraft als messbare Einheit für erbrachte Leistungen aufruft, deutet auf einen veränderten Leistungsbegriff hin, der mit dem Übergang zur Massengesellschaft um 1900 aufkommt und zu einem sozialen Maßstab der Individualität aufsteigt. Siehe hierzu Nina Verheyen: »Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900«. In: *Merkur* 66/5 (2012), 382-390.

41 Vgl. Michael Cowan: *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*. Pennsylvania 2008, 71-78; vgl. 1.3.

42 Bernd Ulrich: »Krieg der Nerven, Krieg des Willens«. In: Niels Werber/Stefan Kaufmann/Lars Koch (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart 2014, 232-258, hier 243.

Entsagung« oder »Vom Wert der Ausdauer« betitelt werden. Der theoretische Teil liefert hingegen unter der gleichbleibenden Überschrift »Das menschliche Nervensystem« eine fortgesetzte Belehrung zur Anatomie, Vitalfunktion und Pathologie der Nerven. Ein besonderes typographisches Merkmal sind die Zwischenüberschriften, die sich hauptsächlich am Rand der praktischen Abschnitte finden und wohl der besseren Orientierung dienen. Dass das Format des Lehrgangs eine institutionelle Dimension aufweist, macht schon der Untertitel klar: Es werden nur die Menschen adressiert, die bereits strebsam sind.⁴³ Schließlich kann ein Lehrgang, der auf knapp 700 Seiten die komplizierten Zusammenhänge zwischen Nervenleistung und Lebensorfolg in praktischer wie theoretischer Hinsicht erörtert, nur als Studium konzipiert sein.

Entsprechend wird dem Leser in einem vorangestellten Kapitel »Das Studium des Lehrganges« erläutert, das neben der Sammlung der Gedanken und der »ergänzende[n] Anwendung eigener gesammelter Gedankentätigkeit« (8) vor allem Zeit erfordert.⁴⁴ Um nämlich den Lehrgang richtig zu studieren, soll der Leser »nach jedem neuen Gedanken, der erörtert und nach jeder Beobachtung, die vorgetragen wird, den Blick von den Zeilen [...] erheben und — wo immer möglich, unter Zuhilfenahme eigener Erfahrung und Erinnerung — nach[prüfen], inwieweit das Gesagte zutreffend oder angreifbar erscheint« (8). Bei einem derartigen Vorgehen, so muss Eppenstein einräumen, kann das Studium des kompletten Lehrgangs bis zu einem Jahr betragen (vgl. 9). Damit setzt die erfolgreiche Absolvierung des Lehrgangs bereits einige der Eigenschaften voraus, die in den praktischen Abschnitten als die hervorstechenden Körper- und Charaktereigenschaften der Erfolgsmenschen verhandelt werden. Allen voran ist hier die Fähigkeit zur Konzentration und Ausdauer zu nennen. Aber auch Charakterstärke und Mut sind gefordert, wenn Eppenstein verlauten lässt, dass er keine »blindgläubigen Leser, sondern kritisch Studierende« will. Der Zugang zum Text ist also mit gewissen Hürden versehen, die insofern institutioneller Natur sind, als sie sich aus dem Format des Lehrgangs ableiten.

Zweifelsohne ist das Format des Lehrgangs aufs Engste an eine Programmatik gebunden. Überhaupt sind Ratgeber eine höchst programmatiche Textsorte. Mit der Montage von verschiedenen Formen des Ratgebens (Handlungsanleitungen, Verhaltensempfehlungen, Selbsttechniken, Praxistipps, Trainingsplänen, Übungen etc.), aber auch verschiedenen Formen der Wissensvermittlung (Dialoge, Erzählungen, Beispiele, Diagramme, Bilder etc.) stellen Ratgeber ein in seinen Grundbestandteilen wiederkehrendes und damit erwartbares Programm zur Behebung eines Problems oder zur Verbesserung einer Lebenslage bereit. Da im Format des Lehrgangs eine chronologische Durcharbeitung der einzelnen Bestandteile nahegelegt wird, kommt in ihm die Programmatik des Ratgebergenres nur in besonderer Deutlichkeit zum Tragen. Auch die oft verwendete Metapher vom Weg zum Erfolg signalisiert ja, dass ein Zusammenhang zwischen dem vorgegebenen Erfolgsprogramm und dessen schrittweiser Umsetzung

⁴³ Vgl. auch etwa Heinrich Ernst Schwartz: *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute*. Wien: Verlag der »Neuen Bibliothek« 1906; sowie 1.1.

⁴⁴ Der Zeit-Aspekt spielt auch in Brechts Systementwurf (vgl. 3.4) eine wichtige Rolle. Daraus lässt sich zumindest in Teilen folgern, dass mit dem Anspruch auf Strukturiertheit und eine systematische Durcharbeitung der Inhalte der zeitliche Aufwand der Lektüre steigt.

besteht (vgl. 1.1). Was das Verhältnis von Format und Programm betrifft, kann man zunächst von der schlichten Beobachtung ausgehen, dass sich bestimmte Formate durch ihre Einbettung in ein Programm auszeichnen.⁴⁵ Dabei gilt: »Je verschiedenartiger die Bestandteile, desto ausgeprägter die Programmatik«.⁴⁶ Wo also viele verschiedene Formate in eine Programmstruktur eingepasst werden, wäre folglich auch die Programmhaftigkeit stärker. Besonders augenscheinlich zeigt sich das in den althergebrachten Programm-Medien wie dem Fernsehen oder Radio. Hier werden nicht nur einzelne Sendungen nach einem Sendeplan in eine zeitliche Ordnung gebracht; die Sendungen brauchen ein Format, »das sich in die Programmstruktur und das Programmschema einfügen muss«.⁴⁷ Umgekehrt weisen manche Medien, wenn sie nicht in eine solche Programmstruktur eingefasst sind, keine Formateigenschaften auf. Ein Beispiel ist der Film, der an sich keine Programmatik und keine Formate besitzt. Erst die Vorführung im Rahmen eines Kino-Programms verschafft ihm einerseits eine Programmatik, in die auch einzelne Formate wie der Trailer oder die Kinowerbung eingebunden sind, andererseits erhebt sie die Spieldauer zur wesentlichen Formateigenschaft des gezeigten Films.⁴⁸

Hiernach lässt sich zunächst schließen, dass Eppensteins Lehrgang ein ausgeprägtes Format ist, weil er eine Programmatik besitzt. Ausschlaggebend ist dabei, dass sich der Lehrgang aus wesentlich verschiedenen Bestandteilen (praktische Untersuchung der Erfolgseigenschaften, theoretische Erläuterung des Nervensystems, Übungen) zusammensetzt, die in ihrem didaktischen Aufbau eine Einheit bilden. Insofern ließe sich hier von einem Studienprogramm sprechen. Allerdings kommt darin eine etwas andere Programmatik als im Fernsehen oder Radio zum Tragen, was schon daran erkennbar wird, dass sich die Programmteile in ihrer triadischen Struktur wiederholen und logisch aufeinander aufbauen. Man kann in den Lehrgang von Eppenstein eben nicht an beliebiger Stelle einsteigen, wie man beim Fernsehen oder Radio vielleicht am Morgen eine Sendung sieht oder hört, um dann erst wieder am Abend oder mehrere Tage später eine andere Sendung zu sehen oder zu hören.

Der Unterschied in der Programmatik hat mit der besonderen institutionellen Verfasstheit von Eppensteins Lehrgang zu tun. Programm-Medien wie das Fernsehen oder Radio sind klassische Massenmedien. Als solche können sie mit Luhmann als Einrichtungen, also als Institutionen aufgefasst werden, »die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Hilfsmittel der Vervielfältigung bedienen«.⁴⁹ Das Programm eines Fernseh- oder Radiosenders, das unabhängig von den Nutzungsabsichten eines Einzelnen und den Erwartungshaltungen der Massen Bestand hat, bemisst dabei den Grad der Institutionalisierung. Nun ist klar, dass ein Ratgeber keine vergleichbare Institution wie eine Rundfunkanstalt ist. Das ist hier aber nicht ausschlaggebend. Vielmehr zählt, dass die Programmstruktur von Eppensteins Lehrgang auf eine Vereinheitlichung der Aneignungsprozesse durch die vielen Leser zielt. Es geht also nicht

45 Vgl. Michael Niehaus: *Was ist ein Format?* Hannover 2017, 65f.

46 Ebd., 67.

47 Ebd., 66.

48 Vgl. ebd.

49 Zit. n. ebd., 68.

um die Einrichtung einer Programmstruktur, die einem dispersen Rezipientenkollektiv die Wahl zwischen wiederkehrenden Formaten lässt, sondern um die Angleichung der Lerneffekte in der wiederholten Anwendung des Lernprogramms.

Dieser Aspekt macht sich natürlich vor allem in den Übungsteilen bemerkbar. So verspricht eine Übung zur *Gedankenrast*, dass sie »es jedem ermöglicht, nach gedanklichen Anstrengungen eine überraschend schnelle und wirksame Regeneration seiner geistigen Energie herbeizuführen« (98). Die Stelle macht klar, dass die Programmatik von Eppensteins Lehrgang vordergründig darin besteht, eine gleich gute Wirkung bei den verschiedenen Lesern, welche die Übung wiederholt ausführen, zu erzielen. Insofern ist die institutionelle Dimension der Programmatik zwar auch an den massenmedialen Vermittlungsmodus der Vervielfältigung gebunden, sie zielt aber im Gegensatz zu den Programm-Medien auf die Instituierung einer geordneten Lernpraxis, die das Leben der vielen Rezipienten positiv verändern soll. Aus diesem Grund ist auch die Beachtung der schrittweisen Durcharbeitung unabdingbar. So lautet eine der vielen Mahnungen: »Man führe [...] niemals eine Uebung aus, ohne zuvor die den Anweisungen beigegebene Begründung gelesen zu haben« (98).

Auch in den Abschnitten, die der Untersuchung der einzelnen Erfolgseigenschaften gewidmet sind, wird auf die Einhaltung der Schritt-für-Schritt-Ordnung gepoht, indem immer wieder auf zuvor erörterte Sachverhalte und Erkenntnisse rekuriert wird. Entsprechend beginnt das Kapitel »Die Macht des Mutes« nicht nur mit einer kurzen Rückschau auf die vorhergegangene Untersuchung der Konzentration, diese bildet auch die Grundlage für die weiterführenden Untersuchungen. »So werden wir uns nunmehr zunächst mit der Frage zu beschäftigen haben, in welcher Weise die konzentrierten Lebens- oder Nervenkräfte unseres Organismus wirksam werden« (125).

Man kann also sagen, dass sich der Grad der Institutionalisierung im Format des Lehrgangs nach der Programmatik richtet, mit der die verschiedenen Leser zu einem gleichen Tun angewiesen werden. Oder anders gesagt: Je zwingender die vorgegebene Ordnung der Programmteile für die erfolgreiche Ablegung des Lehrgangs ist, desto stärker wirkt die institutionelle Ebene auf das Subjekt. Es lässt sich kaum leugnen, dass die schrittweise Befolgung eines Lernprogramms einen eher disziplinierenden Charakter hat und in gewissem Gegensatz zu Eppensteins Aussage steht, er wünsche sich einen kritischen Leser. Allerdings ist das nur ein scheinbarer Widerspruch. Denn wo das Format des Lehrgangs den Rahmen vorgibt, innerhalb dessen sich der Wiedergebrauch des Texts durch verschiedene Leser vollzieht, dort besteht eine Ordnung, die sich nicht durch das delinquente Verhalten von Einzelnen aufheben lässt (vgl. 1.4). Zudem ist die Kritikfähigkeit des Lesers, wie oben bereits angemerkt, ein Zeichen von Beharrlichkeit und Charakterstärke, also Eigenschaften, die für die erfolgreiche Bewältigung des Lehrgangs erforderlich sind. Von daher ist es wohl eher so, dass Eppenstein mit dem kritischen Leser einen Rezipiententypus adressiert, der sich aufgrund seiner Persönlichkeitsmerkmale leicht an die Programmatik des Lehrgangs anpassen kann und gewisse ordnungsbildende Strukturen dieses Formats schon in sich trägt.

Das primäre Bezugssystem, auf das sich das Format des Lehrgangs stützt, um die vermittelten Inhalte zu bewahrheiten, ist die Wissenschaft. Allein die Tatsache, dass der Lehrgang als Studium konzipiert ist oder dass die praktischen Abschnitte als Untersuchungen bezeichnet werden, deutet diese Referenznahme an. Entsprechend macht

es sich auch Eppenstein zur Aufgabe, »durch wissenschaftlich bewiesene Tatsachen dar[zu]tun, daß der Wille zu Glück und Erfolg auch den Weg zu [den] höchsten Menschheitszielen bahnt« (6). Natürlich stellt sich in diesem Zusammenhang sogleich die Frage, ob Glück und Erfolg überhaupt adäquate Gegenstände der wissenschaftlichen Theoriebildung sind und ob die Bezugnahme auf das Wahrheitssystem der Wissenschaft nicht nur rhetorischer Natur ist. Dem kann man einerseits entgegnen, dass der *Will*e, der hier als treibendes Momentum für Glück und Erfolg genannt wird, am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert eines der dominanten Forschungsobjekte der experimentellen Psychologie darstellt.⁵⁰ Das heißt, dass die szientifische Bedeutung von bestimmten Themen und Gegenständen historisch bedingt ist und nicht einem überzeitlichen Geltungsanspruch unterliegt.⁵¹ Andererseits stellt sich gerade in einem Genre wie dem der Erfolgsratgeber weniger die Frage nach der Richtigkeit des dargestellten Wissens als nach den Strategien zu dessen Bewährtheit.

Auf diese Weise rücken gerade die rhetorischen und ästhetischen Verfahren, mit denen Eppenstein den Anschein von Wissenschaftlichkeit erzeugt, in den Mittelpunkt der Betrachtung.⁵² Dieser bedient sich hierfür zunächst bei einem domänentypischen Vokabular. Immer wieder ist von Tatsachen, Thesen, Mutmaßungen, Beweisen, Argumenten, Erkenntnissen, Beobachtungen, Erfahrungen, Schlussfolgerungen, Untersuchungsergebnissen uvm. die Rede. Alle diese Begriffe stellen auf der Textoberfläche den typischen Duktus eines wissenschaftlichen Diskurses her. Dabei wird die Oberfläche selbst zum Thema und als eine Erkenntnissphäre gedacht, in der sich das Wahre leicht offenbart. So heißt es etwa: »Schon oberflächliches Nachdenken lässt keinen Zweifel an der Unanfechtbarkeit dieser Thesen« (239). Die Unwiderlegbarkeit seiner Aussagen versucht Eppenstein auch durch die Evokation einer stringenten Argumentationsweise zu untermauern. Hierfür bemüht er einen erörternden Diskussionsstil, der mögliche Einwände formuliert und sich argumentativ mit diesen auseinandersetzt. So gibt er sich im Folgenden – wie an vielen Stellen des Texts – ebenso umsichtig wie problembewusst: »Nun ist es ja allerdings richtig, daß diese Hypothese nicht ohne weiteres und [...] nur unter einschränkenden Voraussetzungen der Nachprüfung standhält« (17). Dass Eppenstein die Argumentation in ihrem prozessualen Verlauf offenlegt und damit nachvollziehbar macht, wie er zu einer Meinung gekommen ist, entspricht dem Transparenzgebot der Wissenschaft. Dadurch soll nicht nur ein höherer Grad an Objektivität erreicht, es soll auch ein Wissen generiert werden, das unabhängig vom Äußerungskontext als wahr zu gelten hat.⁵³ In diesem Sinne tragen auch die Berücksichtigung anderer Meinungen (vgl. 535) oder die kritische Interpretation und Prüfung (vgl. 413f.) von Daten zum Nimbus der Wissenschaftlichkeit bei.

⁵⁰ Vgl. etwa Cowan: *Cult of the Will*, 1-3.

⁵¹ Vgl. hierzu Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981, 253-279.

⁵² Eine solche Untersuchungsperspektive hat die spezifischen poetologischen Verfahrensweisen im Text unter den Bedingungen einer wissenschaftlichen Autorschaft zu berücksichtigen. Vgl. Felix Steiner: »Wissenschaftliche Autorschaft zwischen Zeitschrift und Handbuch. Überlegungen zu einer am Autorbegriff orientierten Poetologie wissenschaftlicher Texte«. In: Matthias Schaffrick/Marcus Willand (Hg.): *Theorien und Praktiken der Autorschaft*. Berlin/Boston 2014, 567-593, hier 569f.

⁵³ Vgl. ebd., 568f.

Trotz des wissenschaftlichen Anspruchs bleiben die leichte Nachvollziehbarkeit und der lebenspraktische Bezug des aufgebotenen Wissens von maßgeblicher Bedeutung. Entsprechend wird immer wieder auf Alltagsbeobachtungen und deren allgemein verbürgte Gültigkeit rekurriert: »Endlich wissen wir ja auch aus praktischer Erfahrung« (402), heißt es dann, oder es wird eine Tatsache als »allbekannt« (275) hingestellt. Auch in der Aussage, dass es »gewiß keiner langen Begründung bedarf, um Jedem glaubhaft zu machen« (529), wird die besondere Erkenntnisqualität von alltagsnahem Wissen betont. Die Bezugnahme auf Erkenntnisse, zu denen auch die Leser leichten Zugang haben und die sie selbst schnell überprüfen können, ist eine rhetorische Strategie, mittels der ein textexternes Subjekt nicht nur überzeugt, sondern in den Erkenntnisbildungsprozess eingebunden werden soll. Insofern ist die Evidenzierung der beobachteten Sachverhalte auch an die praktische Teilnahme der Leser gebunden: »Man halte das nicht für unbegründete theoretische Mutmaßung, sondern überzeuge sich durch Beobachtung im Bekanntenkreise« (277). Es besteht kein Zweifel, dass diese Art der leserbezogenen Wissensdidaktik dem Format des Lehrgangs geschuldet ist. Im Vordergrund steht dabei das Lernen im Vollzug der Lektüre, wobei die prozessuale Argumentationsführung und Vermittlungsmethode wieder der Schritt-für-Schritt-Struktur des Studienprogramms entspricht.

Eines der maßgeblichen poetologischen Mittel, das Eppenstein einsetzt, um das Lernen aus der Erfahrung methodisch zu koordinieren, ist das *Beispiel*. Im Grunde werden permanent Beispiele in den Text gestreut, wobei zunächst die Unterschiede zwischen ihnen auffallen. Manchmal stehen sie für sich allein, manchmal treten sie in Kaskaden auf, manchmal sind sie von nur geringem Umfang und manchmal werden sie über mehrere Seiten hinweg diskutiert. Auch die Inhalte wechseln beständig. Zwar sind die Beispiele stets auf den aktuellen Kontext bezogen und behandeln Fragestellungen, die im Rahmen des Lehrgangs von Belang sind, sie nehmen dabei aber auf so unterschiedliche Sachverhalte wie das Rauchen (vgl. 200f.), die Eisenbahn (vgl. 484f.) oder den Ersten Weltkrieg (vgl. 619ff.) Bezug. Sehr unterschiedlich gestaltet sich auch die Einbettung der Beispiele in den Fließtext. Während manche Beispiele durch entsprechende *verba dicendi* wie »beispielsweise« (siehe etwa 47, 83 u. 139) oder das Kürzel »z.B.« (siehe etwa 149, 169 u. 273) angekündigt werden, gehen anderen Beispielen ganze Sätze voraus, die gleich noch die damit bezweckte Operation angeben: »Zwei Beispiele mögen diese Vorgänge verdeutlichen« (30). Gerade an der sprachlichen Realisierung zeigt sich, dass »das Beispielgeben eine diskursive Praxis ist«⁵⁴, die eine bewusste textuelle Handlung impliziert. Von einem diskursanalytischen Standpunkt aus lassen sich deshalb »für das Vorkommen von Beispielen in Texten, [...] verschiedene Dimensionen unterscheiden«.⁵⁵ So würde die oben beschriebene Häufung und Verteilung der Beispiele etwa unter die – im engeren Sinne – diskursive Dimension fallen. Hingegen lässt die Ankündigung, dass zwei Beispiele zur Verdeutlichung vorgeführt werden sollen, ein Erläuterungsbeispiel erwarten, das demgegenüber einer eher konzeptionellen

54 Christian Lück/Michael Niehaus/Peter Risthaus/Manfred Schneider: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Archiv des Beispiels. Vorarbeiten und Überlegungen*. Zürich/Berlin 2013, 7-25, hier 14.

55 Ebd.: »Einleitung«, 14.

Dimension zuzurechnen wäre.⁵⁶ Weitere Dimensionen, in denen Beispiele wirksam werden können, sind die rhetorische und normative Dimension. Viele der bei Eppenstein eingesetzten Beispiele haben eine rhetorische Wirkungsdimension, da sie primär didaktischen Zwecken dienen. Normative Beispiele gibt es bei Eppenstein – wie in vielen anderen Erfolgsratgebern auch (vgl. Kap. 2) – in Form von vorbildlichen Karrieren berühmter erfolgreicher Menschen.⁵⁷ Welche Funktion ein Beispiel übernimmt, ist also immer kontextabhängig, wobei »die zunächst offensichtlichste Funktion von Beispielen [darin besteht], abstrakte Theoriekomplexe oder generelle Regeln zu illustrieren, also unmittelbare Evidenz für komplexe Zusammenhänge zu erzeugen«.⁵⁸ Im Kontext von Eppensteins Ratgeber spielt neben der Evidenzierung von Thesen oder Sachverhalten natürlich auch die Funktion des Ratgebens eine gewichtige Rolle. Diese ist eng mit der didaktischen Funktion der Beispiele und dem pädagogischen Prinzip des erfahrungsgestützten Lernens verbunden.

Dieser Zusammenhang lässt sich am besten anhand eines Beispiels ergründen. An einer Stelle deklamiert Eppenstein, dass die »allen Kopfarbeitern bekannte, verringerte Leistungsfähigkeit nach dem Essen« ein »lehrreiches Beispiel« (71) für die bedarfsgerechte Umverteilung der Nervenenergie im Körper ist. Was das Beispiel lehrreich macht, ist, dass es ein Vorverständnis nutzt, um einen komplexen neurologischen Vorgang verständlich zu machen. Obgleich die geistige Ermüdung nach dem Essen als ein Phänomen geschildert wird, das vor allem Kopfarbeiter kennen, dürften die meisten Leser eine Vorstellung davon haben, wie sich dieses Phänomen konkret äußert. Indem Eppenstein hier auf ein Wissen rekurriert, das der Alltagserfahrung entstammt, bahnt er ein Verständnis für einen weiterreichenden Erkenntniszusammenhang an. Günther Buck hat das didaktische Potenzial des Beispiels deshalb in dem Ausdruck der »einführende[n] Verständigung«⁵⁹ festgehalten. Demnach ermöglicht das Beispiel ein Verstehen, indem es ein implizites Wissen von der zu erkennenden Sache enthält und vor Augen führt.⁶⁰ Buck stützt sich bei seinen Ausführungen auf Aristoteles, der das Beispiel dem induktiven Erkenntnisverfahren der *epagogé* zurechnet. Dort wird es entsprechend als »Hinführung«⁶¹ von einem Besonderen zu einem Allgemeinen definiert, wobei gilt, dass »das Ausgehen von der Erkenntnis des ›Besonderen‹ in Wahrheit ein Ausgehen von einem darin implizierten Wissen des Allgemeinen ist«.⁶² Die epagogische Struktur des Beispiel-Verstehens besteht also darin, dass ein Besonderes vor Augen gestellt wird, das die Möglichkeit der Erkenntnis des Allgemeinen enthält. Beispiele fordern deshalb auch zur verstehenden Betrachtung auf und gehen mit einer Lernmethode einher, die vom Bekannten zum noch Unbekannten fortschreitet. Das heißt, um noch einmal das

⁵⁶ Vgl. ebd., 15f.

⁵⁷ Vgl. ebd., 15.

⁵⁸ Stefan Willer/Jens Ruchatz/Nicolas Pethes: »Zur Systematik des Beispiels«. In: Dies. (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin 2007, 7-59, hier 8.

⁵⁹ Günther Buck: *Lernen und Erfahrung – Epagogik. Zum Begriff der didaktischen Induktion*. Darmstadt 1989 [1967], 98.

⁶⁰ Vgl. ebd., 97f.

⁶¹ Ebd., 33.

⁶² Ebd., 38.

Beispiel von oben aufzugreifen, dass alle Personen, die das Gefühl der geistigen Ermüdung nach dem Essen kennen, im Grunde auch das Prinzip der Umverteilung der Nervenkraft verstehen können. Weil hier ein hinreichendes Erfahrungswissen das nötige Verständnis liefert, genügt ein einzelnes Beispiel, was zeigt, dass die epagogische Lernmethode nicht mit dem logischen Schlussverfahren der Induktion gleichzusetzen ist. Das wird vor allem an den Stellen deutlich, wo Eppenstein eine ganze Reihe von Beispielen anführt, um ein und denselben Sachverhalt zu klären. Eine solche Stelle findet sich im folgenden Zitat, in dem die »vollkommen anders geartete[n] Betätigungs möglichkeiten des Mutes« verhandelt werden:

Wir können uns weder darüber im Zweifel sein, daß ein Geschäftsmann, der Geld und Kraft an ein neues Unternehmen wagt, Mut betätigt, noch auch, daß Mut dazu gehört oder doch gehören kann, Anderen unangenehme Wahrheiten zu sagen, der herrschenden Ideenströmung entgegen eigene Meinungen zu vertreten, mit hergebrachten Vorurteilen zu brechen, eine drückende Abhängigkeit gegen eine ungewisse Selbständigkeit zu vertauschen, in der Lotterie der Ehe zu spielen, ein verantwortungsvolles Amt zu übernehmen, zum Zahnarzt zu gehen, oder auch nur einen lästigen Brief zu schreiben und dergl. mehr. (148)

Zwar trägt die Aufzählung der Beispiele zum besseren Verständnis dessen bei, was der Begriff *Mut* bedeutet, sie folgt dabei aber nicht der logischen Induktion, die das Allgemeine aus dem Besonderen ableitet. Vielmehr ist in jedem einzelnen Beispiel die Bedeutung des Begriffs gleichermaßen angelegt, sodass für sich genommen der Wagemut des Geschäftsmanns, die Verteidigung unkonventioneller Ideen oder das Glücksspiel der Ehe bereits ein hinreichendes Verständnis ermöglichen würden. Angesichts dessen scheint die Beispielreihe eher auf die Ausweitung des Erfahrungshorizonts zu zielen, um möglichst viele Situationen anzuführen, die den Lesern hinlänglich vertraut sind. Das Vorgehen ist daher additiv und nicht logisch folgernd. Es stellt in der Reihung der Beispiele eine multiple, aber unverbundene Hinsicht auf das Allgemeine her. Derart schult die Beispielreihe auch den verstehenden Umgang mit der Erfahrungswelt, da sie zeigt, wie viele unterschiedliche Tätigkeiten und Verhaltensweisen unter den Begriff des Muts fallen. Klar ist auch, dass die Beispiele austauschbar sind und – wie der abgekürzte Hinweis »dergl. mehr« am Ende des Zitats andeutet – durch viele weitere Beispiele ergänzt werden können. In manchen Fällen ist die Austauschbarkeit eine Folge der Fülle an möglichen Beispielen.⁶³ Dann ist von »willkürliche[n] Beispielen« die Rede, »denen wir zahllose weitere anfügen könnten« (508). Überhaupt ist mit der potenziellen Zahllosigkeit der Beispiele, derer man sich wie durch Zufall bedienen kann, die grenzenlose Materialität der Welt angezeigt. Es kann darin aber auch eine Aufforderung stecken; nämlich die Welt bzw. die Erfahrung nach passenden Beispielen abzusuchen. So gibt Eppenstein an einer Stelle zu bedenken, dass »zahllose Beispiele lehren« (25), wie wenig ein Lotteriegewinn oder eine Erbschaft ein Garant für Glück sind, ohne wirklich ein Beispiel zu nennen. Auch hier wird wieder die Erfahrung als

63 Vgl. zur Austauschbarkeit von Beispielen etwa Mirjam Schaub: *Das Singuläre und das Exemplarische. Zu Logik und Praxis der Beispiele in Philosophie und Ästhetik*. Zürich 2010, 49f.

einführende Verständigung aktiviert, dieses Mal aber als eine rein gedankliche Operation, bei der der Leser aufgefordert ist, sich Fälle von unglücklichen Lotteriegewinnern oder Erben vor das innere Auge zu rufen.

Die Beispiele sind, da sie das Lernen aus der Erfahrung einüben, unverzichtbare Bestandteile des Lehrgang-Formats und von daher an die institutionellen Rahmenbedingungen des Studienprogramms gebunden. Dabei wird die Beobachtung nicht nur als Grundlagenmethodik der wissenschaftlichen Erkenntnispraxis vermittelt, sie kommt in den Beispielen auch selbst zur Darstellung. Das hat zur Folge, dass sich darin regelmäßig mehrere Beobachtungsebenen überlagern und die institutionell strikt geschiedenen Positionen des Lehrenden und Lernenden in einem gemeinsamen Dispositiv zusammengeführt werden. Außerdem kommen dadurch Darstellungsverfahren zum Einsatz, die aufgrund der vermittelnden Perspektive, wie sie dem *discours* in Erzähltexten eigen ist, einen eher narrativen Charakter annehmen.

Den Beginn mag hier ein Beispiel zum Phänomen der nervösen Zerstreuung bzw. der mangelnden Konzentrationsfähigkeit bei Kindern machen. Eppenstein setzt auch in diesem Fall zunächst auf die Erfahrung des Lesepublikums, indem er eingangs die rhetorische Frage stellt: »Wer kennt wohl nicht aus eigenster Erfahrung ein oder auch mehrere Exemplare jener heranwachsenden Schuljugend, die den Tag der Zensur und Versetzung für sich und ihre gestrengen Väter regelmäßig zu einem Tage kummervoller Enttäuschung gestalten« (80). Eppenstein schafft mit der Frage insofern einen vorbereitenden Verständniskontext, als die Zeugnisübergabe eine hinreichend bekannte Situation darstellt, die sich leicht mit besagten Exemplaren schlechter Schüler anreichern lässt. Zweifelsohne steckt darin ein gewisses Kalkül. So kann Eppenstein im Anschluss nicht nur die Zerstreutheit als vermeintlich unbekannte Ursache der schlechten Schulleistungen lüften, er kann auch in eine Situation überleiten, die der Beobachtung nicht ohne weiteres zugänglich ist. Mit dem Satz, »betrachten wir einmal ein solches Kind« (80) leitet Eppenstein einen Perspektivenwechsel ein, der nun einen dieser Problemkind in seinem alltäglichen Wirkungskreis, dem Klassenzimmer, in den Blick nimmt.

Da sitzt Fritzchen auf der Schulbank. Die Beine vollführen ein Grabgeläute! Er hat aber [...] nicht nur zwecklos schlenkernde Beine, sondern auch Hände die in unmotiviert ständiger Bewegung sind, Augen, die gewohnheitsmäßig nach allen Seiten rollen [...] ein Gesäß, dem die Ruhe ebenso widerstrebt, wie seinen Gesichtsmuskeln die Unbeweglichkeit. (80f.)

Fritzchen ist natürlich eine rein imaginäre Figur und als solche nur eine mögliche Illustration aller möglichen – zumindest der männlichen – zerstreuten Kinder. Das heißt, dass auch die Symptome der Zerstreuung nur exemplarischen Charakter haben und, sofern sie die Unruhe als das ihnen Gemeinsame exemplifizieren, durch andere Zeichen ergänzt oder ersetzt werden können. Hier zeigt sich nochmals die generelle Austauschbarkeit von Beispielen, vorausgesetzt, es gibt eine genügend große Anzahl von ähnlich gelagerten Fällen.

Wichtiger aber ist in diesem Zusammenhang, dass der Perspektivenwechsel von der Situation der Zeugnisübergabe zu der Situation im Klassenzimmer mit einem Wech-

sel von einem vorgestellten Realen zu einem dargestellten Möglichen einhergeht. Was in der zweiten Situation beobachtet wird, stützt sich eben nicht mehr wie in der ersten Situation auf ein allgemein bekanntes Faktum. Vielmehr kommt darin ein fiktives Geschehen zur Darstellung, das insofern einen gewissen Realitätsanspruch wahrt, als die Schilderung von Fritzchens Verhalten im Bereich des Wahrscheinlichen liegt. Zu dieser Wahrscheinlichkeit, die auch für die Glaubwürdigkeit des Beispiels bürgt, trägt nicht zuletzt die sinnliche Beschaffenheit der Symptome bei. Sowohl das Grabgeläut der Beine als auch die beständige Bewegung von Augen, Armen und Gesichtsmuskeln verleihen dem geschilderten Geschehen eine situative Erlebnisqualität, die nicht nur die Distanz zwischen Beobachter und Beobachtetem verringert, sondern die Perspektive von Lehrendem und Lernenden in der gemeinsamen Hinsicht vereint. Beide sehen und beobachten Fritzchen von dem gleichen Standpunkt aus, als würden sie sich zur gleichen Zeit am gleichen Ort – dem Klassenzimmer Fritzchens – aufhalten. Dass gerade diese Unwahrscheinlichkeit der situativen Anwesenheit zur Wahrscheinlichkeit des Beispiels beiträgt, ist wohl zu dessen besonderer rhetorischer Wirkung zu rechnen. Sie verdankt sich letztlich dem Umstand, dass die Hinsicht von einem Besonderen auf ein Allgemeines in die Darstellung eines konkreten Geschehens integriert ist, wodurch die Möglichkeit, dass sich bei anderen zerstreuten Kindern die gleichen Symptome wie bei Fritzchen zeigen, an Realität gewinnt.

Was dem Beispiel der zerstreuten Kinder eine eminent narratologische Struktur verleiht, ist aber weniger die Fiktivität mancher Teilstücke als vielmehr die wiederholten Wechsel in der Perspektive. Schon der erste Perspektivenwechsel, der sich zwischen der Situation der Zeugnisübergabe und der Situation in Fritzchens Klassenzimmer vollzieht, verdeutlicht diesen Umstand. Denn im Grunde wird hier von einer internen Fokalisierung Eppensteins, die auf einen außertextuellen Referenzbereich bezogen ist, weil sie eine den Leser*innen gemeinsame Erfahrung antizipiert, zu einer externen Fokalisierung Fritzchens innerhalb einer fiktiven Situation gewechselt. Mit diesem Perspektivenwechsel geht nicht nur eine Verschiebung des zugrundeliegenden Beobachtungsdispositivs einher, er setzt auch eine Beweglichkeit der fokalisierenden Beobachtungsinstanz voraus, die sich auf diese Weise nur in fiktionalen Texten realisieren lässt. Das bestätigt auch der zweite bedeutende Perspektivenwechsel. Dort wird nämlich Einblick in das Innenleben von Fritzchen genommen, wenn es heißt: »Seine umherschweifenden Blicke erhaschen tausend Bilder und Eindrücke und wecken Erinnerungen und Folgerungen in solcher Zahl, daß [...] schließlich nicht mehr allzuviel Kraft für den eigentlichen Zweck des Schulbesuchs, für das Lernen und Begreifen übrigbleibt« (81). Man sieht, welche Freiheiten die fokalisierende Instanz in Eppensteins Beispiel genießt. Der geradezu übergangslose Wechsel von der Außen- zur Innenansicht überschreitet alle Möglichkeiten objektiver Wahrnehmung und ist eindeutig als fiktionaler Darstellungsmodus markiert. In der Erzähltheorie werden solche Perspektivenwechsel als variable Fokalisierung bezeichnet, die, wenn sie nicht »isoliert in einem koärenten Kontext auftritt«,⁶⁴ einer partiellen Allwissenheit gleichkommt.⁶⁵ Zwar kann

64 Gérard Genette: *Die Erzählung*. Aus dem Französischen von Andreas Knop. Paderborn 2010, 125.

65 Vgl. ebd., 124f; zur Diskussion um die narratologischen Kategorien der Perspektive und Fokalisierung siehe auch 118-124.

Eppenstein zwischen den verschiedenen Fokalisierungen wechselt, es ist aber unmöglich für ihn, Fritzchen gleichzeitig von außen und innen zu beobachten. Partiell kann die Allwissenheit aber auch sein, weil gewisse Informationsstände bewusst ausgespart werden wie etwa die Frage, ob Fritzchen über seine Misere Bescheid weiß und ob er die Problematik der zerstreuten Nervenenergie versteht.

Die Freiheit, die die partielle Allwissenheit durch den Wechsel der verschiedenen Perspektiven bietet, bezieht auch die Montage von theoretischen Erörterungen und Diskursen mit ein. So fügt Eppenstein, gleich nachdem er Fritzchens Bewusstsein durchleuchtet hat, einen pädagogischen Exkurs zur Kindererziehung an: »Es dürfte bereits hier am Platze sein, ein paar vorbereitende Betrachtungen über den Wert der Erziehung zu energetischer Konzentration im frühesten Kindesalter einfließen zu lassen« (81). Nicht nur kann Eppenstein durch die montierte Passage die um 1900 so viel diskutierte Frage der Schulüberbürdung in das Beispiel einflechten – »eine europaweite Diskussion, die eng mit Schulreformdebatten zusammenhing und deren Auswirkungen von der Politik bis in die Literatur reichte«⁶⁶ – er kann auch die Ausführungen zu einer nervenhygienischen Kindererziehung in einen Rat wenden. So schreibt er, nachdem er die Unterlassung von »überflüssige[n] Bewegungen zur Zeit anderer Beschäftigungen« als vordringliche pädagogische Maßnahme eruiert hat, »daß auch Erwachsenen, die mit ihrer Nervenkraft haushalten müssen, ganz der nämliche Rat zu erteilen ist« (86). Hieran zeigt sich, dass das Lernen am Beispiel neben dem Verständnis einer medizinischen Materie – dem Problem der Energieverschwendungen – auch ein Verständnis für die lebenspraktischen Maßregeln anbahnt, mittels derer sich dieses Problem vermeiden lässt. Unter dem Aspekt der wechselnden Perspektive ist es daher auch wenig überraschend, dass sich gerade am Ende des Beispiels der Blick wieder auf den Leser richtet. Wurde dieser zu Beginn noch mit dem Umstand konfrontiert, dass ihm eines der Schulkinder bekannt sein dürfte, die am Tag der Zeugnisübergabe ihre Väter enttäuschen, werden ihm am Ende die positiven Effekte der Nervenhygiene in Aussicht gestellt. »Das aber ist schon ein sehr bedeutsamer Erfolg für den, der die Kunst der Nervenkonzentration erlernen und damit die Macht zu vollkommener Selbstbeherrschung erringen will« (87).

Viele der Beispiele realisieren bei Eppenstein auf diese Weise das ratgeberische Narrativ der Problemlösung. Insofern können sie – wie viele der hier untersuchten Ratgeber – zu den instruierend-anweisenden Textsorten gezählt werden.⁶⁷ Das bedeutet genaugenommen, »daß sie Informationen liefern, die zur Verbesserung oder Vermeidung eines als für den Adressaten negativ, defizitär oder problematisch beurteilten Zustands beitragen können«.⁶⁸ Da aber die Vermittlung dieser Informationen in einer Darstellungsform erfolgt, die einen konkreten Sachverhalt zur Anschauung bringt, kommen dabei auch verstärkt narrative Verfahren zum Einsatz. Eines davon, und wohl das dominante, ist eben die Perspektive einer allwissenden Beobachterinstanz. Sie findet sich auch in anderen Beispielen, wo sie dafür sorgt, dass die lebenspraktische Lehre,

⁶⁶ Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität*, 315.

⁶⁷ Siehe zum Begriff und zur Bestimmung von instruierend-anweisenden Texten das Kapitel 4.5 in Heinz-Helmut Lüger: *Pressesprache*. Tübingen 1995, 147-151.

⁶⁸ Ebd., 147.

wie ein Problem gelöst werden kann oder was für den Erfolg zu tun ist, auf möglichst verständliche bzw. möglichst anschauliche Weise vermittelt wird.

So etwa in dem Beispiel der zwei Bewerber, die sich auf ein Zeitungsinserat melden und in ihren unterschiedlichen Vorkehrungen betrachtet werden. Das Beispiel, das sich wohl nicht ohne Grund im Kapitel »Praktische Lebenskunst« findet, ist fiktiv. Das wird schon daran ersichtlich, dass die Bewerber keine Namen tragen, sondern nur A und B heißen. Da das gesamte Setting erfunden ist, fällt auch die Perspektive einer allwissenden Beobachterinstanz nicht aus dem Rahmen, wobei sie umgekehrt sehr wohl zum Fiktionscharakter des Beispiels beiträgt. Ein klarer Marker der Allwissenheit ist auch hier die variable Fokalisierung, die es ermöglicht, dass Eppenstein zwischen den Innenwelten von Bewerber A und B hin- und herwechselt. So schildert er eingangs die Gedanken, die sich A zu dem Inserat macht, während er an anderer Stelle von den Wünschen B's hinsichtlich des Vorstellungsgesprächs spricht (vgl. 589). »B, der übliche junge Mann, hegt natürlich den gleichen Wunsch, vorteilhaft zu wirken, wie A« (589f.). Dass B hier als »der übliche junge Mann« bezeichnet wird, ist der kontrapunktischen Figurenkonstellation geschuldet, die sich häufig in den Erfolgsratgebern findet und den Gegensatz zwischen Gewinner- und Verlierertyp auf möglichst schematische Weise illustrieren soll. So auch bei Eppenstein: Während A als ein Bewerber dargestellt wird, der sich der Psychologie als Kunst der Menschenbeobachtung bedient, um »Charakter und Denkungsart des Arbeitgebers« (590) zu studieren, gehört B »zu jener großen Mehrheit, der es niemals in den Sinn kommt, die Eigenart eines Menschen bewußt sondieren zu wollen« (589).

Gerade die letzte Aussage macht noch einmal klar, dass das Beispiel, obwohl es fiktiv ist, dennoch eine enge Beziehung zur empirischen Welt unterhält. Das heißt, dass auch hier wie schon zuvor bei Fritzchen der dargestellte Sachverhalt als eine reale Möglichkeit vorgeführt wird, der sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit so oder ähnlich in der Realität vorfinden lässt. Entsprechend fungiert auch hier die Perspektive der allwissenden Beobachtungsinstanz als ein Modus, der die Vermittlung eines faktisch möglichen Szenarios überhaupt erbringen kann. Das wird noch deutlicher, wenn man sich klar macht, dass das Beispiel im Grunde wie ein Experiment funktioniert. So werden viele der Handlungen und Gedanken der Bewerber als bloße Möglichkeit formuliert, die sich so oder anders, aber eben mit einiger Wahrscheinlichkeit auch bei anderen Bewerbern finden lassen würden. »Er wird vielleicht (und sogar wahrscheinlich) zunächst nur die an ihn gestellten Fragen bündig beantworten« (590), heißt es etwa über das Verhalten von A während des Bewerbungsgesprächs. Die aus einer souveränen Distanz mutmaßende Erzählinstanz ist dabei die waltende Macht, die alle Vorgänge des Experiments überwacht. Sie spricht den Bewerbern Eigenschaften zu, die für den zu untersuchenden Gegenstand von Bedeutung sind, ändert den situativen Kontext, wo es erforderlich ist und stellt mögliche Verhaltensweisen sowie mögliche Gedankengänge der Probanden aus. Obwohl das Beispiel kein exaktes Wissen liefert, weil es in der Darstellung des Bewerbungsprozesses zu viele Variablen einschließt, bedient es sich mit der Experimentalstruktur einer eminent wissenschaftlichen Erkenntnisform. Damit kommt es nicht nur Eppensteins Credo der Wissenschaftlichkeit nach, es vermittelt auch ein Wissen, wie unter optimalen Bedingungen die Menschenbeobachtung zu vollführen und für die eigenen Erfolgsziele zu nutzen ist. Entsprechend formuliert Eppen-

stein »als ersten Grundsatz praktischer Lebenskunst«, der als Lehre aus dem Beispiel zu folgen hat, dass »möglichst viele Menschen hinsichtlich ihrer persönlichen Sonderart zu studieren« (591) sind. Hier zeigt sich noch einmal, dass das Studium des Lehrgangs in die Lebenspraxis der Leser hineinwirken soll und dass das Beispiel, indem es die Beobachtung von der Darstellung in die Anwendung überführt, als pädagogisch-didaktische Schnittstelle zwischen Lehrendem und Lernenden fungiert.

- 4.3 Emil Peters: Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit (ca. 1920) und Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen (ca. 1920)

Abbildung 25: Deckblatt.

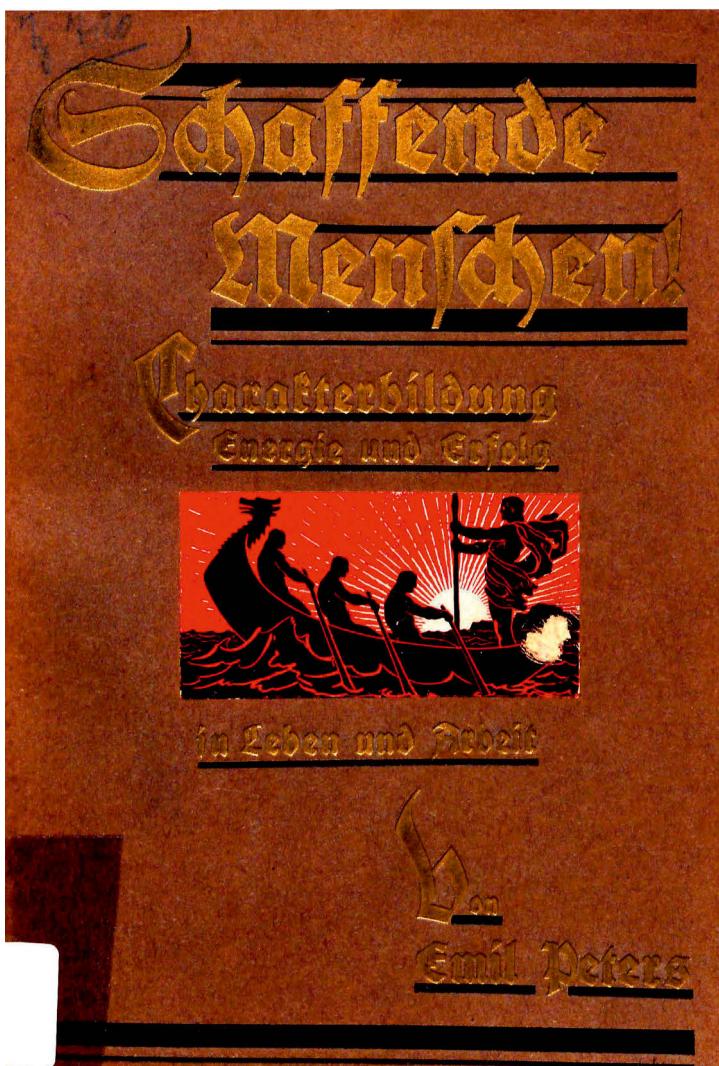
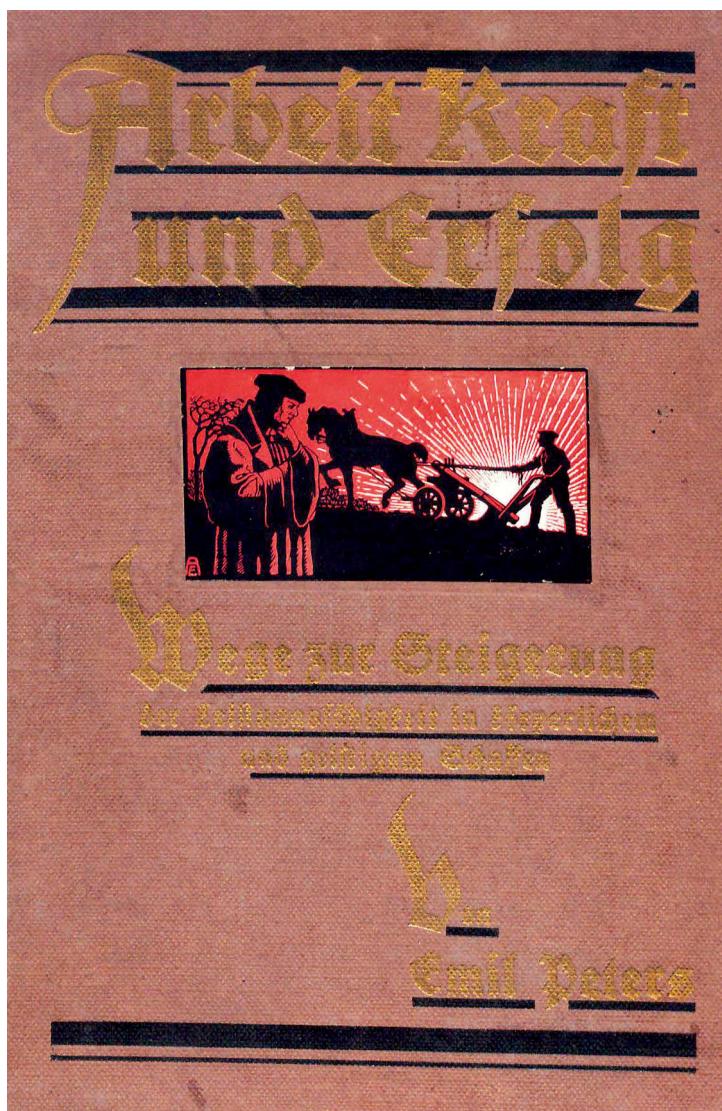


Abbildung 26: Buchcover.



Mit *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit*⁶⁹ (o.J.) von Emil Peters liegt ein Ratgeber vor, bei dem das Thema der Nerven zunächst in den Hintergrund gerückt scheint. Allerdings gibt es dafür eine einfache Erklärung. *Schaffende Menschen* bildet, so kann man einer Werbeanzeige am Ende des Texts (204) entnehmen, den ersten Teil eines zweibändigen Kompendiums, dessen zweiter Teil den Titel *Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen*⁷⁰ (o.J.) trägt. Hier, im zweiten Teil, wird nicht nur in der Einleitung (8) direkt auf den Vorgängerband verwiesen, es werden auch die Nerven unter dem Aspekt ihres energetischen Leistungspotenzials eingehend behandelt. Die beiden Teile sind als Komplementärbande konzipiert und bauen thematisch aufeinander auf. Während *Schaffende Menschen*, so legt Peters in der Einleitung des zweiten Teils dar, die Gesetze der Arbeit im Bereich des Geists und der Seele entwickelt, soll *Arbeit, Kraft und Erfolg* das Gleiche im Bereich des Körpers tun (11). Mit den Bänden wird so gesehen eine Fundamentaltheorie der Arbeit auf Basis der Geist-Körper-Dualität entworfen, deren Komplementarität auf der Überzeugung beruht, dass der Körper als das »zeitlich-feste Schutzgebiet des Geistes« (8) bzw. als dessen »Werkzeug« (9) gedacht wird.

Diesem inhaltlichen Zuschnitt ist es auch geschuldet, dass der Erfolgsbegriff bei Peters eng an den Begriff der Arbeit gekoppelt ist, wozu vor allem im ersten Band eine entsprechende Erörterung erfolgt. Hier finden sich entsprechend Kapitel über »Erfolg und Macht« oder über die »Geheimnisse des Erfolgs«, aber auch Kapitel über »Arbeit«, »Faulheit« und »Die Werke der Seele«. Demgegenüber behandeln die Kapitel des zweiten Bands Themen wie »Steigende und sinkende Nervenkraft«, »Nervenreize und Nervenpflege« oder »Klima, Witterung und Arbeitsfähigkeit«. Gerade in Bezug auf die Gesundheitspflege der Nerven durch richtige Ernährung, ländliche Ruheküuren oder die Heilwirkung des Sonnenlichts verrät Peters seinen lebensreformerischen Hintergrund. Herausgegeben werden die Bände vom Volkskraft-Verlag, der im Oktober 1905 in Köln gegründet und von Peters 1906 übernommen wurde. Dieser übersiedelte mit dem Verlag 1909 erst nach Neuenhagen bei Berlin und 1919 schließlich nach Konstanz.⁷¹ Da beide Bände in Neuenhagen bei Berlin erschienen sind, sich aber neben der mehrfachen Erwähnung des Ersten Weltkriegs keine genauen Daten zu ihrer Veröffentlichung ermitteln lassen, kann ihr wahrscheinliches Erscheinungsdatum auf den groben Zeitraum zwischen 1918 und 1919 festgesetzt werden.

Rein äußerlich sind die Bände im gleichen Design gestaltet. Beide erscheinen als Hardcover in braunem Einband, auf das – siehe Abbildung des Frontcovers – mit goldenen Lettern und schwarzen Unterstreichungen Titel, Untertitel und Autorename gedruckt sind. Allein die mittig positionierten und in Größe wie auch Farbgebung (rot-schwarz-weiß) übereinstimmenden Bilder zeigen etwas Verschiedenes. Während das

69 Emil Peters: *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit*. Berlin: Volkskraft-Verlag o.J. (ca. 1920). Künftig zitiert im Text.

70 Emil Peters: *Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen*. Berlin: Volkskraft-Verlag o.J. (ca. 1920). Künftig zitiert im Text.

71 Siehe unter dem Lemma »Volkskraft-Verlag« in Reinhard Würffel: *Lexikon Deutscher Verlage von A – Z. 1071 Verlage und Verlagssignete vom Anfang der Buchdruckerkunst bis 1945. Adressen – Daten – Fakten – Namen*. Berlin 2000, 951f.

Bild von *Schaffende Menschen* eine antikisierende Darstellung einer Bootsfahrt zeigt, bei der drei nahezu identisch aussehende Ruderer einem Mann im griechischen Chiton (archaischer Umhang) mit Stab vor der Brust gegenüber sitzen, ist das Bild von *Arbeit, Kraft und Erfolg* von dem Kontrast zwischen einem altertümlich wirkenden Gelehrten im Vordergrund und einem Feldarbeiter mit Pferd und Pflug im Hintergrund beherrscht. Beide Bilder unterhalten eine Beziehung zum Buchinnern. So kann man in der Figurenkonstellation der Bootsfahrt die Stilisierung einer Ausnahmepersönlichkeit sehen, die Peters im Innern von *Schaffende Menschen* als die Entrücktheit des Genies von der Allgemeinheit thematisieren wird (vgl. 36). Im Fall des zweiten Bilds ist mit der kontrastierenden Darstellung von Gelehrtem und Feldarbeiter gleich ein nervenhygienischer Ratschlag verbunden. So heißt es im Kapitel *Ermüdung und Arbeitsleistung*: »Wer schwere Gedankenarbeit hinlegt, um Gartenarbeit zu tun [...], wird eine Erleichterung verspüren« (33). Hier zeigt sich, wie der piktoriale Peritext inhaltliche Elemente des Buchs vorab visualisiert und den Leser so auf eine Welt einstimmt, in der herausragende Herrschergestalten glorifiziert und die Geistestätigkeit als höherstehende Arbeit priorisiert wird. Außerdem findet die antikisierende und altertümliche Motivik der beiden Bilder ihr Pendant in den Initialen, die am Anfang jedes Kapitels stehen und die immer wieder Tempelanlagen, Burgen und andere Motive vormodernen Lebens zeigen. In dieser eher rückwärtsgewandten Motivwahl lässt Peters einen kruden Historismus erkennen, der ideologisch eingefärbt ist und in dem eine auktoriale Gesinnungshaltung zum Ausdruck kommt.

Hierzu muss man sich nur einmal die weiteren publizistischen Aktivitäten von Peters anschauen. Unter anderem tritt er auch als Herausgeber der Monatszeitschrift *Volkskraft* in Erscheinung, die sich als Organ des *Deutschen Bundes für Regeneration* versteht. Dessen zentrales Anliegen ist laut Inserat eine »zielbewusst[e] Individual- und Rassenhygiene unter dem Gesichtspunkt einer Wiedererweckung deutscher Volkskraft und deutschen Edelsinns auf biologischer und nationaler Grundlage«.⁷² Interessant ist, dass sich die *Volkskraft* trotz dieser nationalistischen und rassenhygienischen Agenda keiner bestimmten weltanschaulichen Position zurechnen will, sondern den »völlig[e]n Ausschluß irgend welcher politischer oder religiöser Sonderströmungen«⁷³ fordert. Maßgeblich hierfür dürfte die biologistische Fundierung des Nationalen und Rassischen sein, mit der ein Anspruch auf naturwissenschaftliche Evidenz erhoben wird. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts war die Biologie die Leitdisziplin für die Geschichts- und Sozialwissenschaften, eine unheilvolle Verbindung, von der auch die Schriften Peters geprägt sind.⁷⁴ So entwirft er in seinem Ratgeber *Wie gewinne und erhalte ich gesunde und starke Nerven?* (1908) eine volksgeschichtliche Theorie der Degeneration, die im Verfall der Kräfte den naturgesetzlichen Motor des Völkersterbens entdeckt. »Diese Einbuße

72 Das Zitat stammt aus einer Werbeanzeige in Emil Peters: *Wiedergeburt der Kraft. Gesundheitspflege der Nerven: Körperlicher und geistiger Führer durch Kindheit, Jugend, Liebes-, Ehe und Geschlechtsleben*. Berlin: Volkskraft-Verlag 1908, 299.

73 Ebd., 299.

74 Siehe hierzu etwa Hans Schleier: »Neue Ansätze der Kulturgeschichte zwischen 1830 und 1900. Zivilisationsgeschichte und Naturgesetze. Darwinismus und Kulturbiozismus«. In: Ulrich Mühlack (Hg.): *Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert*. Berlin 2003, 137-157.

an biologischer Kraft bildet den Kern jenes seltsamen und tragischen Schauspieles, das uns bisher jedes Kulturvolk in seinem Auf- und Abstieg dargeboten hat. Entartung! Verfall!«.⁷⁵ Dass eine solche kulturrevolutionäre Entartungstheorie nicht weit von einem hegemonialen Kulturverständnis entfernt sein kann, zeigt eine Stelle in *Schaffende Menschen*, wo der geistige Kulturmensch aufgrund seiner vermeintlich längeren Lebenszeit über den wilden Primitivmensch gestellt wird (vgl. 14).

Peters betreibt einen rigorosen Themen- und Methoden-Eklektizismus, der Fragen der Erziehung und Sexualität im Licht der Volkshygiene diskutiert, der Psychologie mithilfe der Graphologie und Phrenologie betreibt und der Krankheit als ein Problem der inneren Einstellung begreift. Das einende Band ist der lebensreformerische Standpunkt, zu dessen ideologischem Grundsatzprogramm gehört, durch Rückkehr zu einer vorindustriellen Lebensweise den gesellschaftlichen Fortschritt voranzutreiben.⁷⁶ Daher erklärt sich auch der antimodernistische Zug der beiden hier besprochenen Bände, in die neben völkischem Ideengut auch kulturkritische Positionen des Sozialismus wie etwa die Entfremdung des Menschen durch die Automatisierung der Industriearbeit einfließen. Dieses ambivalente Nebeneinander von konkurrierenden politischen Überzeugungen ist charakteristisch für die Lebensreformbewegung um 1900 und wirkt sich entsprechend auf den Erfolgsbegriff bei Peters aus.⁷⁷

Allerdings zielt die erste Definition von Erfolg, der man in *Schaffende Menschen* begegnet, zunächst in eine andere Richtung. So kann man gleich zu Beginn der Einleitung lesen: »Erfolg ist eine große Sehnsucht aller Menschen« (7). Die Ausnahmslosigkeit, mit der hier der Erfolg als Objekt des menschlichen Begehrens bestimmt wird, schließt vor allem zwei institutionelle Operationen ein. Einerseits nimmt sie eine allinklusive Adressierung vor, die nicht nur den potenziellen Leserkreis maximal erweitert, sondern durch die Gleichschaltung des Affektlebens eine generelle Ratbedürftigkeit unterstellt. Andererseits wird über das Gefühl der Sehnsucht eine immaterielle Form des Erfolgs avisiert, die eine grundlegende Instabilität evoziert, indem sie das Subjekt verunsichert. Denn als Sehnsuchtsgefühl ist der Erfolg vor allem von seinem möglichen Scheitern bedroht: »Er ist das große Fragezeichen, das zitternd und schwankend hinter Arbeit und Unternehmung steht, hinter Pläne und Hoffnungen gesetzt wird« (7). Erfolg wird damit, was ihm überhaupt erst seine »hohe soziale Plausibilität«⁷⁸ verleiht, nicht nur von seinem Gegenteil, dem Scheitern, her bestimmt, er ist auch an andere Bedingungen als eine allgemeine Gefühlsdisposition geknüpft.

Bei Peters bedeutet Erfolg – was unter den Erfolgsratgebern wohl selten ist – zulernerst ein ideelles Phänomen. »Der Erfolg ist kein Äußerliches, er ist ein Innerliches, ist Befriedigung — ist Glück« (11). Diese ideelle Auffassung von Erfolg basiert auf Peters' pädagogischem Begriff der Arbeit, die er »die wahre Schule für den Charakter«

⁷⁵ Emil Peters: *Wie gewinne und erhalte ich gesunde und starke Nerven? Neue Wege zur Steigerung des Lebens*. Berlin: Volkskraft-Verlag 1908, 2.

⁷⁶ Vgl. Thorsten Carstensen/Marcel Schmid: »Die Literatur der Lebensreform. Kontexte, Orte und Autoren«. In: Dies. (Hg.): *Die Literatur der Lebensreform. Kulturkritik und Aufbruchstimmung um 1900*. Bielefeld 2016, 9–26, hier 11; vgl. Kap. 5.

⁷⁷ Vgl. Thorsten/Schmid: »Die Literatur der Lebensreform«, 11f.

⁷⁸ Sighard Neckel: »Erfolg«. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt a.M. 2004, 63–70, hier 63.

(10) nennt. Der eigentliche Zweck der Arbeit ist demnach, den arbeitenden Menschen innerlich zu formen und zu einem Bürger »jener anderen — geistigen — Welt, die jenseits der Materie die höheren und edleren Aufgaben des Menschen erkennt« (10), zu erziehen. Von daher erklärt es sich, warum Peters sein Buch mit großer Phrase als »Seelenlehre der Arbeit« (7) bezeichnet und warum er der Ansicht ist, dass »alle Wege zum Erfolg durch die Persönlichkeit« (11) gehen müssen. Zwischen Arbeit und Erfolg vermittelt demnach ein Bildungsideal, das nicht im Gelderwerb das Telos menschlichen Strebens sieht, sondern in der Entwicklung und Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit. Diese ist dem Erfolg zugleich eine sittliche Grenze, indem sie die Gesetze der Menschlichkeit (»Liebe« und »Hilfe«, 11) gegen die egoistischen Tendenzen des Materialismus (vgl. 11) wahrt und ein ideelles Maß für das Wachstum des Erfolgs vorgibt (vgl. 29). An der Entwicklungsstufe der Persönlichkeit und der Dauer eines Arbeitslebens bemisst sich deshalb auch der Wert des Erfolgs. So gilt Peters ein früher Erfolg als Versuchung der Götter, während ein später Erfolg als legitimer Verdienst des arbeitenden Menschen gerechtfertigt wird: »Im späteren Erfolg ist mehr Reise. Es steckt mehr Arbeit in ihm, und darum haben wir auf ihn ein größeres Recht« (30).

Die Vorstellung, dass der Erfolg am Ende einer Reise steht, in der das Ich über die seelisch formende Kraft der Arbeit zu seiner Selbstvervollkommnung gelangt, knüpft an eines der wohl populärsten Narrative des 19. Jahrhunderts an. Gemeint ist das Erzählschema des Bildungsromans (vgl. 2.2). Dessen Kern, der sozusagen die Grundstruktur der Gattung bildet, ist nach Gerhart Mayer »die Idee einer Bildsamkeit des Individuums: dessen Fähigkeit, sich während der Jugendzeit und Adoleszenz in Auseinandersetzung mit den Anforderungen der Umwelt zur personalen Identität, zum Bewußtsein der Konsistenz und Kontinuität des Ichs zu entwickeln«.⁷⁹ Verbunden mit dieser Idee einer konsistenten Ich-Entwicklung ist die Verlaufsform einer relativ linearen Suche, die von Irrtümern und Enttäuschungen begleitet ist und die eine krisenhafte innere Progression des Protagonisten bewirkt.⁸⁰ Dabei ist es eine »Lizenz der Gattung«, dass die harmonische Schließung der Suche oft ironisiert, durch das Scheitern des Protagonisten konterkariert oder durch Projektionen bloß angedeutet wird.⁸¹ Natürlich sind die meisten der prototypischen Merkmale an einem Literaturkanon gewonnen, zu dessen Hauptvertretern seit Diltheys Auseinandersetzung mit dem Bildungsroman Hölderlins *Hyperion* und Goethes *Wilhelm Meister* zählen.⁸² Aber das Problem, das die Literaturwissenschaft mit einer definiten Gattungsbestimmung hat, nämlich zu entscheiden, »ob dieser oder jener Roman *schon* ein Bildungsroman, *noch* keiner oder *keiner mehr* ist«,⁸³ entfällt bei ihrer Übertragung in andere Literatur- oder Wirkungsbereiche. Ein Beispiel ist die ausufernde Trivialliteratur des 19. Jahrhunderts, die dem Bedürfnis nach Harmonie und naivem Lebensglück umso mehr entspricht, »je mehr [sie] sich das

79 Gerhart Mayer: *Der deutsche Bildungsroman. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1992, 19.

80 Vgl. ebd., 19f.

81 Vgl. Katrin Dennerlein/Elisabeth Böhm: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Der Bildungsroman im literarischen Feld. Neue Perspektiven auf eine Gattung*. Berlin/Boston 2016, 2.

82 Vgl. Monika Schrader: *Mimesis und Poiesis. Poetologische Studien zum Bildungsroman*. Berlin/New York 1975, 1-7.

83 Rolf Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*. Stuttgart/Weimar 1994, 27.

Schema des Bildungsromans anverwandelt«.⁸⁴ Das heißt, dass gerade in gattungsfernen Genres, die eine ›narrativ-nahe‹ Reduktion der komplexen literarischen Vorbilder vornehmen, die prototypische Struktur des Bildungsromans zur vollen Blüte kommt. Welche Merkmale oder Elemente diese dann genau beinhaltet, unterliegt kontextspezifischen Selektionsprozessen, die das Ausgangsschema nach Bedarf kürzen oder erweitern, jedenfalls aber modifizieren.⁸⁵

Bei Peters etwa spielt der Aspekt der Adoleszenz keine wirkliche Rolle, wohingegen der Konflikt mit der Umwelt und die krisenhafte Progression der Ich-Werdung stärker hervortreten. Kampf, Missgeschick und Unglück sind für Peters deshalb notwendige Widerstände, an denen der arbeitende Mensch wächst und die das Telos eines zielgerichteten Lebenslaufs gewährleisten. Entsprechend konstatiert er: »Ein kampfloses Leben ist wie ein gas- und steuerloser Ballon, ohne Richtung, ohne Ziel« (32). Dass trotz der Abwandlungen das Narrativ des Bildungsromans als formbestimmendes Narrativ erkennbar bleibt, hat damit zu tun, dass die Verknüpfung zwischen einer linearen Entwicklungsgeschichte und einer Bildungsidee eine ausreichende Analogie herstellt.⁸⁶ Folgt man Albrecht Koschorke, ist diese Ausdünnung auf ein basales und leicht erkennbares Erzählschema ein Effekt, der populäre Plots ereilt, wenn sie die weit verzweigten kulturellen Distributionswege der Weitererzählung durchlaufen.⁸⁷ Weil solche reduktiven Schemata »Dispositive von einem mittleren Härtegrad« sind, die lediglich »die in ihnen enthaltenen Elemente konfigurieren, aber nicht bis ins Letzte festschreiben«,⁸⁸ kann Peters das Element der Adoleszenz tilgen, ohne die Analogie zur Grundstruktur des Bildungsromans aufzuheben. Ein Element, das diese Analogie hingegen stärker betont und die Idee eines lebensgeschichtlichen Bildungsprozesses widerspiegelt, ist die an die botanische Morphologie angelehnte Vorstellung des Wachstums. Sie ist das naturwissenschaftliche Korrelat des Bildungsprozesses und hebt auf die organische Entfaltung des Lebens aus vorgegebenen Anlagen ab.⁸⁹ Bei Peters heißt es entsprechend dazu: »Das Werdende erweckt unsere Kräfte. Denn Leben ist Wachsen« (31).

Die Frage, warum Peters das Narrativ des Bildungsromans bemüht, um eine innere Progression des Erfolgs zu fokussieren, kann aus der institutionellen Perspektive verschieden beantwortet werden. Erstens handelt es sich um ein Narrativ, das allein wegen seiner kulturhistorischen Bedeutung größte Akzeptanz besitzt. Zweitens ist das Ideal einer sich selbst vervollkommenenden Persönlichkeit von einer geradezu naiven Positivität getragen, die eine unwiderstehliche Attraktivität entfaltet, insbesondere wenn sie als Erfüllungsphantasie an die Rezeption eines Ratgebers gekoppelt ist. Drittens offeriert Peters damit ein Narrativ, das in bewusster Abkehr von der Gegenwart eine Identifikation mit der humanistischen Wertkultur aus vergangenen Zeiten anstrebt.

⁸⁴ Ebd., 28.

⁸⁵ Vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012, 29–38.

⁸⁶ Vgl. Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*, 31–33.

⁸⁷ Vgl. Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 29–34.

⁸⁸ Ebd., 30.

⁸⁹ Vgl. Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*, 2 u. 30–33.

Freilich wird diese Orientierung an einem früheren Bildungsideal gegen Ende der 1920er Jahre von prominenter Stelle als unzeitgemäß betrachtet werden. Im Vorwort zu der dreibändigen Reihe *Der erfolgreiche Mensch* (1928) bemerkt ihr Herausgeber Ludwig Lewin gleich im ersten Satz: »Es könnte scheinen, als ob der ›der gebildete Mensch‹ das Ideal von gestern wäre«.⁹⁰ Nach Lewin kann Erfolg deshalb nicht nur nicht in der inneren Bildung des Menschen liegen, er erfordert auch einen kulturellen Paradigmenwechsel, der in Gestalt ›des erfolgreichen Menschen‹ eine neue anthropologische Grundlage erhält. Das einstige Ideal von der Harmonie der Persönlichkeit kann für den modernen Menschen deshalb nur in einer ausgleichenden Formel bestehen: »Bildung nach innen und Erfolg nach außen«.⁹¹

Dass Peters also gegen die Zeichen der Zeit ein Narrativ bemüht, das die Verinnerlichung des Erfolgs implementiert, kann vor diesem Hintergrund nur als Versuch gewertet werden, der fortschreitenden Ablösung von einem humanistischen Bildungsideal entgegenzuwirken. Auf diese Weise spricht Peters im oben erwähnten Sinne natürlich eine Leserschaft an, die in diesem Narrativ ein vertrautes und positiv besetztes Schema glückender Selbstbildung entdeckt, die mit ihm aber vor allem auch die Überzeugung teilt, dass die Modernisierung einen Verlust der bürgerlichen Wertkultur bedeutet. Insofern ist das Narrativ eines verinnerlichten Erfolgs, wie es für viele Narrative in der Ratgeberliteratur gilt, auf eine »Vorgeschichte von Verlusten an [...] Institutionen zur Vermittlung von Verhaltenssicherheit«⁹² bezogen, aus der eine spezifische Bedürfnislage entspringt. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang in Peters' Kritik der mechanisierten Industriearbeit. Während Lewin mit der Trennung des Erfolgs von der inneren Bildung des Menschen »ein ausdrücklich transatlantisches Projekt« verfolgt, das dazu dient, »die Kulturwerte Europas, ein universales Wissen über Körper, Geist und Seele, mit der amerikanischen Methodik, mit effizienten Techniken eines zielorientierten Lebens«⁹³ zu vereinen, fordert Peters einen deutschen Sonderweg. Im Kapitel *Amerikanismus oder deutscher Geist in der Arbeit* wird demgemäß das Sinnbild amerikanischen Effizienzdenkens, der Taylorismus, in die Mangel genommen. Im sogenannten Taylor-System, das nach dem amerikanischen Ingenieur Frederick Winslow Taylor benannt ist und eine rationalistische Betriebsführungslehre darstellt, sieht Peters eine »erschreckend kulturlose Auffassung vom schaffenden Menschen« (196), die diesen entpersönliche und zu einem »zweckvolle[n] Automat« (196) degradiere, der nur zum Geldverdienen da sei. Entpersönlichung und Mechanisierung sind zwei der Stichworte, die nach Peters die Verlusterfahrung einer Arbeit beschreiben, die nicht mehr zur inneren Entwicklung der Persönlichkeit beiträgt und so ihre Bedeutung als pädagogische Institution (»Die Arbeit ist die wahre Schule des Charakters«, 10) verliert. Indem

⁹⁰ Ludwig Lewin: »Vorwort«. In: Ders. (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928.

⁹¹ Ebd.

⁹² Heimerdinger: »Der gelebte Konjunktiv«, 107.

⁹³ Heiko Stoff: »Der erfolgreiche Mensch. Ludwig Lewins transatlantisches Projekt, 1928«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 135-159, hier 136.

also Peters der Modernisierungstendenz entfremdender Arbeit das Narrativ verinnerlichten Erfolgs entgegensezetzt, suggeriert er nicht nur, dass es eine ideelle Sphäre der sinnerfüllten Arbeit gibt, sondern dass sein Ratgeber zur Bewältigung der mit der modernen Arbeitsteilung einhergehenden Verunsicherung beitragen kann.

Die Berufung auf ein Bildungsideal, das in der Seele ihr letztes Prinzip anerkennt, geht, wenn man so will, mit einer Autorisierung von höchster Stelle einher. Peters spricht, indem er die Verinnerlichung des Erfolgs fordert, im Namen einer Instanz, die nicht weiter begründbar ist und gemäß ihren tradierten Attribuierungen als Ursprung alles Guten und Schönen gilt (vgl. Kap. 2). Eine derartige Macht ist nicht nur selbsttrefrenziell, sie erfordert auch keine weitere Expertise, um sich auf sie als legitimatorische Instanz zu beziehen. Von daher erklärt es sich, dass Peters keinerlei Referenzen angibt, warum gerade er geeignet ist, die entpersönlichende Arbeitsweise des Industriezeitalters zu reformieren. Die Ratschläge, die er diesbezüglich erteilt, sind entsprechend dem unterlegten Bildungsideal mit kulturkritischen Ressentiments gespickt und befassten sich vorzugsweise mit Methoden der geistigen Aneignung und verinnerlichenden Rezeption. So soll durch wiederholtes Lesen eines Buchs oder die vertiefende Betrachtung eines Bilds eine Verschmelzung der Dinge mit der Erfahrung und dem Tun (vgl. 153) erreicht werden. Peters spricht hier von geistiger Besitznahme durch ein »inneres Erleben« (151).

Dass dabei traditionelle Medien wie das Buch oder Bild neueren Medien gegenübergestellt werden, entspricht der ideologischen Agenda von Peters Text. Insbesondere die Zeitung gerät dabei in die Kritik, da sie »ein falsches Bildungsideal« vermitteln würde, indem sie nur noch »brockenhaftes, gestückeltes, zersetzes Wissen« (156) liefere. So-wohl die Zerstückelung des Wissens beim Zeitunglesen als auch die Entpersönlichung der Arbeit durch Automation sind hier als Figurationen der Instabilität zu verstehen, die für die Desintegrationseffekte der modernen Massenkultur stehen. Angesichts dessen verheißen Peters' Ratschläge zu einer verinnerlichten Bildung eine Stabilität, in der die Einheit der Persönlichkeit durch die Einheit aus Geist und Arbeit gewahrt bleibt (zur Stabilität im Ratgeberdiskurs siehe 3.1). Ein unauslöschlicher Bezugspunkt dieser intrapersonalen Stabilität ist das Biographische. In ihm allein ist die Idee eines einheitlichen Bildungsgangs, die sich in der Progression zu einem konsistenten Ich verwirklicht, verbürgt. Da aber der Fabrikarbeiter nur ein »Teilarbeiter« ist, der nicht das fertige Werk vor sich sieht (vgl. 82), kann er auch nicht als Zeugnis einer sich selbstbildenden Persönlichkeit dienen. Das kann nur der Künstler oder das Genie. »Der Künstler verschmilzt mit seinem Werk, in das er seine Seele legt« (82). Es ist klar, dass sich ein derart elitäres Bildungskonzept nur in den Biographien von einigen wenigen Ausnahmepersönlichkeiten wie Goethe, Schiller, Wagner, Zeppelin, Bismarck, Hindenburg u.a. verwirklichen kann. Indem Peters diese durch den gesamten Text als Referenzgrößen eines innerlichen Erfolgslebens anruft, führt er ein grundlegendes Paradox der Erfolgsratgeber vor Augen; nämlich dass der Erfolg trotz anderslautender Offerten nicht für alle Menschen gleichermaßen zu erreichen ist (vgl. 1.1).

Das Sprechen im Namen eines höheren Bildungsideals bedingt, da es sich auf das absolute Wahrheitsregime der Seele beruft, eine spezifische Schreibweise. Das wird in Peters Text an einer Stelle selbst thematisch. Dort wird gemutmaßt, dass die Form, in der die Allgemeinheit die »kleinen Menschlichkeiten« der genialen Ausnahmepersön-

lichkeit kolportiert, die Anekdote ist (vgl. 36). Peters lässt keinen Zweifel daran, dass diese Form ungeeignet ist, um die Größe eines genialen Menschen auf würdige Weise zu bemessen. Zu sehr werde darin die Sicht darauf eingeschränkt, was der Masse »an dem Genius ihresgleichen ist« (36). Man kann in dieser Bemerkung wohl eine stilistische Maxime sehen, die Peters seinem eigenen Schreiben auferlegt. Demnach ist eine Sprachform, die nicht das Große, Göttliche und Ewige einer »Seelenlehre der Arbeit« erfasst, für deren Erörterung ungeeignet. Das erklärt, warum Peters das Gesagte meistens als apriorische Wahrheiten präsentiert, warum er an vielen Stellen einen geradezu apodiktischen Ton anschlägt, der einen absoluten Geltungsanspruch einfordert, und warum er immer wieder ins Pathetische, Phrasenhafte und Hyperbolische abgleitet. Bevorzugte Stilmittel hierfür sind neben Allaussagen (»ein seelisches Grundkapital hat [...] jeder Mensch«, 108), spekulativen Urteilen (»Persönlichkeit ist Seele«, 127) und pathetischen Floskeln (»Erfolg ist etwas, was nicht ohne Opfer errungen wird«, 133) immer wieder Vergleiche (»Mit dem Vorwärtskommen ist es wie mit einem vollbesetzten Eisenbahnhug«, 41), Gleichnisse (»Der schaffende Mensch ist der lebende Mensch«, 16), Metaphern (»Erfolg ist die Fackel, die irgendwo in Fernen vor uns leuchtet«, 23), Lebensweisheiten (»Niemandem wird der Erfolg in den Schoß geworfen«, 35), Redewendungen (»Die Angestellten tanzen ihnen auf der Nase herum«, 56) und Prophezeiungen (»Ein Volk ist von der Stunde an verloren, an der es keine großen Männer mehr gebiert«, 37). Was alle diese Sprachfiguren teilen, ist, dass sie die höhere Wahrheit des Bildungsideal schriftlich fixieren und ihm damit als normative Instanz überhaupt erst Geltung verschaffen. Das kann bei allem Pathos auch Tautologien (»Masse bleibt Masse«, 88) oder Ungereimtheiten (»Ein tatkräftiger Mensch wirkt wohltuend, auch wenn er gar nichts Sichtliches tut«, 58) einschließen. Weil viele der Sätze bei Peters Spruchcharakter haben, herrscht an manchen Stellen eine parataktische Schreibweise vor, die nur eine lose Kohärenz zwischen den Sätzen schafft. Ein Beispiel:

Je größer der Widerstand, je toller das Mißgeschick, desto mehr Kräfte wirft der schaffende Mensch ins Gefecht. Alle Kraftquellen in uns strömen. Die innere Spannung erhöht sich. Wir sind wie kühne Wagenlenker, die das ungebärdige Gespann an straffen Zügeln halten müssen. Das Mißgeschick ist wie ein Gegner, mit dem wir ringen. Die Waffen klirren. Er oder wir! (32)

Zwar lassen sich die Sätze durch das gemeinsame isotopische Feld des Kampfes aufeinander beziehen, aber sie können, weil kaum kohäsive Mittel zur Vor- und Rückverweisung verwendet werden, gleichermaßen isoliert betrachten werden. Insbesondere der Satz »Wir sind wie kühne Wagenlenker...« geht nicht unbedingt aus dem Zusammenhang hervor und könnte auch für sich allein stehen. Diese Tendenz zur parataktischen Isolation gibt noch einer ganz anderen Sprachform Raum: dem Aphorismus. Harald Fricke hat bekanntlich die »kontextuelle Isolation« zum poetischen Grundprinzip des Aphorismus erhoben und damit gemeint, dass sich Aphorismen gegenseitig ausschließen.⁹⁴ Streng genommen fallen unter Frickes Bestimmung nur Aphorismenketten, die

94 Vgl. Harald Fricke: *Aphorismus*. Stuttgart 1984, 7-10.

durch ihre unmittelbare Nachbarschaft eine potenzielle Vor- und Rückbezüglichkeit besitzen, aber eben nicht ausführen. In etwas abgewandelter Form kann man entsprechend sagen, dass die bei Peters in den Text gestreuten Aphorismen vor allem durch ihre kontextuelle Isolation hervorstechen, das heißt, dass sie sich von vorhergehenden und nachfolgenden Absätzen relativ weit absetzen. So etwa der folgende Aphorismus, der auf einen Absatz über die Freude in der Arbeit folgt und an den ein Absatz über den Schweizer Maler Arnold Böcklin und dessen handwerkliche Mühen während der Bildproduktion anschließt:

Der Faule wartet in der Arbeit auf seine ›guten Stunden‹. Aber er hat immer Pech; denn er hat meist schlechte. (62)

Weniger aphoristisch geht es zu, wenn Peters in *Arbeit, Kraft und Erfolg* über die Ursachen der Nervosität und ihre Heilung spricht. Hier kommt mit dem Raum eine narrative Kategorie zum Zug, die als wirklichkeitsbildendes Modell an der Erzeugung von kulturell wirksamen Raumvorstellungen teilhat.⁹⁵ Dass der Nervendiskurs um 1900 die räumliche Wahrnehmung der Wirklichkeit mitbestimmt und eine medizinisch codierte Topologie entwickelt, zeigt sich schon daran, dass die Großstadt ein festes Element in der Ätiologie der Nervenkrankheiten bildet. So schreibt ein Arzt über die Entstehungsgründe der Nervenzerrüttung: »Die Nervenzerrüttung ist ein Produkt unseres modernen Lebens, das, zumal in Großstädten, nur die Abwechslung zwischen Arbeit und Vergnügen, aber keine Ruhe kennt«.⁹⁶ Neben einem überbordenden Vergnügungsangebot zählt, wie ein anderer Arzt zu berichten weiß, zu den Schädlichkeiten des Großstadtlebens außerdem: »Ohrenbetäubender Lärm von rasselnden Wagen und Eisenbahnen, das laute Getöse der zahlreichen mit starkem Geräusch arbeitenden Fabriken, das enge Zusammenleben der großen Menschenmassen ohne genügende frische Luft [...], dazu die schreienden, rennenden, hastenden Menschen, das Plagen und Jagen ohne Aufhören«.⁹⁷ Hinter diesen eher deskriptiven Großstadtdarstellungen steht eine Moderne-Erzählung, die den zivilisatorischen Fortschrittsprozess als Krankheitsgeschichte fasst und damit den archetypischen Plot der Tragödie bemüht, um die ambivalenten Erfahrungen der Modernisierung in ein sinnhaftes Geschehen umzudeuten. Hayden White hat mit seinen metahistorischen Studien gezeigt, dass die Geschichtswissenschaft neben der Tragödie auch die archetypischen Plots der Romanze, Komödie und Satire verwendet, um kontingente historische Entwicklungen nachträglich mit einer bestimmten Bedeutung auszustatten.⁹⁸

⁹⁵ Ansgar Nünning: »Wie Erzählungen Kulturen erzeugen: Prämissen, Konzepte und Perspektiven für eine kulturwissenschaftliche Narratologie«. In: Alexandra Strohmaier (Hg.): *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*. Bielefeld 2013, 15–53, hier 34–40.

⁹⁶ Max Baum: *Wie beseitige ich meine Nervosität? Erprobte ärztliche Ratschläge für nervöse Menschen*. Leipzig: Ernst'sche Verlagsbuchhandlung 1903, 7.

⁹⁷ Wilhelm Wilke: *Nervosität und Neurasthenie und deren Heilung*. Hildesheim: Franz Borgmeyer 1902, 36.

⁹⁸ Vgl. Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas. Frankfurt a.M. 1991, 21f.

Die Markierung des großstädtischen Raums als Entstehungsort der Nervenzerrüttung verweist aber nicht nur auf das tragische Narrativ einer krankmachenden Moderne, sie eröffnet auch einen alternativen Raum der Heilung. So stellt ein Facharzt für Naturheilkunde begeistert fest: »Es ist immer wieder erstaunlich zu sehen, wie rasch ein Kranker [...] schon durch einen kurzen Aufenthalt auf dem Lande die im modernen Getriebe erworbenen Krankheitsgefühle verliert«.⁹⁹ Die semantische Entgegensetzung von Stadt und Land als Räume der Krankheit und Gesundheit findet sich ähnlich auch bei Peters. Dort fügt sie sich in die für die Ratgeberliteratur typische zweipolige Pragmatik aus Problemdefinition und Problemlösung ein und ermöglicht so die narrative Modellierung einer heilsamen Transformationsbewegung.¹⁰⁰ Als theoretische Grundlage der Beschreibung können hier Jurij Michailowitsch Lotmans Überlegungen zur Raumdarstellung in Erzähltexten dienen, die auf der Einsicht gründen, dass die Gestaltung von räumlich unterschiedenen Weltteilen eine semantisch codierte Grenze implementiert, die durch den Übertritt einer Figur zu einem handlungsdynamischen Element des Sujetaufbaus wird.¹⁰¹

Peters illustriert diese räumlich modellierte Transformationsbewegung anhand des Nervösen, der als typisierter Held viele der charakteristischen Krankheitszeichen eines Nervenleidens wie Zerstreutheit, Reizbarkeit oder Übellaunigkeit an sich trägt und der wegen fehlender persönlicher Eigenschaften eine breitenwirksame Identifikationsfigur darstellt (84f.). Letzteres dürfte auch der Grund sein, dass der *Typus* des Nervösen oder Neurasthenikers viel häufiger in der Ratgeberliteratur auftaucht als der *einzelne* Nervenkranke, der durch die besonderen Umstände seines Falls viel eher individuelle Züge annimmt und daher eine singuläre Erscheinung ohne Verallgemeinerungspotenzial bleibt.¹⁰²

Auch für Peters geht es darum, dass die heilsame Transformation des Nervösen von möglichst vielen Rezipienten adaptiert und auf ihre eigene Leidenssituation übertragen werden kann. So kann er nicht nur die allgemeine Regel ausgeben, dass der Nervöse, um Erfolg zu haben, alle seine »lebensfeindlichen Gefühle« ablegen muss, sondern auch das grobe Verlaufsschema dieser persönlichen Wandlung vorskizzieren. »Aus Schwanken, Zweifeln, Überlegen, Grübeln heraus soll er [der Nervöse, Anm. HG] zu Beherrschtheit, zu Sammlung und Entschluß kommen« (85). Was die so illustrierte Wandlung des Nervösen nicht zeigt, ist, dass die heilsame Transformation nur durch einen »Wechsel des Ortes« und dem Herausreißen des Kranken aus seinem gewohnten Lebensumfeld erfolgen kann. Dabei gilt es allerdings zu beachten, dass einerseits der Raum bei Peters als eine lebensweltliche Einflussgröße gedacht wird, die das Verhalten des Nervösen maßgeblich konditioniert und entsprechend an der Ausbildung seines zerstreuten und flatterhaften Charakters teilhat. Andererseits führt diese Konditionierung aber auch

⁹⁹ Kapferer: *Die Nervosität und ihre Heilung durch naturgemäße Behandlung*, 34f.

¹⁰⁰ Zur Problemdefinition und Problemlösung als bestimmendes Kriterium ratgebender Texte vgl. Walter Hömberg/Christoph Neuberger: *Experten des Alltags. Ratgeberjournalismus und Rechercheanzeigen*. Eichstätt 1995, 9ff; vgl. Kessler: *Der Buchverlag als Marke*, 55.

¹⁰¹ Vgl. Jurij Michailowitsch Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. Aus dem Russischen von Rolf-Dietrich Keil. München 1972, 329-340.

¹⁰² Zum Verhältnis von Typus und Fall in der nierenmedizinischen Ratgeberliteratur um 1900 siehe Gruner: »Typisch nervös«.

dazu, dass sich der Nervöse der therapeutisch indizierten Entfernung aus seiner gewohnten Umgebung widersetzt.

Oft [...] sträubt sich der Nervöse mit Händen und Füßen dagegen, aus seinem Geschäft, seiner Arbeit herausgerissen zu werden. Denn dieses Jagen, dieses immerwährende Angespanntsein, dies Sorgen, Anordnen und Erledigen – das alles ist ihm Bedürfnis geworden, Manie, Leidenschaft, Laster, wie einem andern russische Zigaretten, Absynth oder Opium. (85f.)

Das wahre Verhängnis des Nervösen ist es also, dass er durch die dauernde Belastung im Geschäft und bei der Arbeit so konditioniert ist, dass er gar nicht mehr anders kann, als sich immerfort dieser Belastung auszusetzen. Gleich einer Manie oder einer Rauschmittelsucht übernehmen die Nerven die Kontrolle über sein Handeln und bilden zusammen mit den Funktionsgesetzen der Arbeitswelt einen unentriinbbaren Zirkel.

Allerdings dient diese tragisch anmutende Ausgangslage vor allem dramaturgischen Zwecken. Denn je größer der Widerstand ist, um dem fatalen Zirkel der Arbeitswelt zu entfliehen, desto dynamischer erscheint die heilsame Transformation des Nervösen. Das wird nicht zuletzt daran erkenntlich, dass dessen Nerven auch nach Ausbruch aus der krankmachenden Arbeitswelt wie eine »selber laufende ruhelose Höllenmaschine« (86) fortagieren. Demzufolge genügt es nicht – so ließe sich die Lehre dieses Narrativs formulieren – nur eine kurze Auszeit von wenigen Tagen zu nehmen, die selbstverständlich »auf einem Dorf oder wandernd durch Wälder und Auen« (86) zu verbringen wäre. Indem Peters den ländlichen Raum als einen Raum vorführt, in dem der Nervöse neu konditioniert wird und die Nerven wieder ihre normale Funktion erlangen, ohne die manischen Reaktionen der Daueranspannung zu äußern, präsentiert er dessen heilsame Transformationsbewegung als in sich kohärente und abgeschlossene Episode. Daran wird noch einmal ersichtlich, wie die dargestellten Raumstrukturen ganz nach Lotmans Theorie ein genuin ratgeberisches Narrativ bilden, das über die semantisch entgegengesetzten Räume der hektischen Arbeitswelt und des ruhigen Landlebens die positive Entwicklung eines typisierten Helden illustriert, der durch die erfahrene Neukonditionierung seines Charakters auch zum Erfolg fähig ist.

Dass diese räumlich dargestellte Entwicklung eine Bewegung einschließt, die von einer geradezu tragischen Ausgangslage – dem fatalen Zirkel der Arbeitswelt – zu einem glücklichen Ende ohne die erfolgshemmenden Beschwerden der Nervosität verläuft, macht die Attraktivität dieses Narrativs aus und begründet sein ästhetisches Wirkungspotenzial. Dabei geht es weniger darum, ob die Transformation des Nervösen in allen Einzelteilen einen absolut stimmigen Plot ergibt, als vielmehr darum, dass sie eine Hoffnungsperspektive auf eine bessere Zukunft einschließt und durch ihre typisierte Form für eine breite Identifikation beim Publikum offensteht. Nicht zuletzt ist darin auch der Grund zu sehen, warum Peters die Heilung des Nervösen nicht in einer explizit auserzählten Geschichte anlegen muss und das Schema der räumlich inszenierten Transformationsbewegung ausreicht, um den positiven Sinn des Narrativs zu erfassen (vgl. 1.3).

Bedenkt man außerdem, dass Peters kein Arzt ist und dass die Erholungskur auf dem Land auch von medizinischen Laien ohne fachliche Vorkenntnisse durchgeführt werden kann, ist dem Raum zudem eine eminent institutionelle Bedeutung eingeschrieben. Er markiert nicht nur einen Heilungsprozess, der außerhalb der Institutionen der Medizin (Sanatorium, Krankenhaus, Arztpraxis etc.) stattfindet, sondern der den Ratgeber zum Ort eines alternativen Heilungswissens macht. Peters Ratgeber steht damit zu einer Gruppe von laienmedizinischen Ratgebern in Beziehung, die um und nach 1900 die Autorität der Medizin infrage stellen, indem sie Laien zur Selbsttherapie ermächtigen.¹⁰³ Und wenn Peters am Anfang von *Arbeit, Kraft und Erfolg* sagt, dass der Körper das »zeitlich-feste Schutzgebiet des Geistes« (8) ist, dann ist der Raum nicht nur ein revolutionäres Element einer aufstrebenden Laienmedizin, sondern auch das physische Medium der inneren Reise zum Erfolg.

103 Siehe dazu ausführlich Horst Gruner/Wim Peeters: »Meine Nervosität. Der autobiographische Fall in Nervenheilratgebern um 1900«. In: DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung 6/2 (2017), 71-90.

5. Reformwege zum Erfolg

Natürlich sind alle modernen Ratgeber in der »symbolischen Matrix der REFORM verwurzelt«¹, da sie ein Subjekt adressieren, das zur Reform bereit ist. Die unter dieser Rubrik versammelten Ratgeber sind aber nicht nur auf die erfolgreiche Selbstreformierung Einzelner ausgerichtet. Sie sehen die Reform des Einzelnen vielmehr im Kontext eines verallgemeinerten Reform-Paradigmas. Auch dies kann – wie die Beispiele zeigen – auf verschiedene Weise geschehen.

Der Bestsellerautor Reinhold Gerling (5.1) propagiert in seinem Buch *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung* von 1921 unter Bezug auf die zivilisatorische Katastrophe des Ersten Weltkriegs nicht nur Wege zum Erfolg, sondern letztlich einen neuen Menschen. Dieser neue Mensch hat sich zunächst einmal als ein Einzelner zu verstehen und sich selbst zu formen, indem er die Reform auf Dauer stellt. Der eigene Erfolg soll dabei nicht im Rahmen eines Konkurrenzverhältnisses gesehen werden; allerdings soll der Tatmensch auch keine falschen Rücksichten nehmen. Die Ratschläge Gerlings werden in einem entsprechend apodiktischen Gestus gegeben.

Die beiden anderen Autoren, die für die Reformwege zum Erfolg porträtiert werden – Philipp Mühl (5.2) und K.O. Schmidt (5.3) –, gehören beide zur sogenannten *Neugeist*-Bewegung. Auch diese Reformbewegung, die sich aus der *New Thought*-Bewegung Ende des 19. Jahrhunderts in den USA herschreibt und in der Zwischenkriegszeit in Deutschland weit verbreitet war, verheißt den Erfolg im Rahmen einer Umstellung des gesamten Lebens. Aber sie verheißt ihn eben als Teil einer organisierten und vielfach vernetzten Bewegung, die zugleich ein Sammelbecken für ganz verschiedene lebensreformerische, nicht-materialistische Richtungen ist. Auf der einen Seite gibt es also eine Einbettung in weltliche institutionelle Strukturen, die zwischen Vereinswesen und kirchlichen Institutionen changieren, auf der anderen Seite ist es integraler Bestandteil des reformatorischen Selbstverständnisses der Bewegung, dass es sich um einen nicht-direktiven Zusammenhalt handelt, der ›Angebote‹ macht und dabei möglichst unbürokratisch und undogmatisch bleibt. Und genau diese Logik definiert eine (zukunftsweisende) Subjektposition, in der der Einzelne gewissermaßen in ein Milieu des

¹ Helmut Draxler: *Abdrift des Wollens. Eine Theorie der Vermittlung*. Wien 2016, 149.

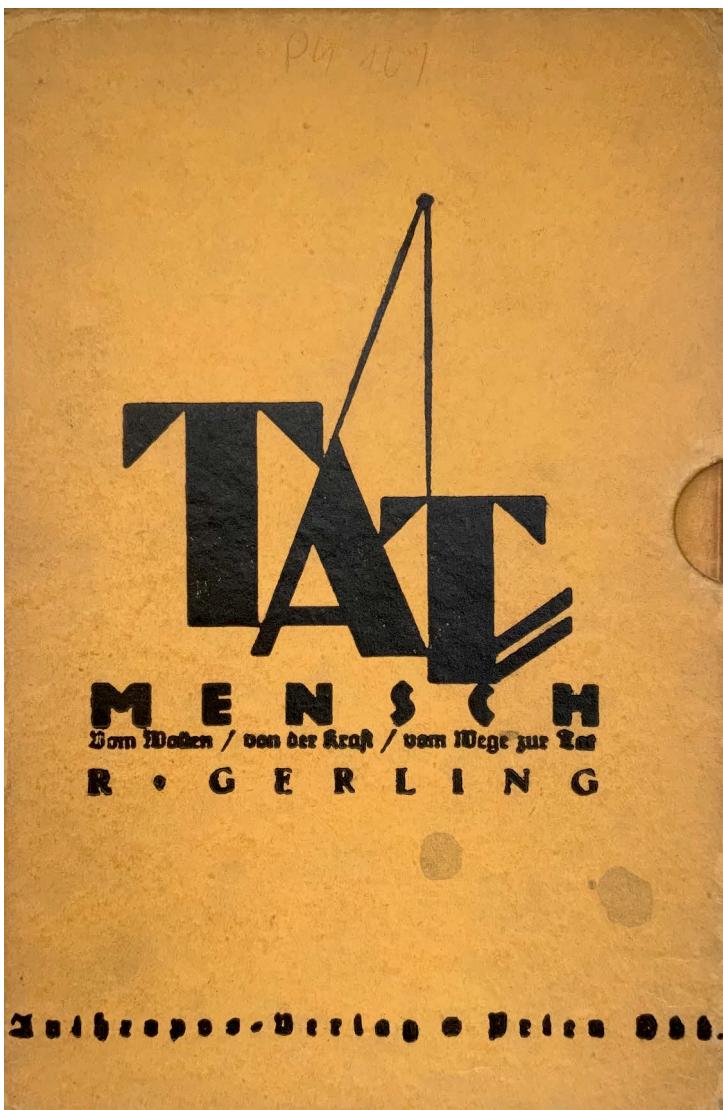
Ratgebens eingesponnen ist. Damit korrespondiert auch die mannigfaltige Publikationslandschaft der Neugeist-Bewegung mit einem ausdifferenzierten Marketingsystem, in dem nicht mehr das große Ratgeberbuch im Zentrum steht, sondern eine Vielzahl von kleinen Schriften und Broschüren, die – vor allem in ihren Werbeanhängen – mittels eines Schneeballsystems aufeinander verweisen (man könnte geradezu von einer »Serviceorientierung« sprechen). Es versteht sich von selbst, dass eine solche Bewegung synkretistisch ist und zahlreiche Elemente enthält, die auch in anderen Ratgebern auftauchen. Einige der Erfolgsmethoden, wie insbesondere das positive Denken bzw. die Suggestion, sind hier sogar in einer Art Reinform zu besichtigen. Von anderen spiritualistischen Ratgebern, die im Prinzip auf ähnliche Methoden setzen, wie etwa F.A. Brechts *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* (vgl. 3.4), unterscheiden sich die Neugeist-Ratgeber durch den Verzicht sowohl auf dogmatische Systematisierung in einer Großform wie auch auf Ausrichtung auf eine mehr oder weniger charismatische Führerfigur, der allein der notwendige Institutionalisierungsgrad übertragen ist.

Philipp Müh und K.O. Schmidt stellen zwei ganz unterschiedliche Seiten der Neugeist-Bewegung dar. Müh, der in seiner Schrift vor allem den »Konzentrator« – einen von ihm entwickelten Apparat zur Erhöhung des Konzentrationsvermögens – anpreist, ist mehr als eine Generation älter und repräsentiert gewissermaßen die parapsychologische Seite der Bewegung. Im Gegensatz zu dieser Randfigur steigt K.O. Schmidt schon im Alter von 25 Jahren zur organisatorischen Zentralfigur der Bewegung auf und entfaltet in den Folgejahren eine immense Publikationstätigkeit. Abweichend von den anderen in dieser Untersuchung porträtierten Ratgebern werden in dem Kapitel über K.O. Schmidt zwei seiner Schriften vorgestellt, nämlich eine über die Neugeist-Bewegung und ihre Organisationen selbst und eine über die Erfolgswege, die der neugeistlich orientierte Leser beschreiten kann.

Da auch in dieser Rubrik die Anordnung der Kapitel dem Erscheinungsjahr der Publikationen folgt, empfiehlt es sich, wenn man sich zunächst einen Überblick über Neugeist verschaffen möchte, zunächst das K.O. Schmidt gewidmete Kapitel zu lesen.

5.1 Reinhold Gerling: **Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung (1921)**

Abbildung 27: Coverseite des Schubers in der 4. Auflage von 1921.



1921 erscheint von Reinhold Gerling das Buch *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung*² in einem Schuber mit acht getackerten Heftchen. Die typographische Markierung durch Unterstreichung bereits auf der Titelseite ist Bestandteil der besonderen Aufmachung des Buchs. Auch das typographische Spiel, ganz im Stil der zeitgenössischen *neuen Typographie*, mit den Großbuchstaben des Worts ‚Tat‘ auf dem Cover sticht heraus. Aus der Mitte des diagonal nach unten laufenden fettgedruckten Worts ragt eine Spitze heraus, einhergehend mit der Linienführung des Buchstabens A und des nachfolgenden Ts. Damit wird auf der visuellen Ebene die das Buch tragende Befreiungsthese unterstrichen: Es ist möglich, ohne Umschweife und in konzentrierter Form zur Tat zu schreiten und damit eine ›Spitzenleistung‹ zu erzielen.

Der heutzutage unbekannte Verlagsort Prien in Oberbayern, aber auch der Verlagsname – *Anthropos-Verlag* –, könnten die Vermutung aufkommen lassen, es handle sich hier um ein weiteres, eher abseitiges Produkt innerhalb des Ratgebersegments. Weit gefehlt. Der Anthropos-Verlag war in der Weimarer Zeit mit einer ganzen Reihe von lebensreformerischen Büchern erfolgreich, und Reinhold Gerling (1863-1930) hat in diesem Rahmen eine große Anzahl vielfach wiederaufgelegter Bücher aus diesem und angrenzenden Themenbereichen verfasst. Gerling war ein Vielschreiber, der zu allen möglichen zeitgenössischen (Mode-)Themen veröffentlicht hat, zum Hypnotismus, zur Willensschulung, zur Menschenkenntnis oder zur Sexualpädagogik. Er gehört im Ratgeberbereich zu den wenigen Bestsellerautoren, die im frühen 20. Jahrhundert in mehreren Sprachen sechsstellige Verkaufszahlen erzielt haben.³ Auch *Tatmensch* erlebt bereits im Erscheinungsjahr 1921 vier Auflagen, was für eine etwas aufwendigere Publikation mit einem Umfang von 250 Seiten bemerkenswert ist.

Das ausführliche Inhaltsverzeichnis verspricht Ordnung und Systematik. Nach einem kurzen Geleitwort gliedert sich das Buch in acht mit zahlreichen Unterabschnitten versehene Hauptkapitel: »Jedermann ein Herrscher«, »Los vom Althergebrachten«, »Des Tatmenschen Werden«, »Der rechte Beruf«, »Kraftvolle Lebensgrundsätze«, »Kunstgriffe des Erfolgreichen«, »Die Kunst des Geldverdienens« und zum Schluss »Die Bemeisterung des Schicksals«. Man sieht, dass das Thema, wie man zu einem erfolgreichen Tatmenschen wird, hier in verschiedene *Felder* aufgeteilt wird; lediglich die ersten beiden Kapitel sind bei Gerling von ihrem Titel her programmatisch. Die Hilfestellung, die das Buch primär gibt, besteht daher nicht in der Vorstellung bestimmter konkreter Übungen (wie etwa bei F.A. Brecht; vgl. 3.4) oder in der Aufstellung von ›Gesetzen‹ und der Anempfehlung diverser Aufschreibepraktiken (wie bei Gallert; vgl. 3.1), sondern in der vollständigen Beherrschung des Felds, die es signalisiert. Das wiederum impliziert andere Subjektpositionen von Verfasser und Leser, eine andere Form von Hilfe zur

2 Reinhold Gerling: *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung*. 4. Auflage. Prien: Anthropos-Verlag 1921. Künftig zitiert im Text.

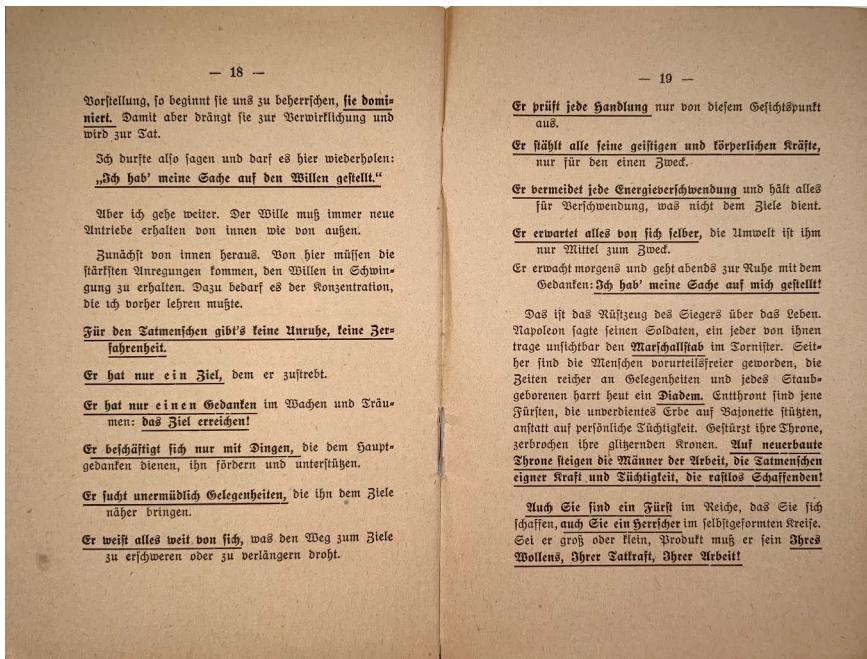
3 Vgl. für Leben und Wirken Reinhold Gerlings etwa die Denkschrift seines Sohns aus dem Jahr 1923 (als sein Vater eine gesundheitliche Krise durchzustehen hatte). Laut dieser Denkschrift hat Reinhold Gerling bis zu diesem Zeitpunkt neben »zahllosen Zeitungsartikeln und Flugblättern [...] im Verlaufe von 30 Jahren 4000 öffentliche Vorträge gehalten und 118 Bücher veröffentlicht«. (Walter Gerling: *Reinhold Gerling. Sein Leben und Wirken. Biographische Skizze mit drei Abbildungen*. Oranienburg: Orania-Verlag 1923, 25)

Selbsthilfe. In den Anfangsworten »Zum Geleit« werden diese Subjektpositionen expliziert. In ihnen spricht der Verfasser zunächst einmal als ein bereits bekannter Mann:

Das vorliegende Werk ist zwar eine selbständige, in sich abgeschlossene Arbeit, bildet dessen ungeachtet jedoch gleichsam die Fortsetzung der »Kunst der geistigen Konzentration«. Dort lehre ich die Entwicklung des Willens und der Gedächtniskraft, hier will ich ihre zweckmäßige Anwendung zeigen, die mit Sicherheit zu irgendeiner gewinnbringenden Tat, zu einem Erfolge führt. (7)

Die doppelte Hervorhebung von Signalworten, Schlagworten und Merksätzen durch Unterstreichung und Fettdruck, die hier (natürgemäß) – wie auch schon im Titel – als Erstes ins Auge springt, ist integraler Bestandteil eines praktischen Verfahrens der *Einprägung*, welches in exzessivem Gebrauch das ganze Buch durchzieht und wohl auch eine sprunghafte, aber dafür wiederholte Lektüre ermöglichen soll.

Abbildung 28: Layoutbeispiel aus Gerlings Tatmensch.



Das Geleitwort erinnert daran, dass hier eine Stimme mit Autorität am Werk ist, die systematisch alle Aspekte des Lebens durchgeht und zugleich Stabilität vorspiegelt, indem sie ihrer Rede eine Struktur und ein Gerüst gibt. Woher aber nimmt Gerling diese Autorität? Zunächst einmal: aus sich selbst, d.h. insbesondere daraus, dass er sich als ein Tatmensch *performiert*. Es handelt sich um eine Subjektposition, die für diesen Ratgeber generiert ist. Denn das »Verbundssystem Gerling« umfasst – neben der *Kunst der geistigen Konzentration* – auch andere Lebensratgeber. Insbesondere nutzt Gerling das Pseudonym Kurt Rado, um im selben Verlag (und im selben Jahr) eine ebenfalls erfolg-

reiche Broschüre mit dem Titel *24 Stunden richtig leben*⁴ zu publizieren, die kleinteilig am Leitfaden der Gewohnheiten und möglichen Übungen in unserem Tagesablauf voranschreitet. Die veränderte Subjektposition dieses Konzepts kann man auch leicht daran erkennen, dass der Leser hier – im Unterschied zu *Tatmensch* – geduzt wird: »Gehörst du zu denen, die bedauern, in dieser Zeit zu leben?«⁵, lautet hier der erste Satz. Weil *Tatmensch* den Anspruch hat, umfassend zu sein, sind die Adressaten ebenso wenig spezifiziert wie in den meisten anderen Ratgebern.⁶ Daher wird etwa im Kapitel über den rechten Beruf eine ganze Palette von Berufen mit Bemerkungen bedacht. Jeder Beruf erfordert »**Eignung**« (112), und es gilt: »**Den Tatmenschen treibt sein Tatwille vorwärts, auch wenn er Fabrikarbeiter oder Handwerker ist.**« (107)⁷ Das Buch will »[b]eratend [...] all denen zur Seite stehen, die das Leben kraftvoll anfassen und erfolgreich gestalten wollen« (10). Die Frage ist freilich, ob der Fabrikarbeiter oder der Handwerker ein solcher bleiben wird, wenn er zum Tatmenschen geworden ist.

4 Kurt Rado: *24 Stunden richtig leben*. Prien: Anthropos-Verlag 1921.

5 Ebd., 1.

6 Bei Erfolgsratgebern kann eine Spezifikation des Adressatenkreises zum Beispiel grundsätzlich nicht nach einer Schichtenzugehörigkeit erfolgen. Möglich ist eine Spezifikation des Adressatenkreises, wie sie etwa im Untertitel des Ratgebers von Heinrich Ernst Schwartz erfolgt: *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute*. Wien: Verlag der »Neuen Bibliothek« 1906 – in allen sozialen Schichten gibt es eben strebsame Leute.

7 Gerling spricht stets vom *Tatmensch*, hat aber – wie gerade das Kapitel über den Beruf zeigt – in erster Linie den Mann im Blick; Frauenberufe kommen nicht vor, und die Berufstätigkeit von Frauen ist auch kein Thema (obwohl nebenbei durchaus Bemerkungen fallen können wie: »Weibliche Arbeiter haben bei gleicher Leistungsfähigkeit Anspruch auf gleiche Entlohnung wie männliche« (228). Das heißt natürlich nicht, dass Gerling das Gesagte nicht für auf Frauen übertragbar hält, wie an einigen Stellen auch explizit wird (etwa, wenn er hofft »beweisen zu können, **daß die meisten** oder doch sehr viele **Männer und Frauen zu Persönlichkeiten, echten wertvollen Tatmenschen sich entwickeln können.**« (53), wenn bestimmte Voraussetzungen gegeben sind). Gerling hat freilich auch mehrfach zur Frau bzw. zum Verhältnis der Geschlechter publiziert. Ein Bestseller von ihm heißt *Das goldene Buch des Weibes. Zehn Kapitel aus dem intimsten Leben der Frau* (Berlin: Verlag Wilhelm Pilz 1904). Unter dem Pseudonym Friedrich Hellmuth veröffentlichte er auch das Pendant: *Das goldene Buch des Mannes. Die wichtigsten Fragen des Geschlechts- und Ehelebens*. Hamburg: Verlag der Deutschen Handelsgesellschaft für Wohlfahrt und Gesundheitspflege. [o.J.]. Einerseits gibt es das Buch *Den Mann nimm nicht! Männer, die man nicht heiraten soll. Warnungen und Winke für Mädchen. Mit 34 Abbildungen im Text* (6. Auflage. Oranienburg: Orania-Verlag 1920), andererseits gibt es *Mädchen, die man nicht heiraten soll. Warnungen und Winke* (37. bis 40. Auflage. Oranienburg: Orania-Verlag. 1922). Man sieht: Frauen kommen gewissermaßen symmetrisch vor, wenn das Geschlechterverhältnis thematisiert wird, abgesehen davon ist der Mann die »Normalform«. Vgl. für eine Einordnung Gerlings in den Geschlechterdiskurs der Zeit Daniela Sandner: *Konstruierte Männlichkeit. Hygienische Reformliteratur, Prosatexte und Ego-Dokumente im Wilhelminismus und in der Weimarer Republik*. Bamberg 2019; Gerling spielt in dieser Dissertation eine wichtige Rolle, weil seine Schriften besonders populär waren (vgl. besonders ebd., 90-93). Sandner macht stark, dass in der hygienischen Ratgeberliteratur und in Ego-Dokumenten der Zeit das Mann-Sein bzw. die männliche Sexualität, Reproduktivität und Krankheit stärker diskursiviert werden, als die Geschlechterforschung bisher gemeinhin angenommen hat (334). Sie erwähnt auch die Tatsache, dass Gerling sich für die rechtliche Rehabilitation der Homosexuellen eingesetzt hat und wegen seines diesbezüglichen Einsatzes häufiger vor Gericht geladen wurde (91, vgl. auch Jens Dobler: »Vor und neben Magnus Hirschfeld: *Das Geschlecht von Reinhold Gerling*«. In: Rüdiger Lautmann (Hg.): *Capricen. Momente schwuler Geschichte*. Hamburg 2014, 40-45).

Insofern richtet sich dieser Ratgeber also an alle und traut jedem gewissermaßen formal zu, sich zu einem Tatmenschen zu erziehen –, aber er richtet sich an sie zugleich in der besonderen Situation des zu Ende gegangenen Weltkriegs, wie im Geleitwort ausgeführt wird. Dort wird eine Zeitenwende beschworen: »Angstgepeitscht vor der kommenden Weltrevolution« hätten sich »weite Kreise« nach dem »Zusammenbruch Europas« einem entfesselten, haltlosen Leben hingegeben:

In dieser chaotisch anmutenden Zeit brauchen wir Menschen, die über die aufschäumenden Wogen klaren Blicks hinwegsehen und ihr Lebensschiff mit fester Hand hinüberleiten in die Zukunft, in die Welt des Lichts und des zielbewussten Schaffens: den Mann des Erfolges, den Tatmenschen! – (8)

Ratgeberliteratur ist in Krisenzeiten niemals ratlos. Sie profitiert sogar von Krisenzeiten: Entsprechend perpetuiert das Genre auch das Krisengefühl dadurch, dass es sich auf die schlechten Zeiten als legitimierende Großerzählung (vgl. 1.3) beruft, um einen Bedarf für das eigene Problemlösungsangebot zu generieren. Gerade das um 1900 entstehende und sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entfaltende Genre der Erfolgsratgeberliteratur kommt um Krisendiagnosen kaum herum. Es ist (vgl. Kap. 4) ohnehin Spezialist für persönliche Krisen aufgrund diagnostizierter chronischer Müdigkeit, Entscheidungsschwäche oder Willenlosigkeit, die den Aufstiegschancen in der sich entfaltenden Angestelltenkultur entgegenstehen. Die Kombination einer persönlichen und gesellschaftlichen Krise bildet den natürlichen Boden für die nach Walter Benjamin in der zeitgenössischen Romanliteratur zugespitzt dargestellte »tiefe Ratlosigkeit des Lebenden«.⁸ Persönliche Optimierung wird besonders in Zeiten einer gesellschaftlichen Verunsicherung akut: Erfolg wird auf der einen Seite vielleicht immer unwahrscheinlicher. Auf der anderen Seite ermöglichen es aber gerade gesellschaftliche Extreme wie Unruhen, Krieg oder Wirtschaftskrisen, mit unwahrscheinlichen Gegenzähungen Hoffnung zu machen. Die »chaotisch anmutende[] Zeit«, von der Gerling spricht, tritt in dieser Beziehung in eine Analogie zur »Neuen Welt«, in der man »von ganz unten nach ganz oben« kommen kann (vgl. 2.2).

Die Vorliebe für den Begriff ›Tat‹ oder ›Tatkraft‹ teilt Gerling mit vielen Zeitgenossen. Der Begriff erweist sich als besonders krisenresistent, da er mit dem unwahrscheinlichen Versprechen, Reflexion überflüssig zu machen, einhergeht. Seit Ende des 19. Jahrhunderts besteht vielerorts Konsens darüber, dass vor allem der ungesunde Lebensstil in den Großstädten, »Geschlechtssünden, Mangel an Körperarbeit und gründlicher körperlicher Schulung«, wie der auf das Thema Nervenkraft fokussierte Emil Peters hervorhebt, einen »inneren Kraftschwund« verursacht haben.⁹ Eine Umstellung auf Willenskraft, Disziplin, Konzentration und eben auch Tatkraft wird dann in den

8 Walter Benjamin: »Der Erzähler: Betrachtungen zum Werk Nicolai Lesskows« [1936/37]. In: Ders.: *Illuminationen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, 385–410, hier 389. Vgl. Rudolf Helmstetter: »Guter Rat ist (un)modern. Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber«. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.): *Konzepte der Moderne*. Stuttgart/Weimar 1999, 147–172, hier 147.

9 Emil Peters: *Das Hohelied der Kraft. Ein Lebensprogramm für die deutsche Zukunft*. Berlin: Volkskraft-Verlag 1915, 5. Peters geht sogar so weit, darin einen Grund für die »Degeneration« des deutschen Volks zu sehen (4).

Ratgeber als Abhilfe angeboten, um diesen Rückgang »physischer Kraft« zu kompensieren. Dem gängigen Rategebernarrativ zufolge ist dieser Schwund die eigentliche Krise, die sich besonders in Krisenzeiten, in denen die Probleme ohne Handlungsoption nur noch zerredet würden, deutlich herauskristallisiere.

In der zeitgenössischen Einführung *Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland* von August Messer – seit 1916 in mehreren Überarbeitungen erschienen – kann man im sechsten Kapitel »Philosophie des Lebens, des Schauens und der Tat« lesen, dass die auf den Tatmenschen projizierte Vorstellung der Tat mit der Idee einhergeht, dass allzu viel Reflexion ins Nichts führe. Bezogen auf moderne Lebensphilosophen wie Hugo Dingler oder August Vetter heißt es im ersten Paragraphen »Neuromantische, irrationalistische Strömungen«: »Das verstandesmäßige Denken, kühl, vorsichtig bis zur Skepsis, kritisch analysierend bis zur Zersetzung alles Lebendigen, ende in der Unfruchtbarkeit, der Verneinung, der Erstarrung, so klagt man.¹⁰ Es wird eine kulturelle Krise heraufbeschworen, die eine Totalisierung der Tat erlaubt. Für Messer verschärft sich dadurch die allgemeine Krise noch einmal. Als Konsequenz dieses Denkens neige man in der Politik dazu, »nicht sowohl mit kühlem Verstand, als vielmehr mit dem ›Gefühl‹ zu treiben und die ›Tat‹ um jeden Preis, auch die Gewalttat zu schätzen (was unser politisches Leben der Verwilderung und Barbarei zutreibt).¹¹ Die Willenstat werde jeglicher Erkenntnisrationalität übergeordnet. Nicht aus Weltfremdheit oder -flucht jedoch, sondern aus der »Verherrlichung« eines affektiv gesteuerten Lebenserhaltungs-triebs: »Lebenerhaltend und lebenfördernd sei nur die schöpferische, synthetisch-organisierende Tat, die aus dem Unbewussten, dem Instinktiven hervorquelle, getragen von einem zuversichtlichen Glauben an Wert und Sinn des Lebens und der ganzen Wirklichkeit.¹²

Spätestens seit den 1910er Jahren ist die Kategorie ›Tat‹ eine Faszination der Lebensphilosophie, aber der Begriff spielt bereits vorher in der Roman-¹³ und Ratgeberliteratur eine teilweise programmatische Rolle, wie etwa im Buch *Empor! Ein Buch der Tat* von Günter Haußwald, in dem ›Tat‹ direkt mit dem Begehr nach Synthese verbunden wird:

¹⁰ August Messer: *Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland*. 7. Auflage. Leipzig: Verlag Quelle & Meyer 1931, 106f. Der Begriff »Philosophie der That« ist älter und geht auf die identisch betitelte Abhandlung von Moses Heß von 1843 zurück. Die spätere Referenz Nietzsches ist für die Lebensphilosophie jedoch entscheidend. Vgl. Otto Ladendorf: *Historisches Schlagwörterbuch*. Straßburg/Berlin: Verlag von Karl J. Trübner 1906, 242. Für die Philosophie der Tat in der Weimarer Republik siehe auch: Rüdiger Graf: *Die Zukunft der Weimarer Republik. Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918-1933*. München 2008, 275-282.

¹¹ Messer: *Philosophie der Gegenwart*, 107. Barbarei ist eine typische Reflexionsfigur in Krisenzeiten. Vgl. Manfred Schneider: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München 1997, 9.

¹² Messer: *Philosophie der Gegenwart*, 107.

¹³ Im 1899 erschienenen Roman *König Erfolg* von Anton von Perfall zum Beispiel eifert die Hauptfigur der erfolgreichen »That« großer Männer nach, bei der es sich nicht mehr blos um Schlagwörter, um Resolutionen handele. (Anton von Perfall: *König Erfolg*. Roman. Berlin: Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger) 1899, 153.) Vgl. Wim Peeters: »Mit Erfolg konformieren. König ›Erfolg‹ (1899) von Anton von Perfall«. In: Jessica Güsken/Christian Lück/Wim Peeters/Peter Risthaus (Hg.): *Konformieren. Festschrift für Michael Niehaus*. Heidelberg 2019, 121-139.

Ein wesentliches Strukturmerkmal unserer heutigen Kultur ist die ungeheure Differenzierung aller Lebensformen. Eine allgemeine seelische Not hat sich entwickelt, die ins Ungemessene zu wachsen droht. Wir scheinen ersticken zu müssen in der Fächerung unseres gesamten Lebens. Um so mehr ertönt überall der Ruf nach Zusammenfassung, nach Synthese, nach Einheit. Aus dieser Erkenntnis heraus ist das kleine Buch entstanden.¹⁴

Jede sich anbahnende Krisenzeit hat ihr eigenes institutionalisiertes Begriffsrepertoire (vgl. 1.4); um den Ersten Weltkrieg herum ist das unter anderem der Begriff der ›Tat‹ mit seinen Komposita. Die Erfolgsratgeberliteratur dockt an diesem diffusen Feld der progressiven und reaktionären Aufladungen des Begriffes der Tat an, ohne sich konkret für eine Auslegung zu entscheiden. Typisch für das Genre bedient sie sich patchworkartig der kursierenden Tat-Semantiken, ohne definitorische Herleitung oder Quellenangabe. Grundsätzlich setze Tat voraus, dass jeder Einzelne es richten müsse und könne, ohne dass man dazu eine konkrete Anleitung bräuchte. Durch das einprägsame Wiederholen des Begriffs soll ein zweifelfreies Bewusstsein geformt werden, das ohne zu zögern selbstgesetzte Ziele in Angriff nehmen kann. Es handelt sich dabei um einen autosuggestiven Entlastungsbegriff, der es ermöglichen soll, sich auf das Wesentliche zu fokussieren. Nach Hans Blumenberg, der sich in seiner anthropologischen Begriffstheorie auf Arnold Gehlen bezieht, hat ein solcher Begriff die präventive Entlastungsfunktion, »künftige Situationen davon [zu befreien], in der Irritation durch Reize zu ersticken oder zu zerflattern«.¹⁵ Zentral ist dabei die antizipatorische Kraft von Begriffen, »das Mögliche vorweg [zu] verarbeite[n]«.¹⁶ Die zeitgenössischen Semantiken von ›Tatlassen zu Beginn der Weimarer Republik den Gedanken zu, dass man alles überwinden kann und zugleich von moralischen Bedenken über die Folgen der eigenen Tatkraft befreit wird.

In den Augen der Autoren, die in der Krise den Grund für einen Mangel an Tatkraft sehen, hat diese zwei komplementäre Erscheinungsformen. Auf der einen Seite führt sie zu einer ›Müdigkeitsgesellschaft‹, so etwa bei Haußwald, der wohl die Angestellten-schicksale vor Augen hat, wenn er über Berufstätige schreibt:

¹⁴ Günter Haußwald: *Empor! Ein Buch der Tat*. Leipzig: Rainer Wunderlich 1929 (= Schriftenreihe der Leipziger esoterischen Studiengesellschaft), 7. Thomas Macho unterscheidet hier zwischen exklusiven und inklusiven Beratungsbeziehungen, »wie beispielsweise d[er] Beratung, die einen Entschluss beschleunigt – nach dem Motto aus Henrik Ibsen dramatischem Gedicht *Brand*: ›Es prägt sich *eine* Tat mehr ein denn tausendfacher Rat‹ – und die Beratung, die eine Entscheidung verzögert und aufschiebt«. Henrik Ibsen: »*Brand*. Ein dramatisches Gedicht« [1866]. In: *Sämtliche Werke in fünf Bänden. Band II*. Übersetzt von Christian Morgenstern. Berlin 1911, 245-419, hier 279. Thomas Macho: »Was tun? Skizzen zur Wissensgeschichte der Beratung«. In: Thomas Brandstetter/Claus Pias/Sebastian Vehlken (Hg.): *Think Tanks. Die Beratung der Gesellschaft*. Zürich/Berlin 2010, 59-85, hier 73f.

¹⁵ Hans Blumenberg: *Theorie der Unbegriefflichkeit*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Anselm Ha-verkamp. Frankfurt a.M. 2007, 26f. Vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012, 291.

¹⁶ Blumenberg: *Theorie der Unbegriefflichkeit*, 26f.

Noch sind sie eingespant in das Joch der fruchtlosen Tätigkeit. Sie alle gehen den falschen Weg! Ewig graue Tage der Einförmigkeit und des geistigen Stumpfsinnes vergehen erlebnislos. Alle diese Menschen leben nicht als bewußte Wesen, sondern gleichen Schemern, die müde und matt vom Daseinskampf geworden sind und mühevoll ihr Leben fristen. Und ein geheimes Sehnen wacht in ihnen auf. Ein Sehnen nach Höherem, Reineren, Edleren [sic, W.P./M.N.].¹⁷

Hier wird die Opposition von Tat und *Tätigkeit* ausgespielt. Die iterative Tätigkeit ist mechanisch und tritt auf der Stelle, während die Tat als etwas Einmaliges imaginiert wird, das die bloße Tätigkeit durchbricht. Auf der anderen Seite wird die befreiende Tat einer verschwenderischen und ziellosen Hyperaktivität gegenübergestellt. So skizziert es Gerling im ersten Heft vom *Tatmenschen* in der Einleitung:

Der Zusammenbruch Europas hat alle Kräfte zersplittet, alle Kreise aus ihren Bahnen gerissen. Angstgepeitscht vor der kommenden Weltrevolution ergaben sich weite Kreise einem Leben des wildesten Sinnengenusses, der Ausschweifung und Verschwendug. Mit vollen Händen wird leichterworbenes Geld verstreut, um es dem Zugriffe der kommenden Mächte zu entziehen. Man tanzt, man spielt, man liebt, nur ernste, intensive Arbeit wird gemieden. (7f.)

Gerling unterscheidet hier klassisch zwischen gutem und schlechtem Leben. Das Motto auf dem Umschlag des ersten Heftes heißt: »Es leben nur, die schaffen!« Gerling möchte seine Leserschaft dabei begleiten, den lebensnotwendigen »Tatwillen« als Voraussetzung für eine produktive Schaffenskraft – die dann wieder die Voraussetzung für ein gelingendes Leben ist – wiederzuerlangen und auf Dauer zu stabilisieren (9).

Es seien aber »Wortmenschen« (9) am Werk, die die Tat im Keim erstickten. Ratgeber sind allerdings auch aus Worten gemacht. Insofern hat es etwas Paradoxes, wenn der Vielschreiber und berühmte Vortragsredner Gerling sich mit einer hochredundanten und wortreichen Schrift gegen die Kultur der »Versammlungssäle[]« positioniert, »wo tausend Wünsche laut werden, tausendfacher Rat durcheinander schwirrt und keine rettende Tat erfolgt«. »Tat hat stets das Wort gemieden«, heißt es obendrein (9). Es gebe keinen »Erlöser« (10) aus der Krise, auf den man warten könne. Auch hier solle man nicht »zögern und zagen«, sondern »handeln!« Gerling ruft auf zur »Selbstbefreiung«, die zugleich auch »Volks«-, gar »Menschheitsbefreiung« sei (10). Auch Oscar Bosshardt macht dies explizit in seinem Ratgeber mit dem wenig originellen Titel *Der Weg zum Erfolg* (1933). Im Kapitel »Die Krise das Tagesgespräch« merkt er an, dass die Rede von der Krise lediglich ein anderes Wort für das Abwälzen des persönlichen Versagens auf »äußere Umstände« sei. Der »denkende und handelnde Mensch« finde immer einen Ausweg: »Nur der verzagte und untätige Mensch weiß keinen.« Und entsprechend heißt auch Bosshardts Devise gegen den »Verschleppungsgrund« Krise: »Handeln, handeln, handeln!«¹⁸

¹⁷ Haußwald: *Empor! Ein Buch der Tat*, 10.

¹⁸ Oscar Bosshardt: *Der Weg zum Erfolg*. Zürich: Verlag Schweizerische Handelsbörse 1933, 63-65.

Die unheilvollen Zeiten des vergangenen Krieges wertet Gerling jedoch nicht als verlorene Lebenszeit, sondern sie gelten für ihn als die Erziehungsbasis, die den Unterschied machen kann. Einerseits hat der »jahrelang tobende Weltkrieg [...] nicht nur Menschen vernichtet, sondern mit ihnen eine Summe von Tüchtigkeit, Erfahrung und Zukunftsanlagen« (16f.). Andererseits gilt aber auch: »**Es ist also Raum geschaffen zur Entfaltung der Lebenden. / Sie sind ein Lebender, also seien Sie Tatmenschen!**« (17) Gerafe Leute mit traumatischen Kriegserfahrungen werden von der »Göttin Gelegenheit« (77, vgl. 2.2) besonders geliebt; da sie über eine besondere Beweglichkeit und Schaffenskraft verfügen. Dadurch seien sie vorbildhaft.¹⁹

Oft werde Einseitigkeit fälschlicherweise für Konzentrationsfähigkeit gehalten und Vielseitigkeit irrtümlich für Zerfahrenheit (76f.). Vielseitigkeit gehöre aber zur wesentlichen Anforderung des modernen Lebens, damit sei aber keineswegs »Alleswissen« (78) gemeint, sondern vielmehr eine besondere Befähigung zur Flexibilität. »In vielen Sätteln sitzen, verschiedene Pferde reiten können. Darin liegt das Geheimnis des Erfolges.« (76) Daraus könne man lernen, dass das »**wichtigste Lebensgesetz**« in der »**Anpassungsfähigkeit**« (56) liege, wie der Tenor im dritten Heft mit dem Titel *Des Tatmenschen Werden* lautet. Mit dieser Forderung, sich nicht zu früh auf ein Ziel zu fixieren, sondern auf Vielseitigkeit zu setzen, unterscheidet sich Gerling – zumindest auf den ersten Blick – von vielen anderen Ratgebern dieser Zeit, die eher das Festhalten am *einmal gewählten* Ziel in den Vordergrund stellen. So erklärt etwa der Ratgeber-Großunternehmer Gustav Großmann: »Erfolgskundige Männer sind immer Männer von Beharrlichkeit, die den Willen und auch die Kraft haben, die Richtung einzuhalten, die sie einmal eingeschlagen haben, und diese Richtung bedeutet immer, auf einem bestimmten Spezialgebiete zu wachsen an Kraft und Können, um immer Größeres zu leisten, um immer größere Erfolge erzielen zu können.«²⁰ Gerling hingegen führt als bestes Beispiel für die Richtigkeit seiner Behauptung notwendiger Vielseitigkeit sich selbst an, nachdem er zunächst auf die ›Neue Welt‹ verwiesen hat:

Der Amerikaner schätzt den Vielseitigen, weil er der Brauchbarste ist. Ich habe im Elternhause Gartenarbeit treiben, die Dunggruben entleeren und sogar den Hof um-pflastern müssen. In der Zeit, die mir die Schule ließ, habe ich auch noch im elterlichen Betriebe geholfen, lernte auf Wirkstuhl und Strickmaschine Strümpfe stricken und fuhr in den Ferien mit auf die Jahrmarkte, wo ich die Misere des Kleinhandels kennenerlernte. Da ich dem dringenden Wunsch meines Vaters, der mich zum Theologen machen wollte, widerstrebte, kam ich in ein Modenmanufaktur-, Leinen-, Konfektions- und Teppichgeschäft, erstritt mit 16½ Jahren einen Preis für kaufmännische Buchführung und erlernte gleichzeitig, da sich hierzu Gelegenheit bot, die Zuschneiderei,

19 Thomas Macho weist darauf hin, dass »nicht umsonst [...] jene Helden und herausragenden Persönlichkeiten als erste Ratgeber [reüssierten], die schlicht über eine höhere Krisentoleranz verfügten. Zu Schamanen wurden beispielsweise Stammesangehörige initiiert, die eine schwere, lebensbedrohliche Krankheit überwunden hatten; und noch in der Antike bildete Blindheit geradezu eine ideale Voraussetzung für das Amt des Sehers.« (Thomas Macho: »Was tun?«, 61.)

20 Gustav Großmann: *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge.* Von Dr. G. Großmann. 4. Auflage. Stuttgart/Wien: Verlag für Wirtschaft und Verkehr 1929, 95; vgl. zu Großmann auch 3.2.

Gardinen- und Feinplättterei, verstand es auch, die Nähmaschine flott zu bearbeiten. In meinen karg bemessenen Freistunden – damals waren die Geschäfte auch Sonntags geöffnet und an Wochentagen von morgens 7 bis abends 8, – las ich Klassiker, lernte Rollen auswendig und ging mit 17½ Jahren zur Bühne. Obwohl als Schauspieler und junger, beliebter Regisseur stark beschäftigt, schrieb ich elf Bühnenwerke, von denen mehrere 60 bis 100 Aufführungen erlebten. Dann machten mich Gelegenheit und Schicksal zum Dramaturgen, Bühnenkritiker und Journalisten. (8of.)

So geht es noch eine ganze Weile weiter, bis Gerling zusammenfasst: »Mein Leben war köstlich, denn es war Mühe und Arbeit.« (81)²¹ Er erzählt seine Lebensgeschichte also als eine Erfolgsgeschichte, die nicht geradlinig verlaufen ist und von schmutzigen Arbeiten (Dunggruben entleeren) zum prominenten Geistesarbeiter (Vorträge halten) geführt hat. Köstlich war dieses Leben, weil Gerling jede Herausforderung angenommen hat, weil er sich in jeder Situation als Tatmensch zeigt und es genossen hat, ohne auf *ein* großes Ziel fixiert zu sein. In der Vorstellung Gerlings widerspricht das indes nicht einer unbedingten Zielorientiertheit *zu jedem Zeitpunkt*. Denn auch zu seinen unverrückbaren Geboten des Tatmenschen gehören: »**Für den Tatmenschen gibt's keine Unruhe, keine Zerfahrenheit.**« Und: »**Er hat nur ein Ziel**, dem er zustrebt.« Und: »**Er hat nur e i n e n Gedanken** im Wachen und Träumen: **das Ziel erreichen!**« (18)

Insofern kann Gerling sein eigenes Leben – *en passant* – gleichwohl als nachahmenswertes Modell präsentieren. Dass er das nicht direkt ausspricht, liegt in der Natur der Sache: Sich unmittelbar als Modell zur Nachahmung empfehlen, widerspricht der Logik, dass der andere sich jemanden zum Vorbild *nehmen* soll. Allgemein gilt freilich: »Der erste Schritt des Tatmenschen sollte [...] im **Studium großer Vorbilder** bestehen.« (59)

21 Eine besondere Episode im Leben Gerlings wird im weiteren Verlauf übrigens mit den Worten »nachdem schwere Krankheit mir die Ohnmacht der ärztlichen Kunst gezeigt« (80) umschrieben. Dahinter verbirgt sich Gerlings eigene »Nervosität« mit der er zwar hier, nicht aber im Allgemeinen hinter dem Berg gehalten hat (und die man wohl recht gut nachvollziehen kann). Denn es gibt auch einen (erstmals 1901 erschienenen) Ratgeber aus seiner Feder mit dem Titel *Meine Nervosität, wie sie entstand und wie ich sie heilte. Ein neuer Weg zur Heilung krankhafter nervöser Zustände, besonders der sexuellen Neurasthenie* (6. Auflage. Oranienburg: Orania-Verlag o.J.). Dort heißt es in der Einleitung: »Ich war infolge von Ueberarbeitung, Sorgen, Aufregungen und wohl auch fanatischer Abstinenz schwer neurasthenisch geworden, Schlaflosigkeit, Herzklagen, Angstzustände wechselten mit Zwangsvorstellungen ab und meine Reizbarkeit erreichte einen hohen Grad.« (ebd., 3) Die Selbstautorisierung Gerlings schöpft sich ganz entscheidend aus der Erfahrung der »Ohnmacht der ärztlichen Kunst« und seiner gelungenen Selbsttherapie. Diese wird in dem Buch übrigens überhaupt nicht ausgeführt: Die Person Gerling kommt in diesem Neurasthenie-Ratgeber (dem Titel zum Trotz) gerade nicht als Patient vor, sondern nur (am Rande) als (selbsternannter) Arzt. Der Ratgeber selbst ist übrigens klüger als das meiste, was in diesem Sektor (von ärztlicher Seite) zu lesen ist. Insbesondere bedient sich Gerling eigenem Bekunden nach einer Form dessen, was man später als *paradoxe Intervention* bezeichnet hat: »Ich pflegte meinem Patienten meist zu sagen, solche Genüsse seien zwar schädlich, ich müsse aber bezweifeln, daß seine Willenskraft überhaupt ausreiche, diese schädlichen Genüsse einzuschränken, obwohl dies wünschenswert sei. Dies reizte den Patienten zum Widerstand« (ebd., 34f.). Interessant ist an dieser Intervention, dass sie in der – von Gerling gefeierten – Eigentherapie nicht möglich ist, weil sie auf dem Phänomen der *Übertragung* beruht (das für Gerling überhaupt keine Kategorie sein kann).

Es finden sich in Gerlings Buch natürlich die gängigen Erzählungen aus der ›Große Männer‹-Literatur auf (vgl. Kap. 2), die die Tatkraft der Vorbildfiguren hervorheben. Dies spiegelt sich bereits im Untertitel einer Sammlung der zu der Zeit bereits populären ›Große Männer‹-Erzählungen *Männer eigner Kraft. Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthilfe emporgekommener Männer* (1875) von Franz Otto²² oder im 4. Kapitel ›Thatkraft und Mut« in Hugo Schramm-Macdonalds *Der Weg zum Erfolg* (1890) (vgl. 2.1) und dann etwas später 1912 im Titel des Kompendiums *Männer der Tat* von dem Mittelschullehrer und Rektor Karl Broermann²³. Gerling warnt allerdings auch vor der Dominanz einer solchen Lektüre: Als »Lernender« soll man nachahmen, als »Vollender« hingegen »selbständig sein« (59).

Aber auch das rechte Nachahmen selbst will gelernt sein (bzw. auf die rechte Art nachgeahmt werden). Die Nachahmung, die uns schon »innerhalb des Geisteslebens aller tierischen Wesen« (59) begegnet, darf natürlich nicht sklavisch sein, und sie muss sich die rechten Vorbilder wählen. In der Krise aber droht die rechte Orientierung verlorenzugehen – insofern gibt es auch eine Krise der Nachahmung. Aufbauend auf seinem Gedanken, dass es kriegsbedingt »an bedeutenden Originalköpfen« mangelt, »werden nur die Torheiten, Anmaßungen, Schlemmereien der vermeintlichen Großen oder der Reichen von der breiten Masse nachgeahmt und dadurch der Volksgeist auf eine sehr niedrige Stufe der Intelligenz gesetzt, in Moral abgestumpft und der Verflachung zugeleitet« (59f.). Bei den »hervorragendsten Menschen« hingegen, den zukünftigen »Führer[n], Regenten« des Volkes seien Verstand und Gemüt mitsamt einem kräftigen Willen nicht nur besonders entwickelt, sondern auch harmonisch vereint (60). Diese seien aber systematisch in der Gesellschaft unterdrückt worden, »sofern sie nicht zugleich jeden Zickzackkurs der jeweiligen Regierung mitmachten«, was zum Zusammenbruch »des alten Staatsgebäudes« geführt habe und auch ursächlich zum Sturz »aller Zukunftsre-

²² Franz Otto: *Männer eigner Kraft. Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthilfe emporgekommener Männer*. Leipzig: Spamer 1875.

²³ Karl Broermann: *Männer der Tat. Vorbilder für jung und alt.* 2. Auflage. Regensburg: Verlag von Josef Habbel 1912. 1924 soll sogar das Pendant *Frauen der Tat* vom gleichen Autor erschienen sein. Zur Zeit der Drucklegung ließ sich die Existenz dieser im Deutschen Literatur-Lexikon aufgeführten Schrift allerdings nicht bestätigen (Bruno Berger/Heinz Rupp (Hg.): *Biographisch-Bibliographisches Handbuch*. Band. 2. 3. überarbeitete Auflage. Bern/München 1969, 108). Broermanns Ratgeber enthält Lebensbeschreibungen, die, so der Untertitel des Werks, gerade durch ihre heroische Tatfokussierung überzeugen sollen. Zur Stärkung der Botschaft seines Ratgebers unterrichtet der Autor die Reihe der Lebensbeschreibungen mit kürzeren erbaulichen lyrischen Gebrauchstexten wie »Die Tat«, »Zur Tat« oder »Deutscher Rat«, die eine Tatbereitschaft mit der Forderung nach Aufopferungsbereitschaft für das Vaterland verbinden. Das Gedicht *Die Tat* von Friedrich Wilhelm Weber fordert auf, nicht zu hadern und sofort zur Tat zu schreiten: »Dein Staub gehört dem Staub; dein hell'res Leben / Gott und der Welt und beide deiner Tat.« (1) Schaffe man es nicht, durch »Denken oder dichten« auf seiner Bahn »ein stolzes Mal [zu] errichten«, dann tun es auch »Meißel oder Schwert« (ebd.). Jeder werde nach seinem Können bemessen, solange man einen Nutzen für das Vaterland produziere. In Ernst von Wildenbruchs Gedicht *Den Söhnen des Vaterlandes* wird Stillstand als Stille vor dem Sturm beschworen, denn »[w]er nicht weiterbaut, zerstört! / Was euch mühlos heut' gehöret, Vaterlandes Glanz und Kraft, / Morgen wird's der Sturm euch rauben, / Wenn das Wollen und das Glauben / In den Seelen euch erschlafft!« (291).

gierungen« führen werde, es sei denn, die ›richtigen‹ Persönlichkeiten würden rechtzeitig anerkannt, gefördert und erzogen (vgl. 60).

Gerling hebt »einzelne Menschen«, wie Cäsar, Jesus oder Columbus hervor, die durch ihre Tatkraft »in Gegenwart und Zukunft das Weltbild verändert« (13) haben. Aber auch »alle die kleineren Tatkreise, deren Zahl auf allen Gebieten des Lebens Legion ist«, sind zu »Säulen der Menschheitsentwicklung« geworden und haben den Beweis geliefert, »daß die Weltgeschichte sich schließlich auflösen läßt in die Lebensgeschichte ernster Tatkreise« (14f.). Diese Abstufung hat bei Gerling die Funktion, den Adressaten zu sich selbst zu autorisieren bzw. inthronisieren. Denn nicht umsonst heißt das erste Kapitel von Gerlings Buch »Lebensberatung. Jedermann ein Herrscher«. Was diese großen Ausnahmemenschen taten, kann jeder Tatkreis im Kleinen tun, jeder kann im Kleinen ein Ausnahmemensch sein, insofern er sich den Ausnahmemenschen zum *Modell* nimmt: »Auf neuerbaute Throne steigen die Männer der Arbeit, die Tatkreise eigner Kraft und Tüchtigkeit, die rastlos Schaffenden!« (20) Jeder solle sich herausgefördert fühlen; er oder sie solle die eigenen Möglichkeiten »ohne die Brille des Vorurteils, der Rasse, Religion und des Standes« (27) sehen: »Auch Sie sind ein Fürst im Reiche, das Sie sich schaffen, auch Sie ein Herrscher im selbstgeformten Kreise.« (20) Die Metaphorik der Selbstinthronisierung, die hier besonders klar zum Ausdruck kommt, demonstriert freilich eben jene feudalen Institutionen, die sie in Anspruch nimmt: Fürsten schaffen sich ihr Reich gerade nicht selbst, da sie es kraft einer ihnen vorgängigen genealogischen Ordnung erhalten. Es liegt nahe, dass Napoleon, der seine Krönung zum Kaiser selbst organisiert hat, ein Lieblingsbeispiel der Ratgeberliteratur ist – aber auch Napoleon vollzieht seine Selbstinthronisierung als Gründung einer *Dynastie*. Napoleons Nachfolger können nicht mehr auf ›neuerbaute Throne‹ steigen. Das Majestätssubjekt ist ein Phantasma.²⁴

Aus diesem Ansatz heraus ergibt sich auch, dass Gerling nicht ein Lehrbuch in dem Sinne geschrieben hat, dass man ihm Schritt für Schritt folgen kann. Ganz im Einklang mit der übrigen Ratgeberliteratur dieser Zeit erklärt Gerling den Willen zur nicht nur ›königlichen‹, sondern zur »alles vermögende[n] Macht« (17).²⁵ Es geht nicht darum, ein Programm auszuführen und auf diese Weise zum Tatkreisen zu werden: Einen Fürsten programmiert man nicht. Die Selbsthilfe muss hier sozusagen an einem früheren Punkt ansetzen: Der Einzelne wird allenfalls in Stand gesetzt, sich selbst ein Programm zusammenzustellen. Insofern ist bei Gerling der eigentliche *Beratungscharakter*

24 Mit Pierre Legendre gesagt (vgl. 1.4): »Das neue Subjekt ist nur scheinbar seine eigene Majestät, denn die neue Bilder-Doktrin zeigt ihm das Legalitätsprinzip in Form der normativen Selbstbedienung an, die Freiheit wird Diktat der Freiheit. Die Ideale der Super-Freiheit sind, in Begriffen der Identifikation mit den Bildern, ausdrücklicher Befehl an die Adresse des Subjekts, sich mit dem eigenen Bild zu identifizieren, anders gesagt, den Diskurs der Fundamente zu übernehmen: Das Individuum muss sich nun selber instituieren. Darin sind die Sackgassen der Selbstgründung (*auto-fondation*) angelegt [...].« (Pierre Legendre: *Die Kinder des Textes. Über die Elternfunktion des Staates*. [Schriften Band 4]. Aus dem Französischen von Pierre Mattern. Wien/Berlin 2011, 116)

25 Vgl. Ingo Stöckmann: »Willensschwäche oder von der Selbstbemeisterung durch Gewohnheit. Kommentar zu Josef Clemens Kreibig und Reinhold Gerling«. In: Bernhard Kleeberg (Hg.): *Schlechte Angewohnheiten. Eine Anthologie 1750-1900*. Berlin 2012, 326-345; Michael Cowan: *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*. Pennsylvania 2008.

stärker ausgeprägt. Das erkennt man auch daran, dass er – wie schon im Geleitwort betont wird – den Erfolg nicht *verspricht*:

Kann man den Erfolg lehren? Die Frage bejahen, hieße Unmögliches versprechen. Dagegen kann man Wege weisen, die zur harten Straße des Erfolgs führen. Aber es ist leichter, den Weg zu **finden**, als ihn zu **gehen**. (8)

Nicht nur in Gerlings Buch wird der ›Herrscher‹ zur Modellfigur des Tatmenschen. Eine Darstellung dieser neuen Sicht findet sich etwa auch in Julian Hirschs längerem Aufsatz *Die Hauptträger des öffentlichen Erfolges: Der Künstler, der Wissenschaftler, der Tatmensch und Politiker*,²⁶ 1928 erschienen in der Anthologie *Der erfolgreiche Mensch*.²⁷ Dem Herrscher stellt Hirsch prototypisch den Künstler gegenüber. Dessen »Persönlichkeitserfolg« müsse schließlich immer in Zusammenhang mit einem »Werkerfolg« stehen, während der Herrscher zur Verselbstständigung seines Erfolgs nicht des Werks bedarf.²⁸ Der Revolutionär zum Beispiel, »der Erfolg hat, wird der gesetzmäßige, rechtschaffende und rechtgebende Herr im Lande. Der Revolutionär, der Misserfolg hat, kommt als Rechtbrecher vor den Staatsgerichtshof und wird erschossen«.²⁹ Die eigentliche Tat beider kann zwar von gleicher Bedeutung gewesen sein; der Erfolg muss aber als selbstständige entdifferenzierende Größe hinzukommen, um aus einem »Werkvollender« einen Tatmenschen zu machen. Dieser Persönlichkeitserfolg vermag es dann sogar, einen temporären »Werkmisserfolg« zu überdauern. Der erste Eindruck des Erfolgs kann in der Form eines Persönlichkeitserfolgs den vorübergehenden oder letztendlichen Werk-misserfolg überdauern. Es stellt sich also heraus, dass der Erfolg dieses Typus ›Tatmensch‹ besonders krisenresistent ist. Die Misserfolge Napoleons und Bismarcks hätten ihrem Ruf nichts anhaben können. Umgekehrt geht die Komplexität der Krise, die in der Regel nicht von einem Individuum allein ausgelöst wird, durch die Fokussierung auf die Person verloren. Das unterscheidet ihm vom Künstler, bei dem »Gewordenes und Gewolltes«³⁰ immer in einem komplexen Verhältnis zum Werk stehen. Beim Tatmenschen ist die Frage, ob ein Werk überdauert, zweitrangig. Es geht an erster Stelle um die Veränderungen, die es einem Menschen erlauben, zum Tatmenschen zu werden und als ein solcher wahrgenommen zu werden. Anders als beim Künstler ruft das Wirken des Tatmenschen – das seien Religionsstifter, Herrscher, Staatsmänner, große

²⁶ Julian Hirsch: »Die Hauptträger des öffentlichen Erfolges: Der Künstler, der Wissenschaftler, der Tatmensch und Politiker«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band III: Der wirtschaftliche und der öffentliche Erfolg*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 381-406.

²⁷ Bei dem Buchprojekt handelt es sich um eine einflussreiche, von Ludwig Lewin herausgegebene dreibändige Sammlung von Sach- und Ratgebertexten zur Frage der Form- und Optimierbarkeit der eigenen Leistung. Alle Facetten des erfolgreichen Lebens von Frauen und Männern werden dort, oftmals versehen mit Photographien oder Grafiken, in längeren Abhandlungen dargestellt. Vgl. Heiko Stoff: »Der erfolgreiche Mensch. Ludwig Lewins transatlantisches Projekt, 1928«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 135-159, hier 136.

²⁸ Vgl. Hirsch: »Die Hauptträger des öffentlichen Erfolges«, 399-401.

²⁹ Ebd., 400.

³⁰ Ebd., 404-406.

Wissenschaftler, Entdecker, Unternehmer, aber auch Heroen des Sports – Hirsch zufolge eine offensichtlich erkennbare »Zustandsveränderung« in der Welt hervor.³¹ Erfolg bedeute hier, dass die Tat dieser Leute als solche nachvollziehbar »gelungen« sei: »Ob der Amerikaflieger sein Ziel erreicht oder nicht, ob der Fabrikant mehr Automobile herstellt als die gesamte Konkurrenz, ob der Feldherr eine Schlacht gewinnt oder verliert, ob der Politiker wichtige Gesetzesvorlagen durchbringt oder nicht, das sind Fragen, deren Beantwortung nicht die geringste Mühe macht.«³²

Zwar unterscheidet Gerling nicht explizit zwischen Tatmenschen und Künstlern, aber auch bei ihm ist der Tatmensch ein sprachökonomisch entdifferenzierter Menschentypus, der keiner komplexen Lebensanalyse bedarf: Er hat den Lauf der Dinge stark oder weniger stark geprägt. Entsprechend folgt auch bei Gerling der Verweis auf die »großen Männer« in abgestufter Form. Fünf getrennte Absätze umfassen: »Julius Caesar«, »Jesus von Nazareth«, »Martin Luther«, »Christoph Columbus« und »Napoleon« (14). Dann folgen in einem Sammelabsatz »Bismarck«, »Beethoven«, »Wagner«, »Kant«, »Goethe«, »Stephenson«, »Morse« und »Edison« (15), die immerhin »Marksteine« waren. Nicht irgendwelche »besondere Eigenschaften« zeichnet sie aus, sondern auf die »bedeutende Tatkraft« kommt es an: »Alle menschlichen Einrichtungen, Fortschritte und Irrtümer bilden gleichsam den Schatten eines Tatmenschen.« (23)

Das heißt bei Gerling gerade nicht, dass man sich für den menschlichen Fortschritt aufopfern soll. Für die Lesenden als potenzielle »Souveräne« gibt es nur eine Rücksicht, nämlich »die auf Ihr eigenes Wohl« (39).

Ihr Ziel ist Lebensgenuss, Weltgenuss, Selbstgenuss! Ihre wichtigste Pflicht ist, Ihr persönliches Glück zu erringen und zu sichern. **Erst wenn Sie selbst glücklich sind, dürfen Sie andere glücklich machen.** Tun Sie es unter Verzicht auf eigenes Glück, so verzichten Sie zugleich auf Lebens-, Welt- und Selbstgenuss, d.h. Sie geben Ihr Ziel auf. (120)

Gerling ist sich darüber im Klaren, dass die von ihm reformulierten »Lebensgrundsätze«, zu deren Erhärtung er unter anderem auf Friedrich Nietzsche und Max Stirner verweist, »der christlichen Ethik« ebenso widersprechen »wie den uns anerzogenen Empfindungen« (121); aber auch die »Ethik« habe »die Wahrheit anzuerkennen, welche übrigens im nichtethischen Denken längst anerkannt worden ist, »**daß der Egoismus vor dem Altruismus kommt**« (122f.).³³ Dennoch erinnert dieser fett gedruckte und unterstrichene Satz vielleicht noch an die Auffassung aus dem Naturrecht, dass die

31 Ebd., 384.

32 Ebd., 399f. Dahinter steckt die Vorstellung des *Rekords* als Fortschritt: Der Amerikaflieger hat *unzweifelhaft* die Welt verändert, weil er durch seinen Rekord bewiesen hat, dass es *möglich* ist, diesen Rekord aufzustellen.

33 Es fällt nicht schwer, diese Position als eine Vorform der »Verhaltenslehren der Kälte« (Helmut Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt a.M. 1994) zu erblicken, wenn es etwa heißt: »Unsere Erzieher empfehlen uns mitleidig zu werden und laden uns damit eine Last auf, die manchen schon erdrückte. Mitleid? Ich will nicht mitleiden, wenn andere leiden, will selbst das eigene Leid meiden und die Freuden des Lebens suchen. **Mitfreude** will ich empfinden, nicht **Mitleid!**« (128)

Selbstliebe die Fremdliebe bedingt.³⁴ Tatsächlich sind die zahllosen Hinweise, Maximen und Merksätze, die dieses Buch durchziehen und die kommentiert werden, im Grunde meist weltkluge Ratschläge im klassischen Sinn. Vor allem das sechste Kapitel »Lebensberatung. Die Kunstgriffe der Erfolgreichen« (152) ist voll davon: »**Höflich sein, aber nicht unterwürfig.**« (164) Oder: »**Lernen Sie Kritik ertragen.**« (176) Bei dem Ratschlag »**Machen Sie andere abhängig**, damit erhöhen Sie Ihren Einfluß und Ihre Bedeutung« (170) wird sogar auf den »weise[n] G r a c i a n« (170) verwiesen. Daneben gibt es auch zahlreiche konkrete Ratschläge aus verschiedenen Gebieten, wie zum Beispiel: »**Geben Sie Geschriebenes nie leichtsinnig aus der Hand**« (183), »**Niemals Bürgschaft übernehmen**«, wo man keinen Kredit geben würde« (225) oder: »**Die Wiederholung** ist nicht nur die Mutter des Studiums, sondern der Kernpunkt der Reklame« (235). Es zeigt sich also, dass die einzelnen Ratschläge an ein weitläufiges Wissen anschließen, das nicht für sich in Anspruch nimmt, neu zu sein, aber in einer neuen, konzentrierten Form dargeboten und vor allem in einen neuen Kontext gestellt zu werden:

Wie wir Hindernisse überwinden und uns durchringen zur Höhe, das Glück bannen und den Erfolg erzwingen, will mein Buch zeigen. Beratend will es Denen zur Seite stehen, die das Leben kraftvoll anfassen und erfolgreich gestalten wollen. Lesen Sie die erprobten Ratschläge, sie sind nicht neu, aber zweckmäßig. (10)

Zwar sollen »die alten Götzen in Trümmer« (39) geschlagen werden, die Rechte des Mitmenschen sollen dabei jedoch respektiert werden: Sollte sich uns jemand entgegenstellen, so »drängen wir ihn zur Seite, ohne Haß, ohne Verachtung; uns leiten nur Zweckmäßigkeitssätze« (40). Persönliche und soziale Auseinandersetzungen sind dem Vorwärtskommen abträglich. Die Zeiten sind entsprechend: »Es herrscht in Europa und wohl auch in anderen Kontinenten jetzt eine solche Zerklüftung und Spaltung im öffentlichen und sozialen Leben, daß wir uns kaum noch Streitfragen, die nicht bereits auf der Tagesordnung stehen, erdenken können.« (40) Den Dauerauseinandersetzungen liege eine Überschätzung von Distinktionsmerkmalen wie Besitz, Titel, Name, Kleidung, Alter etc. zugrunde. Sie sollen der Entfaltung und Pflege persönlicher Qualitäten untergeordnet werden.

Gerade weil ›Nebenmenschen‹ (der soziale Verband, die Gesellschaft) in diesem Ratgeber vorkommen, nimmt die spezifische Logik der Adressierung, die in der Selbsthilfekultur vorgenommen wird, hier eine besonders markante Form an. Trivialerweise spricht die Selbsthilfe-Literatur den Leser als Einzelnen an. Er wird aber auf diese Weise von vornherein gewissermaßen methodisch *isoliert* und jenseits aller Bindungen betrachtet – eben als jemand, der sich selbst zu helfen weiß, der möglichst wenig von anderen erwartet und sich weder auf sie noch auf irgendwelche Autoritäten verlässt. Diese *Singularisierung*, die auf der Ebene der exklusiven Einrichtung der institutionellen Dimension zwischen dem Parolen ausgebenden Verfasser und dem auf sie hörenden Leser stattfindet (da alle anderen Institutionen beiseitegeschoben werden), kehrt also in den Maximen wieder, die ›wie von selbst‹ ein Subjekt vor Augen stellen, das sich qua »**Selbsterziehung**« (8) als ein restlos mobilisiertes Subjekt entwirft. Die

³⁴ Friedrich Vollhardt: *Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 2001, 130.

Anleitung zur Selbsterziehung tritt an die Stelle der erziehenden Institutionen, die ihrer Natur nach – also *als* Institutionen – nicht dazu in der Lage sind: »Die Familien- und Schulerziehung, auch die sorgsamste, beste, gibt nicht, was die Zukunft braucht. Kann's auch nicht, da Eltern und Erzieher in den Anschauungen einer Gegenwart leben, die morgen schon Vergangenheit sein wird.« (8) Jede Erziehung außer der Selbsterziehung ist »**Schablonenerziehung**« (25): »Im alten Sittengesetz schrieben **Rücksichten** auf Familie, Gesellschaft, Kirche und Staat dem Individuum das Handeln vor, es mit unzähligen Stacheldrähten einengend, **das neue Sittengesetz** muß das Ziel haben, **für jeden einzelnen das höchste Maß von Glück** zu erreichen.« (25) Der Adressat dieses Ratgebers ist auf der einen Seite jeder von uns, weil jeder von uns »**ein Herrscher** im selbstgeformten Kreise« (30) sein kann, auf der anderen Seite wird der Tatkraft als eine Ausnahmegestalt jenseits des Sozialen hypostasiert: »**Je weniger ein Mensch von seinen Mitmenschen erwartet, um desto stärker wird er selbst.**« (129), heißt es etwa, oder: »**Wer vorwärts will, stärke seinen Egoismus, der ihm Götterkräfte schafft.**« (133) Der Tatkraft ist ein Führer, der ganz auf sich gestellt ist, und es gilt: »Wollen Sie ein Führer sein, müssen Sie ein Einsamer sein.« (134) Was den *reinen* Tatkraften angeht, so rät Gerling von Ehe und Kindern entschieden ab: »Vater und zugleich Führer sein können nur wenige, seltene Naturen« (134). Von einer genealogischen Ordnung und ihren Institutionen hält der forcierte Tatkraft nichts. Alles wird auf *Reform* gestellt.³⁵ Gerling möchte den Menschen reformieren, indem er ihn auf Reform verpflichtet. Man muss nur die Verlagswerbung lesen, mit welcher *Tatkraft* in anderen Büchern des *Anthropos*-Verlags – allen voran natürlich die unter Gerlings eigenem Namen und seinem Pseudonym Kurt Rado erschienenen – gepriesen wird:

Dies ist kein Buch für weiche Menschen, kein Werk für Menschen, die nicht letzte innere Konsequenzen ziehen wollen. Hart klingt die Sprache, hart sind die Forderungen, unerbittlich die Weisungen, die Gerling gibt. Wer dieses Werk in sich aufgenommen, ist gewappnet gegen Lust und Unlust, gegen Schlaffheit und weiche Sinnlichkeit, gegen negative Träumereien und ängstliche Zaghaftheit. Das Ziel des Lebens wird aufleuchten und eine unerbittliche Leidenschaft zur Lebenserfüllung wird geboren.³⁶

35 Vgl. den Abschnitt »Am Anfang war Reform« in Helmut Draxler: *Abdrift des Wollens. Eine Theorie der Vermittlung*. Wien 2016, 21–28.

36 So etwa auf den Werbeseiten am Ende von Reinhold Gerling: *Die wahren Ursachen der Nervosität (Neurasthenie) und deren sichere, dauernde Heilung*. Oranienburg: Orania-Verlag 1925 (der zugleich ein weiterer Beleg dafür ist, dass der Neurasthenie-Diskurs sich auch nach dem Ersten Weltkrieg fortsetzt). Gleichlautend aber auch auf den Werbeseiten in Rado: *24 Stunden richtig leben*.

5.2 Philipp Müh: Coué in der Westentasche! (1928)

Abbildung 29: Deckblatt.



Das Buch³⁷ des sich auf dem Titelblatt als Heilpädagoge bezeichnenden Philipp Müh ist als Nr. 6 der »Prana-Bücher für Gesundheitspflege und Lebensreform« erschienen; es wurde zum Preis von 30 Pfennigen vertrieben.³⁸ Auf der Umschlaginnenseite der 65 Seiten starken Broschüre wird *Die weiße Fahne* beworben, mit einer (behaupteten) Auflage von bis zu 450.000 Exemplaren die wichtigste (monatlich erscheinende) Zeitschrift der Neugeist-Bewegung und in eigenen Worten »das einzige offizielle Organ aller deutsch sprechenden Neugeistler Mitteleuropas«, mit der Erklärung, Neugeist sei »keine Religion und keine neue lebensfremde Philosophie oder Metaphysik, sondern eine praktische Weltanschauungs- und Lebensbemeisterungs-Lehre«. Diese Lehre weise »für jeden einzelnen leicht gangbare Wege [...] zu seiner völligen Erneuerung durch Verinnerlichung und Vergestigung.« Die Elemente gingen »teils auf die wertvollsten, deutschem Denken angepaßten letzten Konsequenzen des uralten indischen Yoga« zurück, teils aber auch »auf die neuesten Experimentalforschungen auf den weiten Gebieten der Psychotechnik und Gedankendynamik«. Und auf einer weiteren Seite werden, bevor das eigentliche Buch beginnt, noch einmal »Neugeist-Bücher aufs Wärmste empfohlen«, unter anderem mit *Wie konzentriere ich mich? Eine praktische Anleitung zur Ausbildung der Denkkraft und zur Ausübung des Kraftdenkens* (zum Preis von 90 Pfennigen) ein Titel, der demjenigen von Philipp Müh nicht von ungefähr recht nahekommt.

All dies macht nicht nur deutlich, welchen Verbreitungsgrad Selbsthilfeschriften gerade dieser Bewegung hatten, es zeigt auch deren Vernetzungsgrad, der hier viel höher als in den übrigen Büchern des Ratgebersegments ist. Zwar enthält beispielsweise auch Hugo Schimmelmanns *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* von 1913 verlagsseitig Hinweise auf weitere Broschüren ähnlichen Zuschnitts, und es verweist auch Gerling eingangs auf sein eigenes Buch zum Konzentrationserwerb, aber diese Verweise haben einen ganz anderen Status. Hier gibt das Label *Neugeist* dem Buch sogleich jenen Rückraum einer Pluralität von Stimmen, den die anderen Ratgeber allenfalls ersatzweise mithilfe von Zitaten ›großer Männer‹ (vgl. Kap. 2) erzeugen können. Das Buch von Philipp Müh ist kein gemeißeltes Werk wie dasjenige des großen Einzelautors Gerling, sondern Teil eines Verbundsystems, das über Broschüren funktioniert. Die institutionelle Dimension wird hier nicht zuletzt durch Verweise auf andere Bücher generiert, deren Autoren nicht als Konkurrenten aufgefasst werden, sondern als Mitstreiter, wenn Müh zum Beispiel an späterer Stelle auf das bereits beworbene

³⁷ Philipp Müh: *Coué in der Westentasche! Durch Konzentration (Kraftdenken) und dynamische Autosuggestion zum Lebens-Erfolg. Praktische Anleitungen zur Überwindung innerer und äußerer Hemmungen*. Pfullingen: Prana-Verlag 1928. Künftig zitiert im Text.

³⁸ Mit diesem Preis wird *Coué in der Westentasche* in anderen Neugeist-Ratgebern beworben, vgl. etwa Walter vom Bühl: *Jeder seines Glückes Schmied. Ein Lebensführer zu Glück und Erfolg*. Pfullingen: Prana-Verlag 1928 (= Prana-Bücher 7), 20. Dies ist ebenfalls eine Prana-Broschüre, die – wie die Titelseite vermuten lässt – gratis an die Kunden des Schuhspezialhauses Leiser in Berlin verteilt wurde. 30 Pfennige stellen im Neugeist-Sortiment das niedrigste Preisniveau dar (weitere Broschürenpreise sind 60 und 90 Pfennige). Vgl. im Übrigen 5.3, wo die Neugeist-Bewegung als ›Ratgeber-Milieu‹ genauer entfaltet wird.

»Neugeist-Lehrbuch« *Wie konzentriere ich mich?* von K.O. Schmidt verweist, wo »in einfacherster Weise gezeigt« werde, mit welcher »Methode« (9) man am besten vorgehen soll. Einerseits wird der einzelne Ratgeber durch diese Diskursposition in gewisser Weise davon entlastet, alles von Anfang erklären zu müssen; andererseits wird ihm dadurch auch ein wenig das Wort aus dem Mund genommen: Er kann nur reformulieren und ausbuchstabieren, was andere schon gesagt haben.

Es liegt nahe zu sagen, dass die *Neugeist*-Bewegung damit an die Stelle der ›Institution Kirche‹ tritt, aber das würde der spezifischen Form, welche die institutionelle Dimension hier annimmt, nicht gerecht: *Neugeist* betrachtet sich nicht als Religion, geschweige denn als Kirche, sondern eben als *Bewegung*, in der es zwar so etwas wie Lehrsätze geben mag, aber kein *Lehrgebäude*. Denn eine Bewegung ist, wenn sie keine revolutionäre Bewegung ist, eine Reformbewegung.³⁹ Das verändert den Status der institutionellen Dimension von Grund auf, da sie sich nur gewissermaßen *in actu* realisieren und folglich nicht wirklich stabilisieren kann. Dies lässt sich an der Verfahrensweise des Buchs von Philipp Müh sehr gut ablesen.

Mit der ersten Überschrift »**Was fehlt dem modernen Menschen?**«, gefolgt vom ersten Satz »Unsere Zeit ist krank« (3) schließt Müh zwar an den kurrenten Diskurs über Nervenschwäche, Überforderung usw. an, aber dies fungiert lediglich als anzierte negative Kontrastfolie für den wesentlich *positiven* Diskurs, den er zu halten hat: »Uns kann nur noch Eines helfen, eines, das aus dem Innern kommt: Einheit, K o n - z e n t r a t i o n!« (3) Es gilt, den »neugeistigen Weg« zu beschreiten. »Der Wert dieser ›Neugeist-Bewegung‹ und das Bestreben der Neugeistler aller Zonen, die Menschen, die Menschheit zur Konzentration zu erziehen, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden!« (3)

Voraussetzung für wahre Konzentration ist nach der Vorstellung der Neugeist-Bewegung (und zahlloser sich daran anschließender Doktrinen) die Freisetzung »unbekannte[r] Kräfte« (4) – und umgekehrt. Wie diese mentalen Kräfte geweckt werden und wie man sie sich denken muss, kann sehr verschieden pointiert werden. Da es sich bei der Neugeist-Bewegung nicht um ein in erster Linie *theoretisches* Gebäude handelt, ist gewissermaßen jedes Mittel recht, um diese Kräfte zu beweisen und freizusetzen (oder genauer: durch Freisetzung zu beweisen). In besonders forciertter Weise bringt Philipp Müh seine eigene, persönliche Suche nach diesen unbekannten Kräften ins Spiel.⁴⁰ Denn im Grunde sind alle Menschen in dieser Beziehung »Seelisch-Suchende« (4). Der Verfasser jedoch hat diese Suche – sozusagen stellvertretend – zu seiner Lebensaufgabe gemacht und schon vor über zwanzig Jahren »mit stets wachsendem Interesse die Errungenschaften der modernen Psychologie« (4) studiert. In diesem Zusammenhang hat er an »etwa 300 Sitzungen in spiritistischer, hypnotischer und telepathischer Richtung« (4) teilgenommen. Weil er dabei »das Geheimnis all

39 Vgl. 5.2; zum Verhältnis von Reform und Revolution im Kontext von »Bewegung«; vgl. Helmut Draxler: *Abdrift des Wollens. Eine Theorie der Vermittlung*. Wien 2016, 79–93.

40 Philipp Müh lebte von 1870 bis 1946 im Württembergischen; zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Coué in der Westentasche* ist er bereits 57 Jahre alt. Er gehört mithin einer ganz anderen Generation an als der 1904 geborene K.O. Schmidt, 1928 bereits eine der führenden Persönlichkeiten der Neugeist-Bewegung.

dieser Phänomene« nicht habe entdecken können, habe er sich auf »Experimente [...] am eigenen Leibe« (4) verlegt. Insbesondere Selbstversuche mit »tinctura cannabis indicae und anderen Giften« wie etwa »Peyotl« hätten ihm dabei »zum ersten Male das Bewußtsein der Anwesenheit mächtiger Kräfte in uns und außer uns« (4) gegeben, die seinen Körper allerdings derart in Mitleidenschaft gezogen hätten, dass er »die Versuchsreihe damals ein für allemal abbrechen mußte« (5).

Offensichtlich werden in dieser Beschreibung – keineswegs untypisch – Elemente der modernen Experimentalwissenschaften mit gleichsam schamanistischen Zügen verknüpft: Der Verfasser ist von einer gefährlichen Reise in ein uns verschlossenes Reich zurückgekehrt, um uns davon profitieren zu lassen. Diese Form der Autorisierung ist noch einmal etwas anderes als die – der Logik von Selbsthilfekultur inhärente – Behauptung, dass derjenige, der Maßnahmen oder Vorgehensweisen zur Selbsthilfe empfiehlt, diese auch selbst zu beherzigen in der Lage war (dass ein Gescheiterter keinen Erfolgsratgeber schreiben kann, ist ein unausgesprochenes Gesetz).

Da die Autorisierung nicht durch ein Dogmen-Gebäude erfolgt und insofern strukturell instabil bleibt, bedarf sie der Stützkonstruktionen, deren Elemente ganz verschiedenen Feldern entnommen werden. Neben den schamanistischen Erfahrungen werden zum Beispiel auch Anleihen an moderne technische Entwicklungen vorgenommen, wenn erklärt wird, der Mensch sei »ein drahtloser Radio-Sender und -Empfänger«, eine »Psycho-Radio-Station«, was der Verfasser schon »vor über 20 Jahren erkannt[]« und der »italienische Gelehrte Morselli« kürzlich »gezeigt« (5) habe.⁴¹ Als Aufnahmestation der Wellen sei der »Plexus solaris« anzusehen, als Sendestation hingegen die »Zirbeldrüse« (6). Der »Okkultismus« habe ja schon lange gelehrt, dass diese als eine »seelische Gleichgewichts-, Regulier- und Kontrollstelle« (6) fungiere. Rege man die Tätigkeit der Zirbeldrüse an, steigere man die Gedankenkraft, womit sich schon der amerikanische »Mentalismus« intensiv beschäftigt habe; seine »Haschisch-Experimente« hätten dem Verfasser gezeigt, dass »zwischen Zirbeldrüse und Unterbewußtsein eine Art Verbindung besteht« (6).⁴²

41 Es handelt sich vermutlich um den Experimentalpsychologen Enrique »Henry« Agostino Morselli (1852 bis 1929), der bereits 1908 ein zweibändiges Werk über Psychologie und Spiritismus veröffentlicht hat. Mit der Bezeichnung des psychischen Apparats als Radiostation steht Müh nicht allein; vgl. etwa das Neugeist-Buch Nr. 23 mit dem Titel *Gedanken-Radio. Der Mensch als Gedanken-Sender und -Empfänger. Ein praktischer Weg zu Glück, Harmonie und Meisterung des Lebens* von Max Wardall (Pfullingen o.J. [1928]), eine (freie) Übersetzung aus dem Amerikanischen). Die Verwendung des Radio-Modells findet sich auch in F.A. Brechts *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* von 1929, also in unmittelbarer zeitlicher Nachbarschaft und zu einer Zeit, in der das Radio ein populäres Medium zu werden begann; bei Brecht ist vom »Geistigen Rundfunk« die Rede (vgl. 3.4, S. 164).

42 Auf die bekannte Bedeutung der Zirbeldrüse für Descartes kommt Müh in diesem Zusammenhang ebenfalls zu sprechen, indem er aus einer anderen Schrift von K.O. Schmidt zitiert: »Noch Cartesius [Descartes] verlegte in die Zirbeldrüse den Sitz der Seele. Der Okkultismus nennt sie das ›Herz des Hirns‹; in der magischen Praxis aller Zeiten zählt sie zu den wichtigsten Eintrittsstellen der kosmischen und fremden psychischen Kräfte in den Menschen« (7).

Noch eines weiteren Elements bedarf es in dieser charakteristischen Amalgamierung von Experimentalwissenschaft und Okkultismus.⁴³ Es ist bereits im – heute für die meisten wohl unverständlichen – Titel von Mühs Schrift genannt: *Coué in der Westentasche!* Emile Coué (1857 bis 1927) war im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts als Begründer der modernen Lehre von der *Autosuggestion* in aller Munde.⁴⁴ Unter der Überschrift »Wie weckt man diese Kräfte?« verweist Müh zunächst auf die Zeit vor »fast drei Dezennien« (also um 1900), als er seinen »Beruf als Heilpädagoge, Heilmagnetopath und Psychotherapeut« ergriffen habe, in der die »Geistigen Heilweisen von schulmedizinischer Seite mit größter Gehässigkeit« betrachtet worden seien. Inzwischen aber habe sich »das Blatt bekanntlich gewendet« und die »Ärztewelt« beschäftige sich »täglich intensiver mit Psychotechnik, Psychotherapie, Psychoanalyse usw.« (8): »Was vor kurzem bekämpft wurde, – Magnetismus, Hypnose, Suggestion –, heute ist es anerkannt«, nicht zuletzt wegen der »enormen Heilerfolge[] Emil Coué's« (8).⁴⁵

- 43 Die Neigung verschiedener bedeutender Naturwissenschaftler um 1900 zu Okkultismus und Spiritualismus ist bekannt. Müh zitiert als wissenschaftlichen Beleg für die ›Gedankenkraft‹ etwa den »englische[n] Gelehrte[n] Prof. William Crookes«, der die »Überzeugung ausgesprochen« habe, dass »wir in den Strahlen von hoher Frequenz mit Trillionen von Ätherschwingungen in der Sekunde möglicherweise ein Mittel besitzen zur Übertragung von Gedanken« (6). Sir William Crookes (1832 bis 1919) war einer der bedeutendsten Chemiker und Physiker der Zeit (u.a. Sichtbarmachung der Kathodenstrahlung, Entdeckung des chemischen Elements Thallium), gehörte aber auch der *Theosophischen Gesellschaft* an und war zeitweilig Präsident der 1882 gegründeten *Society for Psychological Research*, einer Gesellschaft zur Erforschung parapsychologischer Phänomene. Solche Konstellationen sind für den hier verhandelten Fragekomplex interessant, weil sie vor Augen führen, unter welchen Voraussetzungen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts die Institution Wissenschaft in Selbsthilfekultur ›angerufen‹ werden konnte. Auch bei Reinhold Gerling zum Beispiel heißt es ohne jede Einschränkung: »**Wollen Sie jemand für Ihre Idee gewinnen, so bedienen Sie sich Ihrer psychischen Kraft.** Die Gedankenübertragung ist eine anerkannte Tatsache.« (*Tatmensch*, 189)
- 44 Vgl. zur Bedeutung von Coué (und zu seiner Verortung innerhalb der Nachgeschichte des Mesmerismus) Boris Traue: *Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Bielefeld 2010, 126-129. Einige der Schriften Coués werden auch heute noch vertrieben. Emile Coué (1857-1926) hat die Autosuggestion als Erster als etwas Positives aufgefasst und sich damit von der sogenannten *Schule von Nancy* abgespalten, für deren Vertreter – vor allem Hippolyte Bernheim – die (erst in diesem Rahmen so getaufte) Autosuggestion eine Krankheitsform und ein Hindernis für erfolgreiche Hypnose und Heilung darstellte. Bernheim definiert die Autosuggestion in seinem von Sigmund Freud ins Deutsche übersetzten Werk *Neue Studien über Hypnotismus, Suggestion und Psychotherapie* (Leipzig/Wien: Deuticke 1892): »Mit diesem Namen bezeichnet man die Suggestion, die spontan und unabhängig von jedem fremden Einfluss bei einer Person auftritt«, aber »immer an einen Sinneseindruck gebunden« ist, »der im Zusammenhang mit angehäuften Erinnerungen durch vorherige Suggestionen eine Vorstellung oder eine Verbindung von Vorstellungen hervorbringt« (18). Das Beispiel, das Bernheim dann bringt, sind junge Mediziner, die tuberkulöse Patienten gesehen haben und sich dann bei einem unbedeutenden Husten alle Symptome der Tuberkulose bei sich selbst einbilden.
- 45 In der gleichberechtigten Aufzählung von Magnetismus, Hypnose und Religion spricht sich freilich bereits eine bestimmte Unterströmung der Neugeist-Bewegung aus. Vor Hypnose etwa wird in anderen Neugeist-Schriften auch gewarnt. Im Übrigen werden auch die ›enormen Heilerfolge von Coué‹ nicht von allen Vertretern der Ratgeberbranche so ohne weiteres ›anerkannt‹ (vgl. 3.5).

Auch dieses Narrativ ist natürlich ein fester Bestandteil der *Rhetorik* innerhalb einer ›Bewegung‹: Zum einen werden sehr heterogene Dinge zum Bestandteil der ›Bewegung‹ erklärt, zum anderen wird festgestellt, dass die ›Bewegung‹ im Wachsen begriffen ist und immer weitere Kreise von ihr erfasst werden, weil ihr eine Überzeugungskraft innewohnt. Für die Einrichtung der institutionellen Dimension im Zeichen der Instabilität sind beide Momente unverzichtbar. Denn die Vorstellung einer zunehmend umfassenden ›Bewegung‹ muss ja an die Stelle des Halts treten, welchen der Bezug auf eine unhinterfragbare Referenz gewährt: Wenn es außerhalb der Bewegung keine nennenswerte, unbedingt *anzuerkennende* Gegenposition mehr gibt, bedarf es eines solchen Bezugs nicht mehr.

Wichtig ist diese Figur der Immunisierung gegen Widerspruch von außen aber auch deshalb, weil sich in ihr zugleich das *Neugeist*-Prinzip selbst wiederholt. Denn dessen Lösung lautet *Einheit*. Deutlich wird es zum Beispiel dort, wo Müh zwischen »Couéisten« und »Neugeistlern« unterscheidet:

Die Couéisten machen es nun bei ihren Autosuggestionsformeln meist so, daß sie die Einbildungskraft gegen den Willen ausspielen, den Willen also betäuben, und nur mit Hilfe der Einbildungskraft ihre Wünsche verwirklichen. – Die Neugeistler hingegen suchen die Einheit von Willen und Einbildungskraft herbeizuführen und auf diese Weise eine vielfache Verstärkung ihres Willens zu erzielen. (10)

Wille und Einbildungskraft werden somit zu einer Einheit verschmolzen, weshalb der »Anfänger mit den Konzentrationsübungen nicht gleich einen Erfolg« hat, »nicht einheitlich« denkt. Denn indem er »zweifelt«, erzeugt er »konträre, d.h. sich bekämpfende Gedanken« (10). Der »Erfolgreiche« hingegen »macht seine Übung unter Ausschaltung aller nicht dazugehörigen Gedanken« und »erwartet in aller Ruhe und Gewißheit das Resultat« (11). Durch die Konzentration »wächst sich« der Gedanke »zu einem ›Komplex‹ aus, der nun wie ein Magnet alles ihm Gleiche oder Verwandte anzieht« (11). Aus der Perspektive neugeistiger Autosuggestionsratgeber sind alle Hindernisse und Hemmungen insofern scheinbar, als sie keine wirklichen Gegenkräfte darstellen, da sie nur so lange wirken können, wie wir sie irgendwie *anerkennen*. Alle Hindernisse liegen in Wahrheit »in uns selber« (22), am verschütteten oder blockierten Zugang zu unseren eigenen Kraftquellen.

Daher ist Konzentration, die nicht erfolgreich ist, keine wirkliche Konzentration gewesen. Und daher ist Konzentration das, was *geübt* werden muss (am besten vor dem Schlafengehen, nach dem Aufwachen und immer, wenn es nötig ist). Sie besteht aus »a) Entspannung, b) gedanklicher Ablenkung, c) Stille, und d) der eigentlichen Konzentration auf die Autosuggestionsformel« (10). Was letztere betrifft, so lassen sich aus der Couéschen »Universalformel« – »Es geht mir mit jedem Tage in jeder Hinsicht immer besser und besser!« (14)⁴⁶ – beliebig viele weitere, an eine jeweilige konkrete Situation bzw. die jeweilige Aufgabe angepasste Formeln ableiten. Diese Ableitungen nehmen

46 Unter den ›Neugeistlern‹ kursiert der Satz auch in der Form: »Mit Gottes Hilfe geht es mir mit jedem Tage in jeder Hinsicht immer besser und besser!« (14) Da erhebt sich eben – wie schon angedeutet – die Frage, welchen Status die Große *Gott* unter dieser Bedingung haben kann. Übrigens sollen die Autosuggestionsformeln nach Coué möglichst in *kindlichem Geiste* gesprochen werden.

einen Gutteil von Mühs Ratgeber ein; und in analoger Weise funktionieren sämtliche Neugeist-Ratgeber.

Ein Beispiel: Zum Problem des Errötens, das er insbesondere mit der Sphäre des Sexuellen in Zusammenhang bringt, hat Mühl das Folgende zu sagen:

Erröten

Auch hier ist die erste Regel, bei aufsteigenden Wallungen, seien es nun solche nervöser, sexueller oder anderer Natur, stets die Gedanken dadurch sofort davon abzulenken, daß man sich auf entgegengesetzte, erhabene, edle Gedanken einstellt und konzentriert und so die negativen Gedanken verdrängt. In der Regel gelingt dies nach einigen Übungen sofort. —

Ist das Erröten chronisch, wiederhole man einige Zeit hindurch Abend für Abend:
 »Ich habe mich in der Gewalt und werde nur rot, wenn ich will. Äußere Anlässe haben auf mich keinen Einfluß, weder Menschen noch Ereignisse.

Mein Blut wird in die Füße hinabströmen; ich werde mich im Kopf leer und frei fühlen und jeder Situation gewachsen sein.

Ich fühle mich sicher und frei, sicher und frei!« (17f.)

Nachfolgend wird bei besonders »sinnlichen Naturen« noch auf die »entsprechenden buddhistischen Exerzitien« verwiesen, um das »allmähliche Verschwinden sexueller Begierden« (18) zu bewerkstelligen. Wenn der Gebrauch solcher Formeln angeraten wird, um ein konkretes Problem in den Griff zu bekommen, so handelt es sich nicht um ein »geistiges Eigentum« dieses Ratgebers, sondern nur um die konkrete Ausformulierung einer kontrafaktischen Beschreibung der Lage: Das Problem des Rotwerdens besteht darin, dass man rot wird, obwohl man es nicht will; also behauptet man, dass man nur rot wird, wenn man es will usw. Es handelt sich also um eine Fabrikationsanweisung autosuggestiver Formeln, die sich auch jeder selbst geben könnte (deswegen sind sie auch nicht das geistige Eigentum des Verfassers⁴⁷). Für die Etablierung der institutionellen Dimension ist nur entscheidend, dass man sie an einem mit Autorität ausgestatteten Ort lesen kann, bevor man sie sich selbst vorspricht.

Anders als andere Ratgeber, die ihre Leser auf eine suggestive Weise ansprechen und zur Autosuggestion anleiten, ohne den Begriff der Autosuggestion explizit zu machen, ist Mühl aufgrund seiner Diskursposition gehalten, das Funktionieren von Autosuggestion zu begründen. Während zum Beispiel in Hugo Schimmelmanns *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913) noch der Anschein entstehen kann, er stelle in erster Linie auf den Willen ab, wird bei Mühl deutlich, dass Autosuggestion (nach der Konzeption von Coué) nicht auf die unmittelbare Stärkung des Willens abzielt, sondern darauf, dem Willen ohne großen Willensauffwand neue Kraftquellen zu erschließen. Und dazu bedarf es einer Theorie des Unbewussten – bzw. hier eben: des »Unterbewusstseins« –, der zufolge dieses immer nur *scheinbar* gegen den Willen arbeitet und – wie das Beispiel des Errötens zeigt – gerade nicht der Ort der (sexuellen) Triebe ist.

47 Daher versteht es sich von selbst, dass diese Formel gegen das Erröten in dem oben erwähnten Ratgeber *Jeder ist seines Glückes Schmied. Ein Lebensführer zu Glück und Erfolg* von Walter vom Bühl wörtlich zitiert werden kann, ohne als Zitat ausgewiesen zu werden (vgl. 19).

Wenn es bei schweren Aufgaben trotz vorangegangener Selbstprüfung mit der Konzentration bzw. dem Hinwegräumen der Hemmungen nicht klappt, empfiehlt Müh sein eigenes Verfahren, nämlich sich »künstlich« in eine Art »heiligen Zorn« zu versetzen und dem »schöpferischen Unterbewusstsein« in ihm »mit energetischer Stimme zu befehlen: ›Bring du mir Hilfe! Bring du mir Hilfe! Bring du mir Hilfe!‹« (23) Das so verstandene »Unterbewusstsein« wird zwar als eine *Instanz* anerkannt, die man ›anrufen‹ kann, zugleich aber als etwas, was mit dem ›Anrufer‹ eine Einheit bildet. Dass man unter ›Anrufen‹ auch ›Telefonieren‹ versteht, ist dabei alles andere als zufällig. Das Telefon rückt in dieser Beziehung an die Stelle des Radios. Man solle sich – so Müh – bei »schwere[n] Aufgaben« durch das »**Anrufen der Inneren Stimme**« so verhalten, »als ob Du Dir telephonisch von einem Lehrer, Führer oder Meister Rat holtest« (24). Man soll sprechen: »**Hilf mir und gib mir Bescheid, wie ich diese Aufgabe lösen soll. Komm mir mit Deinem Rat, Deiner Weisheit und Deiner Kraft zu Hilfe!**« (24) Auf diese Weise werde »Kontakt mit dem Unterbewusstsein geschaffen«, dessen Antwort im unwillkürlichen »Erinnern«, im »automatische[n] Schreiben«, in Form von »Einfällen« (24) usw. erfolge. Je mehr man übe, »desto schneller kommt jedes Mal der Konnex« mit dem »Unterbewußtsein[]« als einem »Inneren Berater« (oder gar »Funktionär«) zustande (24).

Wenn das ›Unterbewusstsein‹ als ratgebende Instanz angerufen wird, was folgt daraus für die institutionelle Dimension in Philipp Mühs Ratgeber? In gewisser Weise wird sie durch diese Gleichsetzung mit dem Medium Telefon außer Kraft gesetzt. Denn die Hilfe zur Selbsthilfe, die das Buch geben kann, besteht dann formal gesehen darin, eine Anleitung zu geben für die Freisetzung dieses ›Inneren Ratgebers‹. Es ist insofern konsequent, dass der Verfasser Philipp Müh in diesem Ratgeber zwar sehr viel über sich selbst und seine Erfahrungen spricht, dabei aber nicht die Leser adressiert (genau umgekehrt wie etwa bei Schimmelmann, der sich selbst als Stimme ohne biographische Extension figuriert, soll hier der Zugang zur ›inneren Stimme‹ als Instanz freigesetzt werden). Mit den Erfahrungen, von denen der Verfasser spricht, kann er folglich nur als ein *Beispiel* fungieren.

Die strukturelle Voraussetzung dieser Konzeption liegt freilich auf der Hand. Das ›Unterbewusstsein‹ wird einerseits als eine ›innere Stimme‹ aufgefasst, als eine sprachliche Botschaften aussendende Instanz, mit der man in »Konnex« sein kann, andererseits aber auch als vorsprachliche Kraftquelle, die es anzuzapfen gilt, um seinen Willen in die Tat umzusetzen. Beides tritt nur dann nicht in Widerspruch zueinander, wenn der Wille und das ›Unterbewusstsein‹ sich *a priori* in Übereinstimmung befinden, wenn also die ›innere Stimme‹ auch widerspruchsfrei als ›gebieterische Stimme‹ bzw. das Medium als Institution wirken kann.⁴⁸ Damit kommt der Wille aber letztlich wieder als entscheidender Parameter ins Spiel. »Das ganze Geheimnis des Erfolges ist, daß unser Wille stets in Rapport mit dem Unterbewußtsein kommt« (30), schreibt Müh. Wenn nämlich das Gegenteil des Gewollten eintritt, hat es immer am Willen – nämlich an der richtigen Konzentration – gelegen, nicht am ›Unterbewusstsein‹: »Wenn aber der Wille in sich noch nicht gefestigt ist, dann macht sich leicht die Tätigkeit der Zirbeldrüse

48 Man kann natürlich einfach sagen: Es fehlt Freuds zweites topisches Modell – es gibt weder Differenzierung von Überich und Es noch einen Widerspruch zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten.

bemerkbar, die als Regulativ wirkt und den Willen ablenkt, sodaß oft das Gegenteil des »Gewollten« eintritt.« (30) Da man nur am Scheitern des Willens feststellen kann, dass der »Rapport« mit dem »Unterbewusstsein« fehlgeschlagen ist, genügt umgekehrt auch dessen Gelingen als Kriterium dafür, dass er erfolgreich war.

Dies vorweggeschickt, kann man besser einordnen, was es mit dem sogenannten *Konzentrator* auf sich hat, auf welchen das Büchlein von Philipp Müh hinausläuft. Denn die zweite Hälfte von *Coué in der Westentasche* ist den »Hilfsmittel[n]« gewidmet, die neben den Autosuggestionsformeln dem Rapport mit dem »Unterbewusstsein« und damit dem Erfolg überhaupt den Weg ebnen. Und als äußeres Hilfsmittel stellt Müh den »nach Jahrzehntelangen, mühevollen und oft lebensgefährlichen Versuchen« (31) entwickelten Konzentrator vor. Es handelt sich um einen »Apparat«, der »erstens aus einem drei Zentimeter breiten ledernen Stirnband«, zweitens aus daran an beiden Seiten angebrachten »Empfangsplatten [...], die den Zweck haben, bestimmte Gehirnpartien sowie das Sonnengeflecht (Plexus solaris) in einen passiv-harmonischen Gleichgewichtszustand zu versetzen«, und drittens – entscheidend – aus einer mittig an der Innenseite angebrachten »Kapsel« mit »Konzentrations-Substanz« (35f.) besteht. Die genaue Zusammensetzung der »radiobiologisch-elektrromagnetische[n] Konzentrationssubstanz« (36) ist selbstredend geheim, aber vielfach erprobt und von »süddeutschen gerichtlichen Sachverständigen und Chemikern« (36) für gut befunden worden. Zum Preis von 6 Mark kann man den Konzentrator beim Prana-Haus bestellen. Auch in Printmedien wurde der Konzentrator beworben.

Abbildung 30: Werbeanzeige für den Konzentrator (In: K.O. Schmidt: Neugeist. Die Bewegung des Neuen Zeitalters. Organisation, Reform-Programm, Arbeitsweise und Erfolgs-Technik. Anweisung zur Gründung und Leitung neugeistiger Tat-Gemeinschaften. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1932 (= Bücher der Weißen Fahne 76)).



KONZENTRATOR

(*Kraftdenkapparat*), ein modernes psychotechnisches Hilfsmittel zur Erleichterung der Gedanken-Konzentration und zur Herbeiführung plastischen erfolgreichen Kraftdenkens. — Ein tausendfach bewährtes Hilfsmittel zur Steigerung der Denkkraft, zur Beseitigung seelischer Hemmungen, von Kopfschmerzen, Gedächtnisschwäche, Schlaflosigkeit, Gedankenflucht, Angstgefühlen, Lampenfieber, Examenfurcht, Nervosität usw. Einfache Ausführung M. 5,50, Geschenkausgabe mit vergoldeten Antennen in elegantem Etui M. 9.—

N. B. Nähere Aufklärungen über den Konzentrator in der kostenlos erhältlichen Schrift des Erfinders Ph. Müh: »*Coué in der Westentasche!* Praktische Anleitungen zur Überwindung innerer und äußerer Hemmungen.« Eine schon zu hunderttausenden verbreitete praktische kleine Erfolgsschule für Jedermann.

Der Konzentrator – auch *Kraftdenkapparat* und *Denkerstirnbinde* genannt⁴⁹ – gehört in eine Reihe von psychotechnischen Erfindungen und Heilmethoden, die im okkultis-

49 Im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden ist ein Exemplar des Konzentrators ausgestellt (Exponat DHMD 1887/1691). Auf dem ebenfalls ausgestellten originalen Umschlag ist das Objekt als

tischen und lebensreformerischen Milieu nach dem Ersten Weltkrieg populär wurden und häufig in einer mesmericistischen Tradition standen.⁵⁰ Philipp Müh hatte sich allerdings bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit diesen Dingen beschäftigt und sich als *Magnetopath* bezeichnet.⁵¹ Offensichtlich schließt er sich erst nachträglich der Neugeist-Bewegung an, deren organisatorisches Zentrum, das *Prana-Haus* in Pfullingen, erst 1914 entstand. Dass von dort aus auch der *Konzentrator* vertrieben wurde und verschiedene Neugeist-Schriften auf dieses Hilfsmittel verweisen, macht deutlich, dass die Neugeist-Bewegung in der Lage und willens war, sehr verschiedenartige Unterströmungen zu assimilieren. In der bereits erwähnten Neugeist-Broschüre *Gedanken-Radio* beispielsweise wird der Konzentrator im verlagsüblichen Werbe-Anhang unter der nicht ganz passenden Überschrift »**Ein Gedanken-Radio-Apparat**« ausführlich beworben. Auch dort wird – wie im abgebildeten Inserat – erklärt, dass die Schrift *Coué in der Westentasche* von Philipp Müh, »solange Vorrat reicht, kostenlos erhältlich« und »soeben im 200. Tausend« erschienen sei.⁵² K.O. Schmidt kommt im Werbe-Anhang von *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* (vgl. 5.3) ebenfalls auf den Konzentrator zu sprechen, den ein »erfahrener Neugeistler« habe, und der »in kurzer Zeit **ein Leben ohne Kopfschmerzen, Nervenstörungen und Körperschwäche** garantiert«. Unter der im Inserat nur verkleinert wiedergegebenen Abbildung wird kundgetan, dass dieser Apparat »in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits Tausende von begeisterten Freunden gefunden« habe. Und K.O. Schmidt fügt höchstpersönlich hinzu:

Ich selbst habe ihn das erste Mal etwas skeptisch aufgesetzt und war daher geradezu verblüfft über die erfrischende und wohltuend entspannende Wirkung dieser »Denkerstirnbinde«. Aber dies nur nebenbei; sowsas muß man selbst ausprobiert haben; erst dann kann man aus eigenem Wissen sagen: »Donnerwetter, das ist doch endlich mal eine Sache, die einem hilft!«

Interessant sind solche Einlassungen vor allem deshalb, weil sie sehr viel über die diskursive Ordnung der Neugeist-Ratgeber aussagen. Das »Ich«, das hier spricht (und einen durchaus kolloquialen Ton anschlägt), verweist einerseits, obwohl sein Name nicht

»Denkerstirnbinde« ausgewiesen (was allerdings als eine wenig passende und wohl vor allem zu Werbezwecken gewählte Bezeichnung erscheint).

- 50 Vgl. Karl Baier: »Der Magnetismus der Versenkung. Mesmericistisches Denken in Meditationsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts«. In: Monika Neugebauer-Wölk/Renko Geffarth/Markus Meumann (Hg.): *Aufklärung und Esoterik: Wege in die Moderne*. Berlin/Boston 2013, 407-439, bes. 430f. (mit Hinweis auf den Konzentrator von Philipp Müh).
- 51 Vgl. Willy Schrödter: *Grenzwissenschaftliche Versuche für Jedermann*. Freiburg 1960, 79f. In einer Veröffentlichung von 1911 (*Psychische Gewalten. Angewandte Geheimwissenschaften*, Lorch: o.V. 1911) hatte sich Philipp Müh bereits mit der Telepathie befasst. Eine im Selbstverlag in Stuttgart 1921 erschienene Broschüre trägt den Titel: *Erfahrungen und Beobachtungen in siebzehnjähriger Praxis. Nur für Interessenten dargelegt von Philipp Müh, Magnetopath*. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es auch eine *Vereinigung Deutscher Magnetopathen* und eine *Zeitschrift für Heilmagnetismus* (vgl. Baier: »Der Magnetismus der Versenkung«, 430).
- 52 Die teils umfangreichen Werbe-Anhänge der im Johannes Baum Verlag in Pfullingen erschienenen Neugeist-Schriften sind nicht paginiert. Eine ähnliche Auflagenhöhe behauptet übrigens auch Walter vom Bühls Broschüre *Jeder ist seines Glückes Schmied* (vgl. 20). Es ist gleichwohl erlaubt sie anzuzweifeln.

aufthaucht, auf den Verfasser der Schrift. Andererseits befinden wir uns jedoch inmitten des – nicht mehr paginierten – Werbeblocks. In diesem werden nun allerdings nur Schriften und Dinge beworben, die vom Neugeist-Universum gleichsam absorbiert worden sind. Symptom dieser Absorption ist eine Rede, die sich zwar von dem Aussage-subjekt der Werbung unterscheidet (indem sie Bezug auf das beworbene Objekt nimmt), zugleich aber an der Werbemaßnahme partizipiert bzw. sie fortsetzt. Es kommt also zu einer Überlagerung von zwei Sprecherpositionen und zwei Verantwortlichkeiten, zu einem Verschwinden der Grenze zwischen Ratgeberdiskurs und Werbung, das symptomatisch ist für eine Destabilisierung der institutionellen Dimension unter den Bedingungen einer *Bewegung*: Die Publikationen der Neugeist-Bewegung sind ein frühes – vielleicht das erste – Beispiel für ein Phänomen, das zunehmend alle Bereiche der medialen Vermittlung erfasst.⁵³ Auch und gerade die Werbung arbeitet mit Suggestionen.

Natürlich liegt es nahe, den Konzentrator als ein Kuriosum zu betrachten. Aber damit hat man ihn noch nicht verstanden. Man versteht ihn nur, wenn man ihn als *Prothese des Willens* begreift. Müh wundert sich darüber, dass der moderne Mensch zwar »alle möglichen Apparate und unsere Sinne erweiternden Instrumente« erfunden habe, dies aber beim »wichtigsten Sinn des Menschen«, nämlich dem »Denken« (33) noch nicht gelungen sei. Erst der Konzentrator sei das »Hilfsmittel«, welches »dieses offensichtliche Versäumnis wieder gutmacht« (33). Das hört sich an, als sei der Konzentrator eine Prothese des *Denkens*. Aber letztlich sind es eben nicht die Gedanken selbst, die eine Steigerung erfahren, sondern nur deren Kraft. Und die Kraft besteht im Erfolg des Wollens ohne Willensanstrengung: »Sie denken mit dem Konzentrator um den Kopf nur das, was Sie denken wollen; kein störender Gedanke zerreißt Ihnen mehr wie ein übermüttiger Kobold Ihre feinen Gedankenfäden!« (43)

Dieser Erfolg stellt sich freilich nur ein, wenn der Konzentrator in der richtigen Art und Weise verwendet wird. Zunächst muss dafür gesorgt werden, dass die Anwendung ungestört erfolgt; dann muss man seinen Körper – am besten beim Liegen – möglichst restlos entspannen; die Augen werden beim Anlegen des Apparates geschlossen; anschließend »geht man noch einmal den Körper daraufhin durch, ob auch alles restlos entspannt ist; danach auch in gleicher Weise die Gedanken« (38). Der »Zustand der Entspannung« der durch den Konzentrator erreicht und mit einer »Art Kontakt mit dem Unterbewußtsein« gleichgesetzt (38) wird, kann noch »durch entsprechende Autosuggestion beschleunigt werden«, indem man die Worte wiederholt:

»Alle Störungen der Außenwelt klingen ab ... sie entschwinden ... sie erreichen mich nicht mehr. Ich bin ganz eins mit den Kräften der Harmonie, die das All stetig durchströmen. Ich fühle mich von diesen Kräften durchflutet. Alles in mir schwingt Entspannung, Ruhe, völlige Ruhe ... Ich bin ganz ruhig! ...« (38)

Auf der Ebene der Formulierungen wird deutlich, dass es sich um eine perfekte Tautologie handelt: Der Zustand der Entspannung, in den man gelangen soll, wird bereits

53 Vgl. nur etwa – in erster Linie auf Printmedien bezogen – Nicole Conser/Uta Rußmann (Hg.): *Verschwimmende Grenzen zwischen Journalismus, Public Relations, Werbung und Marketing. Aktuelle Befunde aus Theorie und Praxis*. Wiesbaden 2017.

vorausgesetzt. So hört es sich an, wenn man die Wirkung positiver Rückkopplung beschreiben möchte. Der Apparat mit dem Namen *Konzentrator* ist nur ein anderer Name dafür, und insofern trägt er seinen Namen zu Recht. Dass es aber dieses Apparats bedarf, besagt, dass die Autosuggestion die Fremdsuggestion voraussetzt. Insofern der Konzentrator das *Medium* der Autosuggestion, der positiven Rückkopplung ist, spricht sich in ihm der Kern der Neugeistbewegung aus.

Die Frage, *worauf* man sich mithilfe des Konzentrators eigentlich konzentriert, ist daher falsch gestellt. Man kann nur sagen: auf nichts Bestimmtes. Denn während man den Konzentrator angelegt hat, tut man nichts Bestimmtes. Müh zufolge dient der Konzentrator erstens dazu, sich von dem, was »von morgens bis abends an Widerwärtigem und Unerwünschtem auf einen einstürzt«, zu befreien und »all sein Denken, Fühlen und Wollen auf ein Ziel, einen einzigen Punkt, eine Hoffnung oder einen Wunsch« ein[zu]stellen«; er sei zweitens ein »unentbehrliches und zeitgemäßes Hilfsmittel« für alle, »die sich nicht jederzeit körperlich oder geistig zu entspannen vermögen«; er wird drittens »den Gedanken immer größere Schärfe und zugleich Elastizität geben und klare und zielsichere geschäftliche und private Dispositionen ermöglichen« (41). Das heißt aber gerade nicht, dass man an seine geschäftlichen und privaten Dispositionen denkt, während man den Konzentrator angelegt hat. Denn währenddessen – für den Anfänger werden drei bis fünf Minuten empfohlen, für den Geübten bis zu einer Viertelstunde – denkt man eben nichts Bestimmtes, weil der »Zweckgedanke« (40), mit dem man ihn anlegen soll, unbestimmt sein muss. Das wird noch einmal besonders deutlich an den »Affirmationen«, mit denen man den empfohlenen morgendlichen, mittäglichen und abendlichen Gebrauch des Konzentrators unterstützen soll. Denn deren Basis ist die – jeweils an die Tageszeit angepasste – fünf- bis zehnmal wiederholte »Coué- oder Neugeist-Formel«: »Es geht mir mit jedem Tage in jeder Hinsicht immer besser und besser durch die Kraft in mir!« (39)

Es ist klar, dass es sich hier um ein spezifisches Meditations-Konzept handelt, das daher im Kern darin besteht, eine *Grenze* einzurichten: Wie jede Meditation wirkt der Konzentrator genau in dem Maß, in dem es gelingt, das auszuschalten, was das Gelingen stört, und dadurch in einen Raum positiver Rückkopplung einzutreten.

Positive Rückkopplung ist – auf einer anderen Ebene – auch das Erfolgsgeheimnis der Vermarktung des Konzentrators. Auf Seite 45 der Broschüre ist die Darstellung von Philipp Müh abgeschlossen, und die – weiterhin paginierten – Seiten 46 bis 65 sind unter der Überschrift »Urteile über den Konzentrator und die neugeistigen Konzentrationsmethoden« einem »Anhang« überlassen (46). Hier kommen Stimmen verschiedener Provenienz zu Wort, die den Konzentrator empfehlen und seine Wirksamkeit unter Beweis stellen. Während andere Ratgeber – etwa F.A. Brechts *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* (vgl. 3.4, S. 166) – die positiven Wirkungen ihres »Systems« in ihrem gedruckten Ratgeber durch Zuschriften von Leser*innen dokumentieren, geht es hier um die positive Wirkung eines käuflich zu erwerbenden *Apparats*.

Abgedruckt werden zum Beispiel Besprechungen innerhalb der Neugeist-Sphäre. In der *Weissen Fahne* hat der »bekannte Stuttgarter Heilpädagog Wilhelm Hauser« (46) den Konzentrator gepriesen als ein »nie versagende[s] Hilfsmittel« (47) für den »Report« mit dem »Unterbewußtsein« (46). Auch Stellungnahmen in der Tagespresse werden wiedergegeben. Das meiste Gewicht wird freilich den persönlichen Einsendungen

begeisterter Kunden eingeräumt: Ein »Stuttgarter Schauspieler« hat »Erfolge über Erfolge« (49) erzielt, seit er den Konzentrator verwendet; ein »österreichischer Beamter« berichtet, dass seine Müdigkeit schon beim ersten Aufsetzen des Konzentrators verschwunden sei (50); ein »bekannter Schriftsteller« (51) hat ihn mit großem Erfolg bei seinen »Meditationsübungen« (52) eingesetzt; ein »Institut für naturgemäße Heilweise« (53) bestellt begeistert sechs weitere Exemplare; ein »amerikanischer Organisator« (56) schreibt aus Detroit, dass das »geniale Instrument« des »Mr. Müh« bei ihm eigentlich immer, aber besonders »während Gewittern« (56) wirke; usw. Die verschiedenen beschriebenen Wirkungen werden dabei in Überschriften kenntlich gemacht – etwa: »Vorzügliches Gedächtnis erhalten!« (59), »Hilft Leidenschaften überwinden!« (60), »Von Lampenfieber befreit!« (61), oder: »Von schweren Nervenleiden und Schlaflosigkeit befreit!« (62)

Angesichts dieser mannigfachen Formen positiven Feedbacks (das freilich, bis auf die Zeitungsartikel, anonymisiert ist und daher nicht überprüft werden kann) entsteht gegen Ende der Eindruck, dass dieser Ratgeber die *extended version* einer Werbebroschüre ist. Dieser Eindruck wird auch dadurch verstärkt, dass *Coué in der Westentasche* anscheinend eine Zeit lang »auf Wunsch, solange der Vorrat reicht, umsonst erhältlich« war.⁵⁴ Dem von Philipp Müh verfassten Text kommt insofern tendenziell nur noch die Aufgabe zu, als Bedienungsanleitung für den Apparat zu dienen. Dieser Befund wirkt natürlich zurück auf die Beurteilung des institutionellen Orts, von dem aus hier gesprochen wird. Der hier spricht, spricht nicht in erster Linie als Autor eines Buchs, das Rat zu geben vermag, sondern als Teil eines größeren Dispositivs oder Verbunds, dessen verschiedene Elemente sich gegenseitig stützen müssen. Im Fall des Neugeist-Ratgebers bedarf es daher nicht mehr der Buchform – das Schriftliche kann zur Broschüre bzw. zu Broschüren schrumpfen, ohne an Gewicht einzubüßen. Auf verschiedene Weise ist dies aber für die Institution der Ratgeberliteratur überhaupt typisch. Sie tendiert dazu, sich nicht auf die Buchform zu verlassen. Am deutlichsten wird das dort, wo sich das Ratgeben zum System ausbildet – bei Gustav Großmann (vgl. 3.2), bei Oscar Schellbach (vgl. 3.3) oder bei F.A. Brecht (vgl. 3.4). Bei ihnen allen wird die Systematik nicht nur in der Buchform des Ratgebers entfaltet, sondern auch in einer Organisation mit Kursen, Seminaren und Zirkeln sowie anderen flankierenden Maßnahmen. Auf diese Organisation (deren Institutionalität als stets vorläufig gedacht werden muss) können die betreffenden Autoren im Buch jederzeit verweisen, während umgekehrt in den Kursen, Seminaren und Zirkeln auf das Buch verwiesen werden kann und muss (beides steht nicht für sich allein und muss gestützt werden).⁵⁵ Die Organisation ist – im weiteren Sinne – letztlich ebenfalls ein *Apparat*, wenn auch ein anderer als der in Vergessenheit geratene Apparat, den Philipp Müh *Konzentrator* getauft hat.

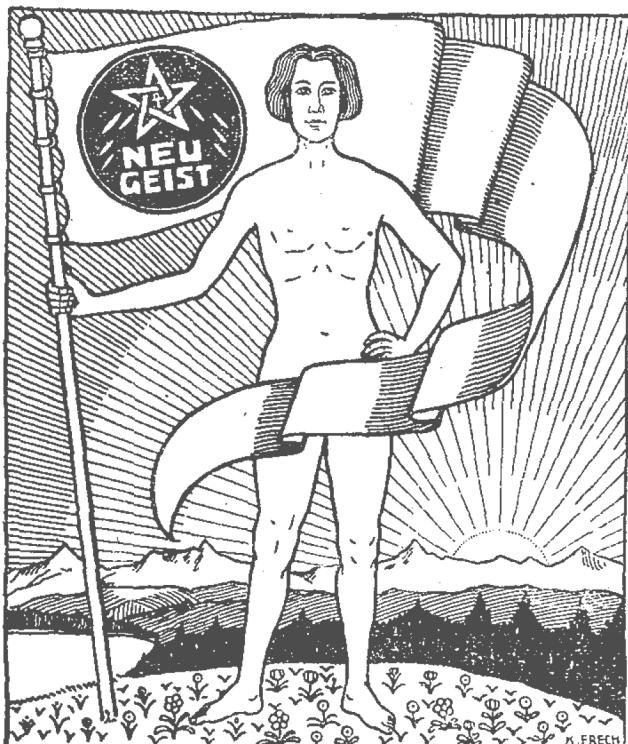
54 So die Werbung auf der letzten Seite von Wardall: *Gedanken-Radio*.

55 Auch die erfolgreichen Motivationstrainer von heute – Jürgen Höller oder Dirk Schmidt – müssen aus diesem Grund zugleich als Buchautoren hervortreten.

5.3 K.O. Schmidt: *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* (1930) und *Neugeist* (1932)

*Abbildung 31: Mann mit der Weißen Fahne. Aus dem Anhang von *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft*.*

... Ein neuer Geist
kommt in die Menschen ...



Wenn man das Thema ›Erfolg‹ im Zusammenhang mit der sogenannten Neugeist-Bewegung aufarbeiten möchte, kommt man nicht umhin, die Grundzüge ebendieser Bewegung parallel mit zu skizzieren, weil sich neugeistiger Erfolg ausschließlich im Rahmen der Bewegung einstellen kann. Aus diesem Grund geht dieses Kapitel den Sonderweg, nicht bloß einen neugeistigen Erfolgsratgeber zu untersuchen, sondern ihn gleichsam mit einem Büchlein, das ›Neugeist‹ strukturell und inhaltlich aus seinem eigenen Ideengebäude heraus beschreibt, zu verknüpfen. Beide Bücher stammen von Karl Otto Schmidt (1904-1977), der als zentrale neugeistige Autorität in Deutschland gelten kann, wie an späterer Stelle noch aufgezeigt wird.

Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft. Ein Lebensbrevier für alle geistig Schaffenden und Vorwärtsstrebenden (1930)⁵⁶ ist der 58 Seiten (exkl. 29-seitigem Werbe-anhang) umfassende Auftaktband der Reihe »Neugeist-Bücher« und wird weiterhin noch unter »Neugeist im Alltag« subsumiert. K.O. Schmidt, auf dem Titelblatt als »Schriftleiter der ›Weißen Fahne‹ legitimiert, wird hier im Gegensatz zum nachfolgenden Büchlein explizit als Autor angeführt, das Titelblatt ist außerdem noch mit dem Neugeist-Symbol⁵⁷ (Anch-Kreuz in Pentagramm) geschmückt. Der Titel des Buchs ist insofern treffend gewählt, als er zentrale Aspekte seines Inhalts bereits vorwegnimmt bzw. erahnen lässt – man findet hier Anspruch, Methode und Zielgruppe komprimiert dargestellt: »Selbst- und Lebensbemeisterung« meint als Anspruch des Buchs zunächst einmal das angestrebte Regime einer effizienten Selbstdurchführung in Verbindung mit praktischen Hinweisen zur bestmöglichen Einrichtung des Alltags. Die Methode der Wahl ist dabei »Gedankenkraft«, was bereits auf Suggestion und *Positive Thinking* vorausdeutet. Die Zielgruppe besteht aus »alle[n] geistig Schaffenden und Vorwärts-strebenden«; das Attribut »geistig« verweist dabei auf den geistigen resp. idealistischen Anspruch des »neuen Geistes« – im Gegensatz zu einem materialistischen. Das bedeutet jedoch keinesfalls eine Art Vergeistigung im kontemplativen Sinn, was durch das Partizip »Schaffende« und somit konkretes Agieren innerhalb der sinnlich-erfahrbaren Welt verdeutlicht werden soll. Die Gruppe der »Vorwärtsstrebenden« bleibt dabei recht vage und allgemeingültig (wer will schon stagnieren oder gar abfallen?), was aber – das sei vorweggenommen – ebenso für die angestrebte Art des neugeistigen Erfolgs an sich gilt. Schließlich verweist die Gattungsbezeichnung »Lebensbrevier« erstens auf den religiösen Impetus, der der Neugeist-Bewegung innenwohnt. Ein Brevier ermöglicht bekanntmaßen zweitens, unabhängig von festgesetzten liturgischen Feiern, individuelles und den jeweiligen Lebensumständen anpassbares Beten, was kongruent zur undogmatischen bzw. synkretistischen Spiritualität der Neugeist-Bewegung ist. In diesen neugeistigen Synkretismus fügt sich auch das Symbol der Bewegung: Anch-Kreuz

56 K.O. Schmidt: *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft. Ein Lebensbrevier für alle geistig Schaffenden und Vorwärtsstrebenden*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1930 (= Neugeist-Bücher 1). Zitate werden künftig direkt im Text in Klammern mit der Sigle SL angezeigt.

57 Zur Symbolik des Neugeist siehe Peryt Shou: *Esoterik der Neugeist-Symbole. Magie von Zeichen und Laut. Mit Anhang über Symbol-Meditationen*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1928 (= Neugeist-Bücher 28). Das Anch-Kreuz gilt im Neugeist als »Symbol der aufwärtsstrebenden Seele«, während das Pentagramm »Sinnbild des Gottfunkens im Menschen« ist: »Das Ganze ist also ein Symbol der **Verinnerlichung und Vergeistigung**; und in diesen beiden Worten liegt auch zugleich der Schlüs-sel zur **Praxis der Neugeistler**.« (SL Anhang)

und Pentagramm sind Symbole, die in verschiedenen religiösen/spirituellen/esoterischen Zusammenhängen Geltungsanspruch besitzen und so in allgemeingültiger Weise von unterschiedlichsten Gruppen angenommen werden können. Strukturell ist das Buch wie ein Tagesablauf vom Morgen bis zum Abend aufgebaut, die einzelnen Erfolgstechniken werden in diesen modellhaften Tag integriert, denn »[e] in e r f o l g r e i c h e s L e b e n ist die Summe von erfolgreichen Tagen« (SL 9).

Das 53 Seiten umfassende Büchlein (exkl. dreizehnseitigem Werbeanhang) *Neugeist. Die Bewegung des Neuen Zeitalters. Organisation, Reform-Programm, Arbeitsweise und Erfolgs-Technik. Anweisung zur Gründung und Leitung neugeistiger Tat-Gemeinschaften* (1932)⁵⁸ ist – das verrät schon der Titelzusatz – dagegen kein *Ratgeber*, sondern eben eine Anleitung, und zwar zur Mitwirkung bei der Institutionalisierung der neugeistigen Bewegung in Deutschland. Eine Anleitung unterscheidet sich von einem Rat, die immerhin beide direktive Akte darstellen, zunächst einmal in der Dezidiertheit und Strukturiertheit ihrer Botschaft: die Option, eine Anleitung *nicht* zu befolgen, besteht zwar, doch wenn man ihr folgt, soll man ihr auch Schritt für Schritt und weitgehend situationsunabhängig folgen. Weiterhin liegt dem Beratungshandeln – wenn man einmal vom Erteilen ungefragter Ratschlägen absieht – ein Hilfesuch an eine vertrauenswürdige und kompetente Instanz zugrunde, das Zustandekommen der Kommunikationssituation geschieht *bottom up*. Eine Anleitung erfolgt hingegen *top down*. Wer sich auf eine Anleitung einlässt, befolgt *Anweisungen* und durch das Täglichen einer Anweisung wird die Asymmetrie eines bestehenden Macht- und Kompetenzverhältnisses bekräftigt. Der Erfolg des Sprechakts hängt jedenfalls davon ab, ob die Angesprochenen die Autorität des Sprechers akzeptieren bzw. zumindest hinnehmen und die Anweisungen befolgen.

Man kann davon ausgehen, dass diejenigen, die sich das Büchlein von K.O. Schmidt besorgt haben, wenigstens mit der Neugeist-Bewegung sympathisierten, wahrscheinlicher sogar schon längst Teil der Bewegung waren und insofern die Anleitung als freiwilliges Befolgen der Regeln einer kompetenten Instanz der eigenen Bewegung auffassten, sowie als verantwortungsvolles Unterstützen des Wachstums ihrer institutionalisierten Bestandteile, um »den Neugeistweg als den k l a r s t e n , s i c h e r s t e n u n d k ü r z e s t e n W e g z u m L e b e n s e r f o l g kennen und schätzen« (N 19) zu lernen und zu verbreiten helfen. Zu diesem Zweck werden im Buch zunächst einige allgemeine Hinweise zur Neugeist-Bewegung gegeben, um dann ihren Aufbau mit den jeweiligen Untergruppen systematisch darzustellen.

Karl Otto Schmidt muss sich, das klang bereits an, innerhalb der Neugeistbewegung in den 30er Jahren gar nicht mehr als Autorität legitimieren, deswegen braucht es auf Textebene auch kaum affirmierende Zitate weiterer erfolgreicher Menschen, wie das bei vielen anderen Ratgebern der Fall ist. Ab 1925 Generalsekretär des deutschen Neugeist-Bunds, war Schmidt seit 1930 auch Distriktpresident des Internationalen Neugeist-Bunds (*International New Thought Alliance*) für Deutschland, Österreich

58 K.O. Schmidt: *Neugeist. Die Bewegung des Neuen Zeitalters, Organisation, Reform-Programm, Arbeitsweise und Erfolgs-Technik. Anweisung zur Gründung und Leitung neugeistiger Tat-Gemeinschaften*. Pfaffenlingen: Johannes Baum Verlag 1932 (= Bücher der Weißen Fahne 76). Zitate werden künftig direkt im Text in Klammern mit der Sigle N angezeigt.

und die Schweiz. Entdeckt wurde der gelernte Buchhändler, der außerdem eine Ausbildung bei der Stadtverwaltung Flensburg absolvierte und seit 1923 Vorträge über Theosophie und die amerikanische *New Thought*-Bewegung hielt,⁵⁹ 1924 von Victor Schweizer, dem Begründer der antimaterialistischen, in der Tradition des deutschen Idealismus und der christlichen Mystik stehenden ›Biosophischen Bewegung‹. Schweizer leitete zu dieser Zeit den *Baum-Verlag*, den er nach Pfullingen geholt hatte. Er wandelte diesen, ursprünglich parapsychologischen und populärwissenschaftlichen Schriften gewidmeten Verlag, in einen »Kampfverlag gegen Materialismus und Ungeist und für innere Einkehr und Vergeistigung« um.⁶⁰ Themen waren nun wissenschaftlicher Okkultismus, praktische Mystik und gesunde Lebensführung, ab 1922 war der Verlag »die autorisierte Vertretung der ›International New Thought Alliance‹ im deutschsprachigen Raum«.⁶¹ Schweizers Bewegung verband sich 1923 mit geistig verwandten Gruppierungen wie etwa dem ›Bund christlicher Mystiker‹, dem ›Sufi-Orden‹, der ›Gesellschaft für deutsche Geistes- und Lebenserneuerung‹ oder dem Bund ›Die Burg‹ zum deutschen Ableger der aus dem Amerikanischen stammenden *New Thought*-Bewegung und nannte sich fortan ›Neungeist-Bund‹.⁶² Schweizer konnte den offenbar sehr talentierten Schmidt für seine Sache sowie die Mitarbeit an der ebenfalls seit 1923 bestehenden und monatlich erscheinenden neugeistigen Zeitschrift *Die weiße Fahne* (*Zeitschrift für Verinnerlichung und Vergeistigung*) gewinnen, deren Hauptschriftleiter er schnell wurde.⁶³ Themen der Zeitschrift waren »religiöse Toleranz, Völkerversöhnung und Weltfrieden«.⁶⁴ Auf der dem Kapitel vorangestellten Abbildung aus dem Anhang von *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* sieht man die geschwenkte weiße Fahne, die das Neungeist-Symbol trägt. Die Zeitschrift »dient vor allem der Vermittlung neugeistpraktischer Erfahrungen und führt tiefer ein in die einzelnen Zweige der Neugeistlehre und -praxis und der Lebens- und Heilreform« (N Anhang). Sie versammelt als Gütesiegel der eigenen Sache außerdem Erfolgsberichte ihrer Mitglieder (vgl. N 9). K.O. Schmidt, der laut BBKL »zu den begnadetsten Lehrern neugeistigen Gedankenguts gehört«,⁶⁵ war zwischen 1925 und 1941 in verschiedenen Positionen beim Baum-Verlag beschäftigt und veröffentlichte neben zahlreichen Zeitungsartikeln mehr als 80 Bücher, die schon zu seinen Lebzeiten

59 Wolfgang Heller: »Karl Otto Schmidt«. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Hg. v. Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz. Band 9. Herzberg 1995, Sp. 463–468.

60 Kurt Hutton: *Seher/Grübler/Enthusiasten. Das Buch der traditionellen Sekten und religiösen Sonderbewegungen*. 13. Auflage. Stuttgart 1982, 407.

61 Reinhart Würffel: *Lexikon deutscher Verlage von A–Z. 1071 Verlage und 2800 Verlagssignete vom Anfang der Buchdruckerkunst bis 1945. Adressen – Daten – Fakten – Namen*. Berlin 2000, 60.

62 Verwandt ist die Neungeist-Bewegung auch mit theosophischen Strömungen, etwa der mystischen Lehre und ›Neuen Kirche‹ nach Emanuel Swedenborg. Mit neugeistigem Gedankengut verbindet sie das pantheistische Weltverständnis und die daraus ableitbaren Prinzipien wie Optimismus, schöpferischer Menschenkraft, Analogiedenken oder Nächstenliebe. Beide Schulen bauen dabei explizit auf christlichem Gedankengut auf. Als theosophischer Erfolgsratgeber wird in dieser Monographie F.A. Brecht's *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* vorgestellt, siehe 3.4. Das allgeistige Prinzip manifestiert sich hier im sog. ›Geistigen Rundfunk‹, der eine Beeinflussung der empirischen Welt und geistige Kommunikation möglich machen will.

63 Hutton: *Seher/Grübler/Enthusiasten*, 407.

64 Würffel: *Lexikon deutscher Verlage von A–Z*, 60.

65 Heller: »Karl Otto Schmidt«.

eine Gesamtauflage von über zwei Millionen erreichten und teilweise auch in andere Sprachen übersetzt wurden.⁶⁶ Als sein Hauptwerk kann die *Deutsche Lebensschule. Ein Jahresplan der Lebens- und Erfolgs-Bemeisterung durch Denk- und Willenserziehung* (1935-36) verstanden werden. In 52 Wochen soll hier der ›neue Mensch‹ durch verschiedene Lektionen sukzessive auf die ›neue Zeit‹ und sein ›neues Leben‹ vorbereitet werden, neben der Lektüre und praktischen Anwendung der einzelnen Lektionen ist außerdem ein Erfolgstagebuch zu führen, das die jeweiligen Fortschritte festhält.

Zur Zeit des Erscheinens der hier untersuchten Neugeist-Bücher war nicht nur die Karriere Karl Otto Schmidts, sondern auch die deutsche Neugeist-Bewegung auf ihrem Höhepunkt. Sie muss die ›Richtigkeit‹ ihrer Sache deswegen auch gar nicht großartig legitimieren, es reicht das Erinnern an den bisherigen Erfolg. In diesem Sinne

lässt das immer stärker anschwellende, lebendige Echo aus allen Teilen der Welt und die Fülle dankbarer und begeisterter Zuschriften aus allen Kreisen erkennen, wie sehr die, alle geisteswissenschaftlichen, lebensreformerischen, und wahre Kulturpropaganda treibenden Strömungen unserer Zeit umfassende, Neug e i s t b e w e - g u n g das brennende Erlösungs- und Freiheitssehnen unserer Zeit widerspiegelt und befriedigt, wie sehr Neugeist bereits für Hunderttausende zu einem lebendigen Pfade erfolgreicher Selbsterkraftung und Selbstverwirklichung geworden ist. (N 7)

Lediglich an zwei Stellen sichert sich K.O. Schmidt im *Neugeist*-Buch doch noch externe Unterstützung: Einmal durch einen nicht namentlich genannten »amerikanische[n] Geistesführer und Schriftsteller«, der »die Entwicklungsmöglichkeiten der Neugeistbewegung« größer einschätzt als »die Möglichkeiten aller Organisationen der Welt« (N 7). Und an einer anderen Stelle wird auf eine Prophezeiung Ludwig Aub's (1862-1926) verwiesen, »der kurz vor seinem Tode Neug e i s t a l s d i e b e d e u t s a m s - t e ›B e w e g u n g g e g e n d e n U n t e r g a n g d e s A b e n d l a n d e s u n d fü r d e n A u f s t i e g d e r M e n s c h e i t begrüßte« (N 9). Es wird also Zeit, um im Sinne des ersten Unterkapitels zu fragen: »Was ist und was will Neugeist?« (N 3) Dem *Neuen* obliegt ja in einem teleologischen Sinne die Ablösung eines *Alten*. Dem Buch ist vor diesem Hintergrund als Motto auch ein Vers des Propheten Ezechiel vorangestellt: »Ich will euch ein neues Herz und einen **Neuen Geist** in euch geben!« (N 3) Worin also besteht nun dieser neue Geist? Neugeist will

– in bewußtem Gegensatz zum materialistischen »Altgeist« – **eine geistgegründete praktische Weltanschauung und Lebenslehre**, die von der Erkenntnis der Übermacht des Geistes über den Stoff ausgeht, die jedem hilft, sich selbst zu helfen und das bisherige trübe Dahinleben in ein sonniges Leben der Freude, des Glücks und des Erfolgs zu verwandeln. (N 3)

In dieser ersten Definition spiegeln sich bereits viele Grundsätze der Bewegung nieder. Die Neugeist-Bewegung ist zunächst einmal eine materialismuskritische Bewegung, die sich als »starke[r] antimaterialistische[r] Sturmblock« (N 7) gegen zeitgenössische

66 Ebd.

Strömungen, Tendenzen und Theorien abgrenzt. Explizit genannt werden »Materialismus, Mammonismus, Engherzigkeit; Chauvinismus und Fanatismus, Krankheit, Elend und Verzweiflung, Mißerfolge, Leid, Neid und Haß allüberall« (SL 22). Es wird sich auch dezidiert amerikakritisch geäußert, dass man dort »stumpf in den Alltag hineinlebt und stillschweigend die fortschreitende Entgeistigung der beruflichen Tätigkeit, die Mechanisierung aller Arbeit mitmacht [...]. Protestiere und arbeite gegen diese Sünden widerdeinde Gests, dies größte und verheerendste aller Kulturverbrechen neben dem Krieg« (SL 22). Alles, was nicht achtsam und nur mechanisch geschieht, wird als problematisch aufgefasst. Das gilt dann aber auch für den menschlichen Körper, auf den die Metapher der Körpermachine angewendet wird (obwohl diese ja dem materialistischen Geist eines La Mettrie entsprang):

Sowie äußere Erregungen dich zu überfluten scheinen, sofort ›den Apparat abstellen‹ und eine Schweigeübung einschalten. [...] Du mußt dir ein feines Gefühl für den Zustand deiner Körpermachine erwerben und wissen, was sie zu leisten imstande ist: stelle sie ab, durchwandere sie in Gedanken, schaffe Ruhe und dadurch Ordnung; erst dann kannst du sie, ohne Störungen befürchten zu müssen, weiter laufen lassen. (SL 36)

Die Kontingenz in der Erfahrungswelt des modernen Menschen führt außerdem zu einem Mangel an Konzentration: »Nichts schwächt Willen, Zielsicherheit und Entschlußkraft und damit den endlichen Erfolg mehr als das stete Hin- und Herschwanken des modernen Menschen, dies ›Sich-nie-entschließen-Können‹ und ›Nicht-Wissen, was man will, dies ›wohl gute Vorsätze haben, aber nie zur Ausführung kommen‹.« (SL 28) Die Modernismus-Kritik betrifft auch den Darwinismus: Wie aus einer Werbeanzeige (N Anhang) für *Der Darwinismus, eine Irreführung der Menschheit!*, ein aus dem Holländischen übersetztes Buch von S. van Houwensveld, hervorgeht, liege im Darwinismus nämlich »eine der tieferen Ursachen des gegenwärtigen Chaos und Elends«. Das Buch versteht die Entdeckungen der Naturwissenschaften bloß als »Scheinfund«, die nicht ausreichend belegt werden könnten. Angst vor sozialdarwinistischen Strukturen⁶⁷ verbindet sich hier mit kreationistischen Überzeugungen zum Schutz der (religiös begründeten) natürlichen Würde des Menschen sowie der gesamten Schöpfung. Neugeist dagegen steht für »das Positive, Geistige, Glück, Harmonie und Freude Bringende, zur Natur, zum göttlich-schöpferischen Urquell« (SL 22f.).⁶⁸ Die neugeistige Epistemologie ist idealistisch und betont ein Prinzip der geistigen Verbundenheit allen Seins:

67 Das war nicht unbegründet, immerhin hat es zeitgleich auch solche Erfolgsratgeber gegeben, die von sozialdarwinistischen Überlegungen im Sinne eines ›Kampfes Aller gegen Alle‹ beeinflusst worden sind, etwa *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück?* von Willy Eppenstein, vgl. 4.2, S. 202.

68 Diese Gegenüberstellung von negativem Gegenwarts- und positivem Neugeist-Diskurs findet sich auch im neugeistigen Ratgeber von Philipp Mühl, vgl. 5.2, S. 249.

Neugeist lehrt, daß in jedem Menschenbruder⁶⁹ ein unssterblicher Lichtfu n k e schlummert, und daß durch diesen Gottkern alle Wesen innerlich miteinander verbunden sind, daß alles Leben eine geistige Einheit bildet. Und Neugeist gibt die Möglichkeit, diese Allverbundenheit selbst zu erleben. (N 3)

Es ist nur logisch, dass einer derartigen pantheistischen Weltanschauung ein inklusives Erfolgskonzept zugrunde liegen muss: »Neugeist lehrt, daß in jedem Einzelnen ungeheure geistige Kräfte und ungeahnte Fähigkeiten und Talente ungenutzt schlummern.« (N 3) Neugeist ist dabei Hilfe zur Selbsthilfe und »lehrt, daß wir alle viel stärker, größer und reicher sind, als wir glauben. Und er zeigt die praktischen Wege, wie wir diesen inneren Reichtum entfalten und anwenden« (N 3). Denn als »praktische Psychologie« kann neugeistiges Denken den »Erfolgsweg zur Erweckung, Steigerung, Vervielfachung und praktischen Anwendung der höheren Willens- und Erkenntniskräfte« (N 4) aufzeigen. Die praktische Methode der Wahl ist die Suggestion: Durch die geistige Einheit allen Lebens soll es möglich sein, allein durch Gedankenkraft – zumindest im übertragenen Sinne – die sinnlich wahrnehmbare Welt sowie das eigene Leben zu beeinflussen:

Neugeist lehrt, daß unser Schicksal von unserem Denken abhängt, daß unser Denken uns reich oder arm, glücklich oder unglücklich, gesund oder krank, stark oder schwach, erfolgreich oder erfolglos macht. Er lehrt, daß Gedanken Kräfte sind und daß Richtigdenken Schicksalsmeisterung bedeutet. (N 3)

Die Suggestionskraft der Gedanken wird im Neugeist sogar noch radikalisiert: Erfolg stellt sich nämlich genau dann ein, wenn man ihn als solchen definiert, Erfolg wird konstruktivistisch generiert: »Bejahe deinen Erfolg, dadurch verwirklichst du ihn!« (N 40) Diese wirklichkeitsbeeinflussende Suggestionskraft übernimmt das neugeistige Denken aus heilpraktischen Bewegungen, die eine lange Tradition haben. Oft liest man im Zusammenhang mit den geistigen Ursprüngen der *New Thought*-Bewegung von einem gewissen Phineas Parkhurst Quimby (1802-1866). Dieser hat eine Heilmethode mittels Suggestionskraft entwickelt und Krankheit als »das natürliche Ergebnis einer falschen Denkweise«⁷⁰ definiert. Der US-Amerikaner spiritualistischer Prägung deklarierte Leid und Schmerz als bloße Illusionen, denn nur »das Ewige und Vollkommene«⁷¹ sei Wirklichkeit. Aufgrund der geistigen Verbundenheit aller Menschen sei der Heiler in der Lage, »den eigenen Glauben auf den Kranken [zu] übertragen«⁷² und ihn zu kurieren. Auch diese Art der Heilung hat wiederum ihre Vorläufer, etwa in Anthropologien wie dem Mesmerismus bzw. »Animalischen Magnetismus« des Arztes Franz

69 »Bruder« generalisiert an dieser Stelle geschlechtsübergreifend, wie im weiteren Verlauf etwa auch »Teilnehmer«. An späterer Stelle, wenn es um neugeistige Jugendbewegungen geht, ist explizit auch von »Kameradinnen« (N 48) die Rede.

70 Hutten: Seher/Grübler/Enthusiasten, 382.

71 Ebd.

72 Ebd.

Anton Mesmer (1734-1815).⁷³ Der ausgebildete ›Magnetiseur‹ konnte aufgrund vorhandener magnetischer Strömungen zwischen den Menschen den Patienten durch seine magnetische Ausstrahlung positiv beeinflussen bzw. in den ›mesmeristischen Zustand‹, eine Art hypnotischen Schlaf, versetzen.⁷⁴ Zeitgleich zum Mesmerismus gab es weitere Kraftfeld-Theorien wie etwa den Galvanismus des italienischen Arztes Luigi Galvani (1737-1798). Der Hufeland-Schüler⁷⁵ Carl Alexander Ferdinand Kluge (1782-1844) erkannte die Ähnlichkeit der verschiedenen Methoden und schlussfolgerte, »daß höchst wahrscheinlich ein und dasselbe Prinzip ihnen zum Grunde liegen, und sie nur Modificationen desselben [seien].«⁷⁶ Dennoch beansprucht Neugeist die Erkenntnis, dass der »größte[] Teil aller Krankheiten aus vorangegangener falscher Einstellung der Gedanken bzw. aus falscher Haltung des Geistes« hervorgehe, als dezidiert »neugeistige[] Erkenntnis« (SL 52). Doch nicht nur in heilpraktischen Zusammenhängen, auch im beruflichen Leben könnte Suggestion positive Ereignisse auslösen. Als Beispiel wird die Anekdote eines Rechtsanwalts erzählt, der eine schwierige Verteidigungsschrift im Schlaf verfasst haben soll, über die er vor dem Schlafengehen intensiv nachgedacht hatte (vgl. SL 5).

Das *Positive Thinking*⁷⁷ nach Quimby ist jedenfalls nicht nur essenzieller Bestandteil der neugeistigen Lehre, sondern vielmehr »**Das Geheimnis des Erfolgs!**« (SL 22). Mit dem *Positive Thinking* verwandt ist das sogenannte ›Gesetz der Anziehung‹ (*law of attraction*), das aus der theosophischen Bewegung stammt und besagt, dass Gleisches Gleches anziehe: »Je mehr du also positiv, froh und liebend denkst,

73 Vgl. Karl Baier: »Der Magnetismus der Versenkung. Mesmeristisches Denken in Meditationsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts«. In: Monika Neugebauer-Wölk/Renko Geffart/Markus Meumann (Hg.): *Aufklärung und Esoterik. Wege in die Moderne*. Berlin/Boston 2013, 407-439.

74 Vgl. zum Heilverfahren etwa die Mesmer-Biographie von Thomas Knubben: *Mesmer oder die Erkundung der dunklen Seite des Mondes*. Tübingen 2015.

75 Hufeland hatte sich selbst höchst kritisch mit dem Mesmerismus auseinandergesetzt und 1784 im *Teutschen Merkur* dazu die Abhandlung *Mesmer und sein Magnetismus* veröffentlicht. Hufelands vitalistischer Ansatz und sein Konzept der ›Lebenskraft‹ haben die Naturheilkunde des 19. Jahrhunderts maßgeblich beeinflusst. K.O. Schmidt hat ca. 1925 Immanuel Kants *Von der Macht des Gemüts. Durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein* neu herausgegeben und »mit neugeist-oueistischen Erläuterungen und praktischen Anleitungen« versehen, für das in den vorliegenden Büchern auch Werbung gemacht wird. Kant setzt sich in dieser Schrift mit Hufeland auseinander, und Schmidt sieht hier einen Vorläufer von Emil Coués »Selbstmeisterung durch bewußte Autosuggestion« angezeigt (vgl. SL Anhang). Neben Kant wird auch Friedrich Schiller mit seiner *Theosophie des Julius*, die ebenfalls eine neugeistige Auflage erhalten hat, als Vordenker der eigenen Sache in Beschlag genommen (vgl. SL 25).

76 Carl Alexander Friedrich Kluge: *Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel*. 2. Auflage. Berlin: Realschulbuchhandlung 1815, 15. Kluge wird nach der Dissertation von Christian Quintes zitiert, die an gleicher Stelle auch einen sehr guten Überblick über Galvanismus/tierische Elektrizität und tierischen Magnetismus/Mesmerismus bietet: *Traumtheorien und Traumpoetiken der deutschen Romantik*. Würzburg 2019 (= Cultural Dream Studies 6), 93-104.

77 Die Methode bzw. Doktrin des *Positive Thinking* findet sich dann in Erfolgsratgebern recht häufig. Oscar Schellbach befreit sie von ihrem ursprünglich esoterischen Überbau und entwickelt sie im deutschsprachigen Raum zu einem eigenen System weiter, das er ›Mentalpositivismus‹ nennt, vgl. 3.3.

in desto stärkerem Maße kehren Wirkungen zu dir zurück, die dich in deiner positiven Einstellung und Lebensbejahung wiederum bestärken, also Glück, Friede, Erfolg, Gesundheit und Freude.« (SL 26) Das *Positive Thinking* wurde, um zwei weitere wichtige *New Thought*-Autoren⁷⁸ zu nennen, auch von Prentice Mulford (1834-1891)⁷⁹ und Ralph Waldo Trine (1866-1958)⁸⁰ stark gemacht. Die neugeistige Lebenseinstellung ist also von vornherein eine optimistische:⁸¹ »Der Neugeistler sieht in allem und erwartet von allem das **Gute**; darum gelingt ihm auch alles und von überallher strömt ihm das zu, was er durch seine entfesselte Gedankenmacht und Glaubenskraft anzieht.« (N 4) Ihr philanthropisches Ethos als »B e w e g u n g g e g e n s e i t i g e r H i l f e« (N 5) erklärt sich da von selbst. *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* stellt in diesem Zusammenhang die autosuggestive Kraft mnemotechnischer Verfahren stark in den Vordergrund, indem bestimmte, auch positiv formulierte Formeln (»Die Erfahrung hat gelehrt, daß Formeln, die eine Verneinung in sich bergen, nur den halben oder gar keinen Erfolg zeitigen«, SL 3f.) über den Tag verteilt immer wieder gesagt werden bzw. sogar grafisch an bestimmten Orten im Haus repräsentiert sein sollen: »Du mußt nur von der ersten Sekunde des neuen Tages an die richtige lebens- und kraftbejahende Einstellung haben, dann wird es dir gerade so sein, als wären Glück und Erfolg nur für dich da.« (SL 15) Zu den regelmäßig aufzusagenden Formeln, die natürlich stark an Emile Coués »Es geht mir mit jedem Tage in jeder Hinsicht immer besser und besser!« erinnern und in anderen neugeistigen Ratgebern ebenfalls starke Verwendung finden (vgl.

- 78 Daneben waren für die amerikanische *New Thought*-Bewegung auch Autoren wie Horatio W. Dresser (1866-1954; *The Power of Silence*), Joseph Murphy (1898-1981; *The Power of Your Subconscious Mind*), Ernest Holmes (1887-1960; *Creative Mind*), Frederick Bailes (1889-1970; *Your mind can heal you*), Napoleon Hill (1883-1970; *Think and Grow Rich*), James Allen (1864-1912; *As a Man Thinketh*), William Walker Atkinson (1862-1932; *The Secret of Success: Self-Healing by Thought Force*), Charles Francis Haanel (1866-1949; *The Master Key System*) oder Orison Swett Marden (1848-1924; *How to succeed*) wichtig. Viele Titel wurden ins Deutsche übersetzt und erfahren auch heute noch Auflagen.
- 79 Beworben wird von ihm im Neugeist-Buch: *Richtig denken! Richtig leben! Verrichtung der Aufgaben des Alltags im Lichte der Ewigkeit*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1926 (= Neugeist-Bücher 6). Es wurde von niemand anderem als K.O. Schmidt übersetzt, die neueste Ausgabe ist von 2007.
- 80 Hier wird beworben: *Hab' Sonne im Herzen! Goldene Worte für Lichtsucher. Für Freunde neugeistiger Lebensauffassung*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1925 (= Bücher der Weißen Fahne 30). Es wurde ebenfalls von K.O. Schmidt übersetzt. Die Sonne ist in esoterischen/spirituellen Kreisen ein bedeutsames Bild, so heißt es auch in *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* »W e r d e s e l b s t S o n n e !« (44). In F.A. Brechts *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg* spielt die Sonne ebenfalls eine sehr zentrale Rolle, vgl. 3.4, S. 160. Außerdem noch beworben: *In Harmonie mit dem Unendlichen*. Aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart: Engelhorn 1905. Die jüngste Auflage ist von 2011. Weiterhin: *Der Geist in Dir sei Dein Berater*. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart: Engelhorn 1920 (letzte Ausgabe von 2000). Schließlich auch noch: *Der Neubau des Lebens. Richtlinien*. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart: Engelhorn 1914.
- 81 Beziehungsweise, wie es im Kapitel zu Fritz Theodor Gallerts *Erfolg-Methode* heißt, handelt es sich beim *Positive Thinking* um »systematisierten und forcierten Optimismus«, siehe 3.1, S. 118.

5.2, S. 252), kommen bestimmte Übungen und Alltagsrituale,⁸² die vor allem auf Konzentration als »erste[m] und wichtigste[m] Schritt zum Erfolg« (SL 30) sowie Meditation abzielen. Die Übungen und Rituale beeinflussen das sogenannte Unterbewusstsein als »große Quelle alles Glücks und aller Kraft« (SL 26)⁸³ und stärken so das »Selbstvertrauen« (SL 25) in positivster Weise: »W e r d a u e r n d a n d i e i n i h m v o r - h a n d e n e n s p i r i t u e l l e n K r ä f t e g l a u b t , e n t w i c k e l t s i e a l l - m ä h l i c h z u s o l c h e r S t ä r k e , d a ß e r m i t i h r e r H i l f e j e d e s H i n d e r n i s ü b e r w i n d e n w i r d !« (SL 24f.)

Trotz der gleichsam rituellen Betonung des geistigen Prinzips und dem generellen Ziel der »Vergeistigung« (N 49) ist vom Neugeistler jedoch keine Weltabkehr zu erwarten – ganz im Gegenteil: Er ist jemand, »der die geistige Einheit alles Seins erlebt und aus diesem Erleben heraus den Weg zur Verwandlung der bestehenden unvollkommenen religiösen, politischen, ethischen und sozialen Verhältnisse von innen heraus, aus den Herzen der Menschen heraus, erkannt hat« (N 5). Das ist insofern interessant, als sich Neugeist gleichzeitig als »politisch und religiös neutrale geistige Arbeitsgemeinschaft lichtwärtsstrebender Menschen« versteht, die »Mitglieder aller Weltanschauungen, Kirchen und Bekenntnisse, Anhänger aller politischen und wirtschaftlichen Gruppen und Parteien, aller Berufe und Klassen« umfasst (N 5). Hier wird besonders deutlich, dass Neugeist eine *Bewegung* ist und als solche zunächst einmal keine Institution, die neben andere Institutionen tritt. Die Strukturen innerhalb dieser Bewegung sind zwar institutionalisiert, aber sie sollen – obwohl sie natürlich Halt geben sollen – nicht jene Erstarrung aufweisen, die für instituierte Institutionen charakteristisch ist. Es ist daher kein Zufall, dass – was natürlich auf der anderen Seite nicht mit der betonten weltanschaulichen Neutralität zusammenpasst – immer wieder auf das Urchristentum verwiesen wird:

Neugeist ist praktisches Christentum und zeigt als solches, wie man durch richtige Anwendung der tiefen Lehren Christi zu einem Eigner der Kräfte der Fülle und Freude, der Liebe und Harmonie wird. Er lehrt, dass das Reich Gottes in uns ist und von jedem Einzelnen hier und jetzt praktisch verwirklicht werden kann und soll. (N 4)

Neugeist beansprucht insofern eine gewisse reformatorische Kraft als »**Erneuerung unserer Religion aus dem Geist des Urchristentums**« (SL Anhang). Die christliche Zuordnung unterscheidet sich dabei von zeitgenössisch geläufigen Mustern religiösen Lebens, die Besonderheit liegt in ihrer freikirchlichen Ausrichtung: Das individuelle glaubende Subjekt steht im Mittelpunkt und nicht die Kirche als Institution. Neugeistiges Denken wertet die Autonomie des einzelnen Gläubigen auf, der sich nun nicht mehr an kirchlichen Dogmen orientieren muss, sondern seiner eigenen pastoralen Kompetenz vertrauen darf: als jemand, »der, als bewusster Träger des Christusprinzips, Neugeist lebt, nur nach dem Willen seines Innern, seiner inneren Führung«,

82 Z.B. die »Kopfehr«, also automatisches Aufwachen zu einem bestimmten festgesetzten Zeitpunkt (vgl. SL 7), ein mit »Heilkraft« geladenes Glas Wasser vorm Schlafengehen (vgl. SL 8) oder Atem- bzw. Erfrischungsübungen (vgl. SL 34).

83 Vgl. zum Unterbewusstsein als ratgebende Instanz 5.2, S. 263.

handelt, und sein ganzes Leben von innen her erneuert« (N 6). Der Mensch ist nicht bloß Geschöpf, sondern gleichzeitig auch selbst schöpferisch in Bezug auf den »endlichen Erfolg« (SL 28), er wird zu einem »schöpferischen Menschen, statt zu einem Lasttier des Lebens« (N 5). Diese Schöpfungskraft entfaltet sich in den jeweiligen Neugeistgruppen, deren Institutionalisierung mit Erreichen der magischen Dreizahl⁸⁴ vollzogen ist: »Wo drei versammelt sind ›in Seinem Namen‹, das heißt, unter Einstellung ihres Denkens, Fühlens und Wollens auf das Göttliche in ihrem Innern und in allen Menschenbrüdern, da ist das Göttliche mitten unter ihnen.« (N 15) Erst durch die »Instanz eines Dritten, der eine entwicklungsähnige Asymmetrie in die Interaktionsdynamik zweier Positionen einbringt« bzw. nach Georg Simmel »auf einem Niveau jenseits der Reziprozität von Interaktionen«, kann Gemeinschaft funktionieren.⁸⁵ Die Bezugnahme auf christliche Überzeugungen ergibt natürlich auch deshalb Sinn, weil es einfacher ist, sich an bestehende Überzeugungen zu assimilieren, als (scheinbar) neues Gedankengut popularisieren zu müssen.⁸⁶ Die Neugeistler*innen sind aufgrund ihrer gewissermaßen losen Dogmatik zwar insgesamt offen für die Zusammenarbeit mit anderen verwandten Bewegungen, »besonders mit lebens- und heilreformerischen Organisationen« (N 44), immerhin könne man ja »sogar getrennt marschieren und doch vereint schlagen« (N 45). Bei aller Offenheit bleibt es dennoch – aus Angst vor »Z e r s p l i t t e r u n g« – wichtig, die »Geschlossenheit, Reinheit und Einheitlichkeit der Bewegung« (N 45) zu wahren: Wie das genau funktionieren soll, bleibt fraglich. Einzige geistige Autorität soll jedenfalls Jesus Christus bleiben, und hier liest sich auch eine Kritik am Führerprinzip,⁸⁷ die gerade 1932 als klare (politische) Positionierung⁸⁸ verstanden werden muss:

-
- 84 Auch das *Kybalion*, ein heute noch unter Okkultisten und Esoterikern populäres Buch, das 1908 von »Three Initiates« (zu Deutsch: Drei Eingeweihte) veröffentlicht wurde, spielt mit der Symbolkraft der Dreizahl. Es verbindet hermetisches mit *New Thought*-Gedankengut und stellt sieben (wiederum eine mystische Zahl) hermetische Prinzipien auf, darunter u.a. das Prinzip der Geistigkeit (geistiges Universum) sowie das Prinzip der Analogie (Gesetz der Anziehung).
- 85 Albrecht Koschorke: »Institutionentheorie«. In: Eva Eßlinger/Tobias Schlechtriemen/Doris Schweitzer/Alexander Zons (Hg.): *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*. Berlin 2010, 49-64, hier 49.
- 86 Es ist auch interessant, dass neugeistiges Gedankengut dann auch bestimmte christliche Bewegungen mitgeprägt hat, etwa die charismatische Bewegung, und hier insbesondere deren dritten Welle seit den 80er Jahren des 20. Jh., die auch als »neocharismatische Bewegung« bekannt ist. Die charismatischen Bewegungen betonen besonders die Wirkkraft des Hl. Geistes und eine damit begründete neue evangelistisch-missionarische Aktivität, außerdem sind sie ökumenisch orientiert. Manche der charismatischen Bewegungen sind freikirchlich organisiert. Besonders Bewegungen der Dritten Welle sehen enge Zusammenhänge zwischen Glauben und Heilung, sogar zu materiellem Erfolg. Vgl. Hans Gasper: »Charismatische Bewegung«. In: Wolfgang Thönissen/Michael Hardt/Peter Lüning/Burkhard Neumann/Johannes Oeldemann (Hg.): *Lexikon der Ökumene und Konfessionskunde*. Freiburg i.Br. 2007, Sp. 210-218.
- 87 Brecht argumentiert hier genau entgegengesetzt: Bei ihm ist das Daseinsziel jedes Erfolgsstreben, eine Führerpersönlichkeit zu werden, vgl. 3.4, S. 169.
- 88 Auch die Beschreibung der neugeistigen Jugendgruppen kann als Gegenentwurf zur Hitler-Jugend gelesen werden: »**Die Neugeist=Jugend** ist durch und durch ritterlich, aktivistisch, kämpferisch und vorwärtsstürmend – doch nicht zu Haß und Hetze, zu Zersetzung und Verneinung, sondern zu Bejahung und Hilfe, zu Zusammensein und Aufbau, zur Schaffung eines allverbundenen neuen Menschentums. Sie ist die Keimzelle einer neuen Jugend-

Die Gefahr der Bindung dieser Bewegung an die Person eines Führers und damit die Gefahr der Erstarrung und des Absterbens der Bewegung mit dem Tode des «Führers» – wie wir dies bei verschiedenen geistigen Strömungen beobachten konnten – besteht bei der Neugeistbewegung nicht. Irgendeinen Diktator an der Spitze der Bewegung gibt es nicht. Der einzige Führer des Neugeistlers ist **Christus** – der Christus oder Gott in ihm. Von äußerer Scheinführung und blindem Autoritätsglauben soll der Neugeistler sich frei machen. Die einzige zuverlässige Führung ist die innere Führung. (N 7)

Die Frage, wie sich denn das Subjekt stabilisieren kann, wenn es selbst die einzige (weltliche) Autorität ist, wird nur scheinbar durch die prinzipielle weltanschauliche Offenheit der Bewegung und die Betonung der Subjektivität ihrer Mitglieder verschärft. Denn diese Offenheit beschränkt sich nicht bloß auf die jeweiligen weltlichen Überzeugungen ihrer Anhängerschaft, sondern gilt darüber hinaus auch für ihre eigene Struktur, nämlich den dezentralen Aufbau der Organisation, denn »Neugeist gehört allein« (N 42). Nicht nur, dass es offiziell keine weltliche Führung der Gruppe gibt, auch die jeweiligen Untergruppen bleiben recht eigenständig und verwalten sich größtenteils selbst. Die Leitung soll jeweils »in den Händen des Erfahrensten, der am weitesten in der Neugeistpraxis vorangeschritten ist«, liegen (N 14). Die Mitglieder werden aufgefordert, für die Weiße Fahne aus den jeweiligen Neugeistgruppen zu berichten; auch Vorschläge zur Verbesserung des Neugeist-Büchleins für spätere Auflagen sind explizit erwünscht (vgl. N 2) Diese nicht-direktive lose Struktur vermag das einzelne Subjekt zu stabilisieren, insofern es empfänglich ist für ein Ratgeben, aus dem nicht nur eine einzige Stimme spricht, sondern gleichsam ein ganzes Milieu.

Die Neugeist-Bewegung ist ein globales Phänomen und als »International New Thought Alliance« (N 6) bekannt. Schmidt spricht weltweit von schätzungsweise »12 Millionen Mitglieder[n] und [...] 50 Millionen Anhänger[n] und Freunde[n]⁸⁹« (N 7). Auf Seite sechs des Buchs findet sich eine schematische Darstellung der »Lebenserneuerungsbewegung« mit all ihren Gruppierungen: »Sie teilt sich nach den einzelnen Sprachgebieten in verschiedene, von einander unabhängige, völlig

bewegung, die den neuen Geist der neuen Zeit lebendig in sich pulsen fühlt.« (N 47) Ihre Kritik am Nationalsozialismus wurde der Neugeist-Bewegung schließlich zum Verhängnis: 1935 wurde der Neugeist-Bund verboten und Victor Schweizer verhaftet (er starb unter ungeklärten Umständen kurz nach seiner Verhaftung; das BBKL spricht von »Ermordung«). K.O. Schmidt führte gemeinsam mit Otto Orlowsky den Baum-Verlag weiter, bis dieser 1941 verboten und das neugeistige Schrifttum beschlagnahmt wurde. Schmidt und Orlowsky wurden verhaftet und erhielten Schreibverbot. Sämtliche Bestände des Verlags, auch ungedruckte Manuskripte Schmidts, wurden vernichtet. 1949 konnte die Arbeit des Baum-Verlags unter Hans v. Kohen schließlich wieder aufgenommen werden. Durch die Bemühungen des Reutlinger Oberbürgermeisters wurde Schmidt aus der Haft entlassen und arbeitete dort als Abteilungsleiter der städtischen Ernährungs- und Wirtschaftsstelle, später auch als Sekretär des Oberbürgermeisters, Ratsschreiber, Redakteur des Amtsblatts und Stadtbibliothekar. Er war maßgeblich an der Verbreitung der Plansprache »Esperanto« in Deutschland beteiligt, wozu er mehrere Lehrbücher veröffentlichte. Außerdem übernahm er Ende der 60er Jahre die Zeitschrift *Unity*. Vgl. Hutten: *Seher/Grübler/Enthusiasten*, 408; sowie Heller: »Karl Otto Schmidt«.

⁸⁹ Insgesamt ist in beiden Büchern häufiger von »Freunden« als von »Anhängern« die Rede.

selbständige arbeitende **Neugeistzentralen** und **Neugeistbünde**, die sich ihrerseits wieder [...] gliedern.« (N 6) So erfährt man, dass es auch in Südamerika, Japan, China und Australien neugeistige Bewegungen gibt.⁹⁰ Für den deutschen Neugeistbund ist die Mitteleuropäische Neugeistzentrale Pfullingen in Württemberg »in absichtlicher Zurückgezogenheit in der Stille« (N 10)⁹¹ verantwortlich, die außerdem noch den österreichischen, den ungarischen, den schweizerischen, den tschechischen, den bulgarischen oder den belgischen Neugeist-Bund betreut. Unter dem deutschen Neugeistbund subsumieren sich dann verschiedene Gruppierungen wie etwa der Sufi-Orden, der Bund christlicher Mystiker oder die Rosenkreuzergemeinschaft. Es verwundert nicht, dass es innerhalb der Neugeist-Zentrale auch ein eigenes Beratungswesen gegeben hat, das Fragen zu »Seelen-, Berufs-, Ehe-, Wirtschafts- und sonstige[r] Alltagsangelegenheiten« (N 12) beantwortet hat – kostenlos, nur das Porto musste übernommen werden. Die Überzeugungen der Bewegung werden niemandem aufgezwungen, der Rat bleibt nicht-direktiv.

Innerhalb der Neugeist-Gruppen gibt es wiederum zunächst die Neugeist-Zirkel als »S t u d i e n - u n d Ü b u n g s k r e i s e« (N 13), die für verschiedene Erfahrungsgrade (Anfänger, Fortgeschrittene, Spezialkurse) bestehen und die jeweils 3 bis 15 Teilnehmer haben sollen (vgl. N 15). Die »Spezialkurse« sind Übungsabende, etwa zu Yoga⁹² oder zur Traumanalyse, und werden durch ausgewiesene Expert*innen durchgeführt, die entweder aus den eigenen Reihen stammen oder extern geladen werden (vgl. N 21f.). Die Kurse sollen ein- bis zweimal wöchentlich bei einer Dauer von jeweils 90-120 Minuten stattfinden (vgl. N 16). Das etappenhafte Durchlaufen der einzelnen Kurse bzw. Zirkel verspricht eine sukzessive Annäherung an das große Erfolgs-Ziel: »Hier schreitet der Einzelne von Fortschritt zu Fortschritt, von Erfolg zu Erfolg, von Vollkommenheit zu größerer Vollkommenheit.« (N 13) Den Teilnehmer*innen wird dabei im Austausch für ihre »mutige Erfolgsbejahung« eine »E r f o l g s s c h u l u n g, wie sie sie nirgends

90 Die amerikanische *New Thought*-Bewegung versammelte sich erstmals 1894 in San Francisco. 1903 fand in Chicago die erste internationale *New Thought*-Versammlung statt, 1908 entstand die amerikanische ›National New Thought Alliance‹ und 1914 die ›International New Thought Alliance‹. Vgl. Hutten: *Seher/Grübner/Enthusiasten*, 406. In Amerika ist die Bewegung in verschiedenen Denominationen, etwa der *Unity Church*, auch heute noch stark verbreitet. Die neugeistige Bewegung in Japan existiert noch unter dem Namen *Seichō-no-le* und wurde 1930 von Masaharu Taniguchi (1893-1985) gegründet, der dort ähnlich erfolgreich war wie hierzulande Karl Otto Schmidt. Vgl. Hutten: *Seher/Grübner/Enthusiasten*, 407.

91 Auch das Prana-Haus verklärt heute noch seinen Standort: »Ein alter Kraftplatz war es, den unsere Gründungsväter für ihr Handelshaus ausgesucht haben: Pfullingen. Die schwäbische Kleinstadt wurde vermutlich im Jahr 450 von dem alemannischen Stammesführer Phulo gegründet. Doch belegen jungsteinzeitliche und keltische Funde, dass die Gegend schon tausende Jahre zuvor besiedelt war. Ob die Wahl des Gründungsortes eine höhere Fügung war?« (<https://www.pranahaus.de/shop/kundenservice/ueber-uns/100-jahre-pranahaus> [zuletzt geprüft am 30.05.2020]).

92 Der neugeistige Schriftsteller Felix Riemkasten (1894-1969) begründete 1953 die erste deutsche Hatha-Yoga-Schule. Vgl. Hutten: *Seher/Grübner/Enthusiasten*, 408f. Die Neugeist-Bewegung habe »den in seiner ursprünglichen Form für uns fast unverständlichen indischen Yoga gewissermaßen aus deutschem Empfinden heraus neu gestaltet und so [...] praktisch verwertbar gemacht« (SL Anhang). Überhaupt wird an dieser Stelle dann weiter der indische Einfluss auf neugeistiges Denken betont.

sonst durchmachen können« (N 16), versprochen. Hier, in den verschiedenen Zirkeln, wird ihnen praktisches Anwendungswissen im Sinne einer Erfolgskompetenz vermittelt, die sich auf alle Lebensbereiche erstreckt. Wichtige Methoden, die dabei erlernt werden sollen, sind Kraftdenken, Autosuggestion, Konzentration, Stille und Schweigen (vgl. N 21). Obwohl die Zirkel dabei formal auch als »Arbeitsgemeinschaften«⁹³ (N 13) deklariert werden, bleibt ein damit einhergehendes Mächtigkeitsgleichgewicht ihrer Teilnehmer*innen durchaus infrage zu stellen. Leiter*innen der jeweiligen Zirkel legitimieren sich ja durch einen höheren Erfahrungswert als Lehrer*innen, sowohl fachlich, als auch geistig. Die Aussage, dass theoretisch jede*r eine neugeistige Gruppe leiten könne, widerspricht den hohen Erwartungen, die an die Leiter*innen gestellt werden: Sie sollen charismatisch, liebevoll, geduldig, didaktisch versiert sein und sich selbst zurücknehmen können (vgl. N 20). Es wird außerdem von ihnen erwartet, sich vor jeder Sitzung »in der Stille auf den Erfolg des Abends« zu konzentrieren, »jeden Teilnehmer mit Gedanken der Liebe und des Helfenwollens [zu] überstrahl[en]« (N 15). Überhaupt ist das Spirituelle untrennbarer Bestandteil und wahrscheinlich relevanter Teil des Lernprozesses. So soll man etwa zumindest »g e i s t i g anwesend« (N 16) sein, wenn man einmal (regelmäßige Anwesenheit und Pünktlichkeit werden erwartet) verhindert sein sollte. Zu Beginn eines Zirkelabends wird das Zünden einer Räucherkerze empfohlen, »um dem Raum die nötige Weihe zu geben, die Aura von störenden, disharmonischen Einflüssen zu reinigen, die seelische Entspannung, die Konzentration und die Schaffung harmonischer gedanklicher Einstellung der Teilnehmer zu fördern« (N 17). Meditationen des jeweiligen Zirkels – und übergreifend aller neugeistiger Gruppen um 21 Uhr (vgl. N 18) – tragen Ihres dazu bei. Auch die Meditationen funktionieren über Autosuggestion und Positives Denken, wenn ihr Leitgedanke heißt: »Der Geist der Liebe, der Weisheit und des Friedens ist jetzt mitten unter uns und erfüllt uns völlig! Er führt unser Werk zum Erfolg und unsere Seelen zur Vollkommenheit!« (N 17) Die geistige Formung soll nachwirkend auch mit in den Schlaf genommen werden, »damit die in den Übungen geweckten geistigen Kräfte auch während des Körperschlafs weiter wirksam bleiben und die Seele mit starken geistigen Energien laden« (N 21). Die stark ritualisierte Form der Zirkel erinnert an den Ablauf eines Gottesdiensts (inklusive gemeinsamen Musizierens und der Verlesung einer neugeistigen Schrift mit anschließender Diskussion). Die Teilnehmer*innen werden auch mit einer Art Sendungsauftrag entlassen (vgl. N 18).⁹⁴ Weiterhin haben die Räumlichkeiten der Zirkel- und Gruppentreffen auch sakralen Charakter: »Der Versammlungsraum ist wesentlich Andachts- und Weihestätte. Wer ihn betritt, soll den Alltag mit seinen Sorgen und Nöten draußen lassen und die Schwelle völlig entspannt und mit liebender Seele überschreiten.« (N 34)

93 Die Bezeichnung »Arbeitsgemeinschaft« fällt recht häufig, etwa auch bei den Namensvorschlägen für neugeistige Kleingruppen, wenn dort »Arbeitsgemeinschaft für Lebenserfolg« (N 32) angeboten wird. Man wird nicht müde, flache Hierarchien und ein starkes Selbstbestimmungspotenzial der Mitglieder zu suggerieren.

94 Einen Sendungsauftrag gibt es auch in F.A. Brecht's Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg, vgl. 3.4, S. 168.

Die Ritualisierung ist ein erstes Indiz: An späterer Stelle entpuppen sich die Zirkel dann mit der Nennung ihres eigentlichen Ziels und entgegen aller Selbstaussage doch als stark reglementierend: Das Ziel liegt nämlich in »der Erziehung tüchtiger Menschen, die im Lebenskampf zu siegen wissen« (N 16). Ein solcher Erziehungs-Vorsatz bedingt eine klare Systematik. Damit grenzt sich die Neugeist-Bewegung auch explizit von mystischen Geheimbünden ab, von denen es weiter heißt: »Mit okkultem Logentum, Geheimzirkeln und ähnlichen, Kastengeist und geistigen Hochmut befördern den Geheimbündeleien und Geheimniskrämerien hat Neugeist nichts zu tun, auch nicht mit irgendwelchem ›Meister-‹Kult und ähnlichen Mystizismen.« (N 33) Die klare Strukturierung der Bewegung fächert sich dann noch weiter auf: Neben dem Neugeist-Zirkel bestehen weitere Gruppierungen wie der sogenannte Erfolgsring, Jugendgruppen oder neugeistige Lebensschulen als »K u l t u r - u n d A r b e i t s g e m e i n - s c h a f t e n« (N 23), deren Ziel in der »Durchdringung des öffentlichen, geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens mit Neugeist« (N 23) liegt. Der sogenannte »Erfolgsring« ist ein rein geistiger Zusammenschluss aller Neugeistler*innen, der im Anschluss an die allabendliche Meditation zusammenkommt, um den »kraftgläubige[n] Wille[n] mit dem gemeinsamen Willen aller Brüder und Schwestern im Neuen Geiste der Liebe« (N 22) zusammenzuführen. An dieser Stelle wird besonders deutlich, dass »Erfolg« im neugeistigen Verständnis nicht näher bestimmt sein kann. Zwar lässt er sich auf verschiedene weltliche Bereiche übertragen, für jeden, »d e r s i c h d e n H i m - m e l s c h o n h i e r a u f E r d e n s c h a f f e n w i l l« (SL Geleitwort), in letzter Instanz hat er jedoch außerhalb der materiellen Welt seinen Platz: »Schließlich wird jedem das Seine nach den Wunschbildern seines Geistes und nach der Reise seiner Seele.« (N 22) Fest steht jedenfalls: Individueller Erfolg unterstützt den Erfolg der ganzen Bewegung, und umgekehrt führt der Erfolg der ganzen Bewegung zum individuellen Erfolg. Dieser wechselseitige Einfluss »im Verbundensein mit der inneren Kraft« (N 22f.) fügt sich in das idealistische Weltbild von Neugeist. Die individuelle Mitwirkung beim Erfolg der Bewegung ist recht unkompliziert. Die einzelnen Neugeist-Gruppen sollen regelmäßige Veranstaltungen wie öffentliche Vorträge organisieren, (vgl. N 37-44) dabei werden verschiedene Möglichkeiten präsentiert, die jeweiligen Gruppen zu unterstützen. Es wird jedoch betont, dass die vorgestellten Möglichkeiten bloß »A n r e g u n - g e n« (N 2) seien und nicht als feste Regeln verstanden werden sollen, die die Dynamik der Gemeinschaft nur lähmen und die institutionelle Dimension der Organisation überbetonen würden: »Denn Neugeist will nicht Vereinsmeierei und Stillstand, sondern B e w e g u n g, lebendig pulsendes schöpferisches **Leben!**«. (N 2) Dabei trägt die Struktur der Bewegung durchaus Vereinszüge, manche Gruppen sind sogar als eingetragene Vereine im Vereinsregister gemeldet (vgl. N 33); sie haben einen Vorstand, Kassenwarte, Beisitzer etc. Industrialisierung und Verstädterung beförderten das moderne Vereinswesen in Deutschland. Der Neugeist-Bewegung scheinen, bei allen Vorteilen, aber auch die negativen Aspekte eines Vereinslebens sehr bewusst gewesen zu sein: »Die äußere Organisation ist wertvolles M i t t e l zum Zweck, nicht aber S e l b s t z w e c k! Das Entscheidende ist nie die F o r m, sondern die G e s i n n u n g!« (N 32) Das betrifft vor allem auch Satzungen und Protokolle, an deren Einhaltung man sich bekanntlich lange arbeiten kann, bis endlich praktische Entscheidungen getroffen werden können. Genauso wenig, wie die Neugeist-Zentrale »von oben« herab Regeln vorgeben will, sol-

len auch die Untergruppen, wenn sie sich für Satzungen entscheiden, diese möglichst umfangarm belassen: »Wichtiger als die Satzung ist der Geist, der die Gruppe beherrscht; wichtiger als der Reichtum an Bestimmungen aller Art ist der Reichtum an wahrer Menschentum!« (N 31) Die »Anregungen« der Neugeist-Bewegung erscheinen jedoch an vielen Stellen doch stark reglementiert, etwa, was die Organisation und Durchführung von öffentlichen Vorträgen angeht (vgl. N 37-44). Hierzu gibt es ein akribisch durchdachtes Protokoll, das verschiedene Eventualitäten mitdenkt und so etwa konkrete Hinweise zur Presseankündigung, zur Gestaltung und Verteilung der Handzettel, zur Versammlungsordnung, zur Vortragskunst, zur Debattenordnung, bis hin zum Büchertisch gibt. Mitgliedsbeiträge sollen möglichst vermieden werden bzw. höchstens zur Deckung laufender Kosten erfolgen (vgl. N 8). Die Neugeist-Bewegung richtet sich demnach gerade auch an Gesellschaftsschichten, die von anderen Erfolgs-Systemen aufgrund mangelnden (ökonomischen) Kapitals ausgeschlossen werden und postuliert damit wiederum ihr inklusives Erfolgskonzept, sie grenzt sich explizit von »teuren« Erfolgssystem[en] und [...] »Geheimschulung[en]« (N 19) ab.

Es bleibt also bis zu einem gewissen Grad paradox: Natürlich gibt es *de facto* eine (weltliche) Führung und damit einhergehend eine klare Linie des Neugeist-Bunds: nämlich einerseits institutionell durch die Neugeist-Zentrale, die die jeweiligen Gruppen leitet und in verschiedene Abteilungen mit jeweils klarer Aufgabenverteilung untergliedert ist;⁹⁵ sowie auch medial durch ihr Sprachrohr, die monatlich erscheinende *Weisse Fahne*, die nicht nur über Fortschritte der Bewegung, Versammlungszeiten, Reformhäuser oder Kurhäuser informiert (vgl. N 7f.), sondern auch exemplarische Erfolgsberichte einzelner Mitglieder aufnimmt (vgl. N 9); außerdem gibt es natürlich die weiteren Schriften des Baum-Verlags. Im *Neugeist*-Buch wird diese klare Hierarchie geschickt verdeckt, auch mittels narrativer Strategien. Zunächst einmal hält der Autor, Karl Otto Schmidt, sich selbst sehr zurück, er wird an keiner Stelle des Texts sichtbar. Auf dem Deckblatt steht noch nicht einmal sein Name, bloß das Titelblatt verrät seine Herausgeberschaft, und zwar auch nur »im Auftrag der Neugeistzentrale«, die selbst bloß mittels eines knapp halbseitigen Vorworts zur Leserschaft spricht. Dort wird irritierenderweise darauf hingewiesen, dass die Anweisungen »[b]ei der Fülle des Stoffs und dem vorgeschriebenen geringen Umfang [...] nur in gedrängter Kürze gegeben werden«. Wer sollte der obersten Instanz die Länge des Büchleins vorschreiben können? Doch höchstens der Verlag, bei dem Karl Otto Schmidt jedoch bekanntlich entscheidend mitzureden hatte. Es ist jedenfalls klar, dass Schmidt das Buch nicht bloß herausgegeben, sondern selbst geschrieben haben muss (sonst wird namentlich nämlich niemand erwähnt). Auf dem Cover steht allein die Organisation im Vordergrund und das macht deutlich, dass es hier nur um die Sache geht: NEUGEIST in Großbuchstaben, als »die« (definit und singulär) Bewegung des »Neuen Zeitalters« (ebenfalls definit und singulär). Das Sprechen von Zeitaltern bedient dabei eine lange mythische Tradition.⁹⁶ Es erweckt einen modernen Fortschrittsglauben, der das Neue verstanden als etwas Besseres im Sinne hat.

95 Es gibt neben der geistigen Leitung etwa auch eine wirtschaftliche Leitung, eine Reformabteilung, eine Propagandaabteilung, eine Fondsverwaltung, eine Archivverwaltung etc. (vgl. N 10-13).

96 Vgl. etwa Bodo Gatz: *Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen*. Hildesheim 1967. Insbesondere in theosophischen Zusammenhängen sprach man vom ›New Age‹. Gegen Ende des

So bietet Neugeist dem »zerrissenen Gegenwartsmenschen« eine Art Seelen-Tausch an: »**Neue Seelen mit neuen Gedanken, neue Wege, ein neues, gesundes, glückliches und erfolgreiches Leben für das alte!**« (SL Anhang) Gerade die Neugeist-Jugend, also die künftige Generation, ist dabei als treibende Kraft für das neue Zeitalter prädestiniert, was sich auch mit dem Erziehungsziel der Neugeist-Zirkel deckt:

Sie weiß, daß ihre Ideale noch weit davon entfernt sind, Wirklichkeit zu sein, daß es harter Arbeit und Selbstarbeit bedarf, um ihre Träume in Tat und Wirklichkeit zu wandeln. Aber sie fühlt den Mut und die Kraft in sich, es zu wagen. Sie fühlt, daß sie hingestellt ist in die Übergangszeit einer Weltenwende, in die Epoche des Aufbruchs eines neuen Zeitalters, sie spürt das Keimen neuer schöpferischer Kräfte in sich, das Erwachen eines neuen Menschen. (N 48)

Die Jugendbewegungen werden deswegen gleichwertig zu anderen Gruppen behandelt, im Vorstand der jeweiligen Ortsgruppe soll es immer auch einen Jugendbeirat geben (vgl. N 49).

Schmidt schreibt also zwar im Namen der Bewegung, es soll aber der Eindruck erweckt werden, dass die Bewegung *selbst* zu ihren Anhängern spricht. An manchen Stellen verschmelzen schreibende und lesende Instanz sogar miteinander, wenn es etwa in der 1. Person Plural heißt: »Nicht durch noch so schöne Worte, sondern durch unsere Erfolge beweisen wir den Wert und die Überlegenheit Neugeists!« (N 43) Dieses »Wir« gibt es selbstredend auch in *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* (vgl. etwa N 42). Die Leser*innen werden allein durch die Rezeption Teil des Systems, die Neugeist-Bewegung erscheint als eine einzige holistische Großorganisation, die sozusagen im Vorfeld des Institutionellen verharrt: »Neugeist ist eine Bewegung gegen seitiger Hilfe, eine Erfolgsbewegung im umfassendsten Sinne des Wortes.« (N 5) Als äußeres Erkennungsmerkmal der Bewegung dient das Mitgliedsabzeichen, das »darüber hinaus ein Erinnerer daran [ist], daß sein Träger einem weltumspannenden Bruderbund angehört, in dem einer des anderen Helfer ist, in dem alle gemeinsam einen geistigen Kraft- und Erfolgsring bilden« (N 30). Ähnlich wie Oscar Schellbachs *Erfolgs-System* ist die Neugeist-Bewegung sich selbst genug.⁹⁷ Dieses System ›Neugeist‹ wird mit all seinen Gruppierungen, sprich Organen, deswegen auch als lebendiger Organismus dargestellt. Die Neugeist-Zentrale ist da etwa das »Herz der Bewegung« (N 10), die Neugeist-Zirkel bilden als »Studien- und Übungskreise« die »Regenerationszellen« bzw. »Energiezellen« (N 13). Sie werden auch »Geburtsstätten des neuen Menschen einer neuen Ziet« (N 13) genannt und »gleichen einzelligen Lebewesen: sie vermehren sich durch fortgesetzte Teilung und breiten sich auf diese Weise allmählich über die ganze Welt aus« (N 15). Ebenso zählen die Reformhäuser zu »Keimzellen einer Zirkel und Gruppen« (N 46). Keimzellen kann es ohnehin gar nicht genug geben: Auch die Neugeist-Jugend ist eine solche, »die den neuen Geist der neuen Zeit lebendig in sich pulsieren fühlt« (N 47). Und gerade das, was das System aufrechterhält,

20. Jahrhunderts wurden unter diesem Begriff verschiedene esoterische Strömungen zusammengefasst. Vgl. John Ankerberg: *Encyclopedia of New Age Beliefs*. Eugene (Or.) 1998.

97 Vgl. 3.3, S. 153.

ist von essenziellster Wichtigkeit: »Jeder lebendige Organismus braucht zu seiner Erhaltung Nahrung. Auch die Neugeistbewegung braucht zu ihrem Wachstum Nahrung – ständigen Zustrom an neuen Anhängern und Vorkämpfern.« (N 50)

An dieser Stelle wird ein weiteres zentrales Anliegen thematisiert, das im Begriff der Bewegung bereits impliziert ist: die Werbung neuer Mitglieder. Bewegungen müssen wachsen. Man kann dabei, passend zum christlichen Wortschatz der Bewegung, auch von ›Mission‹ sprechen, immerhin »[war] selbst das Wirken Christi [...] im Grunde genommen W e r b u n g – ein Wirken und Werben für die christliche Heilslehre« (N 50). Die »Anweisung zur Gründung und Leitung neugeistiger Tat-Gemeinschaften« ist nämlich bloß der institutionelle Rahmen, der noch mit Inhalt gefüllt werden muss. Damit eine Zelle sich teilen kann, muss sie zunächst einmal wachsen. Die Neugeist-Bewegung hatte für die Werbung neuer Mitglieder ausgeklügelte Strategien, kaufmännische Konzepte von Werbe-Prämien und Abo-Vergünstigungen etwa wurden sehr stark genutzt. Bereits im Umschlag werden Werbe-Prämien vorgestellt, die heutigen ›Schneeballsystemen‹ in nichts nachstehen: Abhängig davon, wie viele Abonnenten man anwirbt und für wie lange diese dann ihre Abos abschließen, erhält man selbst kostenfreie Schriften oder wiederum Abo-Prämien. Außerdem werden weitere Anreize für neue Mitglieder erwähnt: In den ersten acht Wochen ihrer Mitgliedschaft können sie sämtliche Neugeistschriften zum Subskriptionspreis erwerben, auch für Neuerscheinungen gelten vergünstigte Preise. Im Anhang von *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* gibt es auch ein Preisausschreiben, bei dem nach der besten Definition von ›Neugeist‹ gesucht wird und es – natürlich – Neugeist-Bücher zu gewinnen gibt. Weiterhin finden sich interessante Werbeanzeigen im Anhang des *Neugeist*-Buchs: Zunächst wird dort die Monatsschrift *Weisse Fahne* beworben – und auch hier gilt: je länger die Dauer des Abos, desto günstiger werden die Einzelhefte. Direkt im Anschluss werden die relevantesten Schriftenreihen der Bewegung gelistet: die »Neugeistbücher«, die »Bücher der Weißen Fahne« (zu denen auch das besprochene Buch gehört), die »Evangelien der Seele«, »Die Bücher des Flammenden Herzens« (die von K.O. Schmidt unter seinem Pseudonym Dr. Hilarion veröffentlicht wurden und an späterer Stelle als eine »Fundgrube moderner Mystik« noch eine gesonderte Werbeanzeige bekommen), »Die Okkulte Welt« sowie die »Prana-Bücher«.⁹⁸ Es folgt eine sechsseitige, thematisch geordnete Auflistung weiterer wichtiger Neugeist-Schriften, darunter auch Schmidts eigene Schriften. Obwohl nicht explizit neugeistig orientiert, erhalten auch Werke des belletristischen und populärphilosophischen Bruno Willes (1860–1928) sowie eines gewissen G.W. Surya jeweils eine eigene Werbeanzeige, gefolgt von einer Werbung für den Konzentrator⁹⁹ und weiteren psychotechnischen Apparaten. Auch in *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* werden zahlreiche solcher Produkte wie etwa der »Me-

98 Daneben hat es auch von anderen Verlagen neugeistige Schriftenreihen gegeben, etwa die *Talisman-Bibliothek* des Berliner Carl Georgi Verlags. Aus jener Reihe wird in dieser Monographie der nervenheilkundliche Ratgeber *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* (1904) von Harry Winfield Bondegger besprochen, siehe 4.1. Das hermetische allgeistige Prinzip wird hier in einer Allpotenz von Energie materialisiert, die Voraussetzung für Erfolg ist.

99 Vgl. zur Apparatur des Konzentrators 5.2. Der Konzentrator wird auch im Anhang von *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* beworben.

diale Tisch« im Werbeanhang beworben. Als unverbindliche Leseproben werden einige Schriften als »gratis und portofrei« angepriesen, »solange Vorrat reicht«. Schließlich werden noch »lebens- und heilreformerische Artikel« »[z]ur naturgemäßen Körper- und Gesundheitspflege« des Prana-Hauses beworben. Das Prana-Haus war das wichtigste Reformhaus der Neugeist-Bewegung und ebenfalls in Pfullingen ansässig. Es »vertrieb Tabletten, Öle, Salben, Lebenselixiere auf naturheilkundlicher Grundlage«.¹⁰⁰ Es soll jedoch nicht der Eindruck erweckt werden, dass Werbung ausschließlich in den Anhang der Bücher verbannt sei: Auch vorher schon findet man im Text stets Hinweise zur vertiefenden Lektüre bestimmter Aspekte. Dieses typische Verweissystem innerhalb neugeistiger Bücher ist in *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* noch stärker ausgeprägt: Hier finden sich sowohl im Fließtext immer wieder Hinweise auf Möglichkeiten der vertiefenden Lektüre zu bestimmten Aspekten, als auch im, für neugeistige Bücher kennzeichnend, umfangreichen Anhang. Auch werden immer wieder fiktive Dialoge mit einem kritischen Gegenüber eingestreut, dessen Bedenken dann aufgelöst werden können:

Mein Freund, Du brauchst nicht so ironisch auf meinen Wandspruch hinzuweisen: »Schaff' gute Bücher in Dein Haus, sie strömen Kraft und Segen aus!« – Ich weiß: Du bist ein ›vielbeschäftigter Mann‹ und kannst ›unmöglich alle Bücher lesen‹. Sieh, **genau so** sagen auch die **Neugeistler**, und darum sind auch die Bücher der Neugeist-Bewegung so klein, daß Du mehr als ein Dutzend davon in deine Taschen stecken kannst. Sie machen wenig Worte, sagen aber **dem**, der hören will, **enorm viel**, obwohl diese **Tatbücher**, wie man sie auch genannt hat, nur wenige Pfennige kosten. (SL Anhang)¹⁰¹

Das macht wiederum das holistische System der Neugeist-Bewegung deutlich: Alle Lebensbereiche werden abgedeckt, man findet in diesem Milieu vielstimmigen Ratgebens immer wieder neue Ansatzpunkte zum stufenweisen *vitam instituere*. Es geht darum, das ganze Leben ›richtig‹ einzustellen, was ständig »**geübt**« werden muss: »Wer aber vorwärts will, der möge sich selbst und sein bisheriges Verhältnis zur Einstellung, zur ›rechten Einstellung‹ einmal ganz ernsthaft betrachten und, wenn er sie noch nicht besitzt, danach trachten, daß er sie bald erlange!« (SL 31)

¹⁰⁰ Hutten: *Seher/Grübler/Enthusiasten*, 409. Das Prana-Haus existiert auch heute noch als Online-Versandhaus für spirituelle Produkte aller Art, außerdem bietet es spirituelle Kurse an. Auf der Homepage findet sich ein kurzer Abriss der Firmengeschichte: Begründet 1914, verband es sich Anfang der 1920er Jahre mit dem Johannes Baum-Verlag. 1941 wurde das Prana-Haus von den Nationalsozialisten aufgelöst und nach Kriegsende von Karl Otto Schmidt wiederaufgebaut. 1970 gliederte es sich in den Herman Bauer-Verlag ein, der um die Jahrtausendwende insolvent ging. Der Unternehmer Ernst Schütz kaufte den Versandhandel auf; seitdem befindet sich das Prana-Haus in einem Verbund mit weiteren »Öko-Versender[n]«. Vgl. <https://www.pranahaus.de/shop/kundenservice/ueber-uns/100-jahre-pranahaus> [zuletzt geprüft am 30.05.2020].

¹⁰¹ Direkte Leser*innenansprachen und rhetorische Fragen findet man in *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft* generell zuhauf, z.B.: »Hast du schon unruhige Nächte verbracht? Bist du schon einmal in deinem Leben müde und zerschlagen, förmlich wie gerädert, wieder erwacht? Ja?« (SL 3)

Die letzte Seite des *Neugeist*-Anhangs ist aus textsortenspezifischer Perspektive heraus besonders beachtenswert: Dort sind »13 Neugeist-Werbe-Gebote« versammelt, die nach dem immergleichen affirmativen Schema ›Ich will X tun‹ (dabei ist ›Ich will‹ durch Fettdruck und einen größeren Schriftgrad hervorgehoben) funktionieren, ein Beispiel: »**I**ch **will** immer einige Neugeist-Flugblätter bei mir haben und diese weitergeben oder liegen lassen, wo Andere sie bald finden und lesen werden!« Obwohl die Neugeist-Bewegung nicht müde wird, zu betonen, sie sei »kein neuer Glaube« (N 5), spielt sie zumindest sehr mit religiösen Textsorten, indem sie diese variiert und auf die eigene Sache ummünzt.¹⁰² Neben den Werbe-Geboten findet sich so im Büchlein auch eine Art Glaubensbekenntnis, das sich jedoch bloß »Grundsätze[] der Neugeistbewegung« nennt. Es betont den Gemeinschaftsgedanken der neugeistigen »Freunde und Jünger«. Alle, die sich zu dieser Gruppe zugehörig fühlen, bekennen sich zu den aufgeführten neugeistigen Überzeugungen. Es liest sich gleichzeitig auch als Kritik am (katholischen) christlichen Glauben, der lediglich »an einem Tag der Woche« »Bekenntnisse« ablegt, wohingegen die Neugeistbewegung »zu jeder Minute« tatkräftig und praktisch wirkt. Bereits im Titel wird die »Tat« ja als Determinans der neugeistigen Gemeinschaft postuliert.¹⁰³ Am neugeistigen Bekenntnis ließe sich textsortensensibel bloß stilistisch ein gewisses pathetisches Defizit bemängeln (das aber natürlich Programm ist). Es soll an dieser Stelle in seiner Gänze eingefügt werden, weil es auch inhaltlich noch einmal komprimiert alle relevanten Aspekte neugeistigen Denkens zusammenträgt (wie es sich für ein gutes Credo gehört):

»Wir Freunde und Jünger Neugeists bejahren das **G u t e**. Dieses allein ist universell, allmächtig und allüberdauernd. Der Mensch ist ein Spiegelbild des Guten; Not und Elend sind nur die äußereren Wirkungen, die sich zeigen, wenn die Gedanken des Menschen nicht den vollen Glanz des göttlichen Urbildes widerstrahlen.

Wir bejahren die **G e s u n d h e i t**, des Menschen göttliches Erbe. Des Menschen Leib ist seines Geistes heiliger Tempel; jeder Funktion, jeder Zelle eignet Bewußtsein; sie werde gestaltet, geregelt und beherrscht vom Geiste. Geistige Heilung hat es zu allen Zeiten gegeben und bei allen Völkern; sie ist heute ein Teil der neugeistigen Wissenschaft und Kunst, das Leben schöpferisch zu gestalten. Wir bejahren die Geistigkeit des Alls und gehen bei all unserem Tun von der Grunderkenntnis aus, daß wir **g e i s t i - g e W e s e n** sind.

Wir bejahren die neugeistige Erkenntnis **G o t t e s** als universeller Liebe und Wahrheit, Freude und Harmonie und unendlichen Lebens, in dem wir leben, wirken und

¹⁰² So z.B. auch Neugeist-Bücher wie »*Die stille Stunde*«, *Ein Andachtsbüchlein für Neugeistler* von Dr. Wolf Chr. v. Schuh. Es gibt auch eklektizistische Übertragungen, etwa in den ökonomischen Bereich: »*D i e G o l d e n e R e g e l*«. Neugeist im Wirtschaftsleben« (90 Pfg.), »in der er [Fritz Eberspächer, S.W.] in packenden Ausführungen ganz neue Wege zur Lösung der sozialen Frage weist, nicht durch äußere Reformen, sondern – *v o n I n n e n h e r a u s*, durch die praktische Anwendung der ›Goldenene Regel im täglichen Leben.‹« (SL Anhang) Das ist insofern interessant, als wenige Jahre später bekanntlich die Grundlagen der Sozialen Marktwirtschaft in Verbindung mit evangelischer Sozialetik bzw. katholischer Soziallehre entstanden sind.

¹⁰³ Die Tatkraft ist in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur ein äußerst populäres Motiv, das sich vor allem aus Krisenzeiten heraus generiert, etwa in Reinhold Gerlings *Tatmensch*, vgl. 5.1.

sind. Wir erkennen und bejahren, daß sein Geist unser Geist ist, und daß Einheit mit Gott die Verwirklichung von Liebe, Frieden und Wahrheit, Gesundheit, Freude und Fülle bedeutet nicht nur in unserem Leben, sondern durch uns in gleicher Weise auch in dem Leben unserer Mitmenschen.

Wir bejahren diese Dinge – nicht durch Bekenntnisse, sondern durch die Tat, und nicht an einem Tage der Woche, sondern an jedem, jetzt, in jeder Stunde und zu jeder Minute.« (N 4)¹⁰⁴

Abschließend bleibt festzuhalten: Die deutsche Neugeist-Bewegung konnte sich nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr regenerieren. Karl Otto Schmidt legte 1966 die Schriftleitung der *Weissen Fahne* nieder, weil er mit dem stärker werdenden Einfluss esoterischer, okkuler und fernöstlicher Schulen nicht einverstanden war. 1967 verließ er den Neugeist-Bund.¹⁰⁵ Schmidt wurde für seine Verdienste als Schriftsteller und Lebensberater 1972 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, 1979 wurde ihm posthum von der *United Church of Religious Science*, die in der Tradition der Neugeist-Bewegung steht, die Ehrendoktorwürde verliehen.¹⁰⁶ Nachdem Hans von Kothen, der nach Kriegsende die Leitung des wieder zugelassenen Baum-Verlags übernommen hatte, 1969 starb, fand sich kein Nachfolger mehr. Der Verlag wurde aufgelöst und die *Weisse Fahne* stellte 1970 ihr Erscheinen ein. Als ihre ›Nachfolgerin‹ kann die Monatsschrift *Esotera* angesehen werden, die noch bis 2001 erschien.¹⁰⁷ Als neugeistig orientierter Verlag der Gegenwart zählt etwa noch der *Drei Eichen Verlag* in Hammelburg. Es gibt in Deutschland auch noch Ableger der amerikanischen *Unity Church*.¹⁰⁸

¹⁰⁴ Dass diese Form des Bekenntnisses innerhalb der neugeistigen Bewegung nicht selten ist, zeigt zum Beispiel das »Neugeist-Gelübde« von Ralph Waldo Trine, das in Walter vom Bühls *Jeder seines Glückes Schmied! Ein Lebensführer zu Glück und Erfolg* (Pfullingen: Prana-Verlag 1928 (= Prana-Bücher 7)) im Anhang abgedruckt ist.

¹⁰⁵ Vgl. Hutten: *Seher/Grübler/Enthusiasten*, 408f.

¹⁰⁶ Vgl. Heller: »Karl Otto Schmidt«.

¹⁰⁷ Vgl. Hutten: *Seher/Grübler/Enthusiasten*, 408f.

¹⁰⁸ Vgl. deren Homepage: <https://unitydeutschland.de/> [zuletzt geprüft am 30.05.2020].

6. Bibliographie

Primärquellen

- Adler, Alfred: *Studie über Minderwertigkeit von Organen*. Berlin/Wien: Urban & Schwarzenberg 1907.
- Allen, James: *Deine Gedanken, eine schöpferische Macht* [As a Man Thinketh, 1903]. Aus dem Englischen übersetzt. 3., dt. Auflage. Thal/St. Gallen: Pflugverlag 1946.
- Atkinson, William Walker: *The Secret of Success: Self-Healing by Thought Force*. Chicago: The Library Shelf 1907.
- Bailes, Frederick: *Your mind can heal you*. New York: R. M. McBride & company 1941.
- Bandis, Georg: *Nicht mehr nervös. Innerhalb 24 Stunden gesund. Das einzige Mittel zur Heilung der Nervosität*. Leipzig: Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung 1908.
- Baudouin, Charles (1928): »Selbstbeherrschung durch Autosuggestion«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges: Einführung; Körper – Geist – Seele; Erziehung – Bildung – Lebenskunst*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 251-264.
- Baumann-Berger, Julius: *Wie komme ich vorwärts?: Führer für weibliche hauswirtschaftliche und kaufmännische Angestellte*. München: Domina-Verlag 1917.
- Baum, Max: *Wie beseitige ich meine Nervosität? Erprobte ärztliche Ratschläge für nervöse Menschen*. Leipzig: Ernst'sche Verlagsbuchhandlung 1903.
- Benjamin, Walter: »Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen« [1928]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften in sieben Bänden*. Band 4.1. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppehnhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, 349-352.
- Benjamin, Walter: »Der Erzähler: Betrachtungen zum Werk Nicolai Lesskows« [1936/37]. In: Ders: *Illuminationen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, 385-410.
- Bernheim, Hippolyte: *Neue Studien über Hypnotismus, Suggestion und Psychotherapie*. Aus dem Französischen von Sigmund Freud. Leipzig/Wien: Deuticke 1892.
- Biesalski, Konrad: »Wer ist der Führer in der gesamten Fürsorge für unsere heimkehrenden Krieger?« In: *Zeitschrift für Krüppelfürsorge* 8 (1915).
- Binding, Karl/Hoch, Alfred: *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form*. Leipzig: Meiner 1920.

- Bischoff, Heinrich: *Der persönliche Erfolg. Band I: Gedankenkraft und Fernwirkung*. Leipzig: Altmann 1922.
- Bollmohr, Heinrich: *Stark ist der Wille! Ein Trost- und Hilfsbuch für Einarmige*. o.O.: Selbstverlag 1918.
- Bondegger, Harry W.: *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* Berlin: Verlag von Carl Georgi 1904.
- Bosshardt, Oscar: *Der Weg zum Erfolg*. Zürich: Verlag Schweizerische Handelsbörse 1933.
- Brand, Max: *Nervenkranker, Neurastheniker – sei dein eigener Arzt*. Frankfurt a.M.: Verlag von Gebrüder Knauer 1907.
- Brecht, F.A.: *Großer Zitatenschatz für den Redner und Vortragenden*. Berlin: R. Halbeck 1914.
- Brecht, F.A.: *Lebens- und Wirtschafts-System Erfolg*. 6 Bände. Berlin: F.A. Brecht Verlag 1929.
- Brecht, F.A.: Ohne Titel. In: *Neukirchenblatt* 8-9 (1974).
- Broermann, Karl: *Männer der Tat. Vorbilder für jung und alt*. 2. Auflage. Regensburg: Verlag von Josef Habbel 1912.
- Bühl, Walter vom: *Jeder seines Glückes Schmied. Ein Lebensführer zu Glück und Erfolg*. Pfullingen: Prana-Verlag 1928 (= Prana-Bücher 7).
- Butler, Hiram E.: *Praktische Methoden den Erfolg zu sichern. Geheimnisse des Geschlechtslebens*. Dresden: Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung o.J.
- Bunzel, Johann Paul Sigmund: *Praktische Erklärung der epistolischen Texte zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums*. Nürnberg: Gustav Philipp Jakob Bieling 1795.
- Carnegie, Andrew: *Das Evangelium des Erfolgs*. Deutsch herausgegeben von Joseph M. Grabisch. Berlin: Curtius 1910.
- Carnegie, Dale: *How to Stop Worrying and Start Living*. New York: Simon and Schuster 1936.
- Casson, Herbert Newton: *12 Tips zum Erfolg*. Deutsch von Walter J. Briggs. Berlin: Ullstein 1924.
- Christiansen, Broder: *Das Gesicht unserer Zeit*. Buchbach in Baden: Felsen-Verlag 1930.
- Christiansen, Broder: *Wege zum Erfolg*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam Jun. 1941.
- Christiansen, Broder/Kruse, Uve Jens: *Die Redeschule*. 3. Auflage. Buchenbach in Baden: Felsen-Verlag 1920.
- Coué, Emil: *Selbstmeisterung durch bewußte Autosuggestion*. Deutsch von Paul Amann. Basel: B. Schwabe & Co. 1924.
- Cratenni, Julian: *Wege zum Erfolg*. Zürich/Nürnberg/Prag/Wien: Wegweiser-Bibliothek 1921.
- Cummings, Edith Mae: *Pots, Pans and Millions. A Study Of Woman's Right To Be In Business. Her Proclivities And Capacity For Success*. Washington, D.C.: National School Of Business Science For Women 1929.
- Domroese, Waldemar: *Der Wille zur Persönlichkeit*. Leipzig: Ernst Oldenburg Verlag 1924.
- Dornblüth, Otto: *Gesunde Nerven. Aerztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache*. Berlin: Wilhelm Werther's Verlag o.J.
- Douglas, Jones: *Der kürzeste Weg zum geschäftlichen Erfolg*. München: Verlag für zeitlichen Fortschritt 1931.

- Dresser, Horatio W.: *The Power of Silence. An interpretation of life in its relation to health and happiness* [1895]. Norderstedt: Hansebooks GmbH 2017.
- Dreste, Karl-Theodor: *Der persönliche Erfolg oder Der Weg zum Reichtum*. Berlin: Neukulturverlag 1915.
- Duboc, Julius: *Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös ethische Bedeutung für die Gegenwart*. Bonn: Emil Strauß 1881.
- Eberhardt, Gustav: *Warum ich nervös und wie ich wieder gesund wurde. Der Weg zu Gesundheit und Lebensfreude*. Stuttgart: Verlag von Strecker und Schröder 1920.
- Eberspächer, Fritz: *Die goldene Regel. Neugeist im Wirtschaftsleben und die Lösung der sozialen Frage*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1927 (= Neugeist-Bücher 17).
- Emerson, Ralph Waldo: *Nature. Addresses and lectures. The Complete Works of Ralph Waldo Emerson*. Vol. 1. Boston 1849.
- Emerson, Ralph Waldo: »Der Wert und die Bedeutung großer Menschen«. In: Ders.: *Repräsentanten der Menschheit. Sieben Essays* [1850]. Aus dem Amerikanischen von Karl Federn. Zürich 1989, 149-168.
- Enkelmann, Nikolaus B.: *Die Säulen des Erfolgs. Wie man aus sich und seinem Leben das Beste macht*. Offenbach: GABAL 2011.
- Eppenstein, Willy: *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück? Ein Lehrgang für Alle, welche nach Lebenserfolgen streben*. Berlin: Verlag der Gesellschaft für Nervenkultur 1915.
- Fassbinder, Nikolaus: *Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen*. Freiburg: Herder 1918.
- Faul, Otto R.: *Wie komme ich schneller vorwärts?* Hamburg: Schafferverlag 1930.
- Flesch, Else: »Das Wesen der positiven Frau«. In: *Schellbach-Presse* vom 12. März 1933, 9.
- Ford, Henry/Samuel Crowthers, Samuel: *My Life and Work*. Garden City/New York: Doubleday, Page & Company 1922.
- Frank, Willi: *Wie gelangt man zum Erfolg? Anleitung für jedermann zum Vorwärtskommen durch eigene Kraft*. Berlin: H. Steinitz 1904.
- Freimut, G.H.: *Charakterbildung, Erziehung und Pflege unserer Kinder und der heranwachsenden Jugend. Neue Mittel und Wege, die Fähigkeiten der Kinder zu steigern, ihren Charakter zu stählen*. Leipzig: Gloeckner 1907.
- Fundingier, Gertrud: *Stiefländer des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen*. München: J.F. Lehmanns Verlag 1932.
- Gallert, Fritz Theodor: *Erfolg-Methode. Wie jeder Mensch ungeahnte Erfolge erzielen kann. Goldener Hausschatz*. München: Universal-Verlag 1919.
- Georg, Manfred: »Keep Smiling!« In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band II: Der gesellschaftliche Erfolg, Menschenkenntnis, Wirkung auf Menschen*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 117-127.
- Gerling, Reinhold: *Meine Nervosität, wie sie entstand und wie ich sie heilte. Ein neuer Weg zur Heilung krankhafter nervöser Zustände, besonders der sexuellen Neurasthenie*. 6. Auflage. Oranienburg: Orania-Verlag o.J.
- Gerling, Reinhold: *Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung*. 4. Auflage. Prien: Anthropos-Verlag 1921.

- Gerling, Reinhold: *Die wahren Ursachen der Nervosität (Neurasthenie) und deren sichere, dauernde Heilung*. Oranienburg: Orania-Verlag 1925.
- Gerling, Walter: *Reinhold Gerling. Sein Leben und Wirken. Biographische Skizze mit drei Abbildungen*. Oranienburg: Orania-Verlag 1923.
- Glück, Wilhelm: *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich*. Gettenbach bei Gelnhausen: Lebensweiser-Verlag 1932.
- Gramzow, Otto: *Ich will! Durch Selbsterziehung zum Lebenserfolg. Eine praktische Willensschulung von Prof. Dr. Otto Gramzow*. Berlin-Schildow: Falken-Verlag 1934.
- Großmann, Gustav: *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge*. Von Dr. G. Großmann. 4. Auflage. Stuttgart/Wien: Verlag für Wirtschaft und Verkehr 1929.
- Großmann, Gustav: *Sich selbst rationalisieren. Lebenserfolg ist erlernbar*. 27. Auflage. München: Ratio Verlag Treu Großmann 1988.
- Großmann, Gustav: *Die Welt der Könner*. München: Ratio Verlag 1950.
- Haanel, Charles Francis: *The Master Key System* [1916]. Aus dem Englischen von Waldemar Herfurt. Freiburg i.Br.: Herfurt Books 2007.
- Haußwald, Günter: *Empor! Ein Buch der Tat*. Leipzig: Rainer Wunderlich 1929 (= Schriftenreihe der Leipziger esoterischen Studiengesellschaft).
- Heller, Helene Emilie: *Der Weg zum Erfolg: Ein Buch für alle*. Hamburg: Empor Verlag 1919.
- Hentschel, Erich: *Vorwärts und Aufwärts. Eine Spruchsammlung für besinnliche Menschen*. Großenhain i.S.: Verlag Otto Seifert 1911.
- Hering, Franz: *Der Weg zum Erfolg, gezeigt auf Grund neuer Erkenntnis vom Zusammenhang zwischen Kraft u. Stoff*. Leipzig: Wilh. Hartung 1925.
- Hicketier, Kurt: *Volle Sehkraft. Ein Führer zum Erfolg für Alle unter besonderer Berücksichtigung der sehleidenden Menschen*. Halle: Biochemie Verlag 1930.
- Hill, Napoleon: *Think and Grow Rich*. Meriden (Conn.): The Ralston Society 1937.
- Hirsch, Julian: »Die Hauptträger des öffentlichen Erfolges: Der Künstler, der Wissenschaftler, der Tatkraft und Politiker«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der Erfolgreiche Mensch. Band III: Der wirtschaftliche und der öffentliche Erfolg*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 381-406.
- Holl., W. (Walther von Hollander?): »Die moderne Frau im Urteil des Mannes«. In: *Schellbach-Presse* vom 23. Oktober 1932, 1. Beilage.
- Holmes, Ernest: *Creative Mind. A series of talks on mental and spiritual law delivered at the Metaphysical Institute*. Los Angeles/New York: R.M. McBride & Co. 1919.
- Horwitz, Fritz: *Die Erziehung zum Wollen. Eine Erklärung der Probleme des Bewußtseins in gemeinverständlicher Form*. München: Quellenverlag 1917.
- Hoyer, Margarete: *Weibliche Berufe und die Grundlagen zu deren Erfolg*. Hg. v. der Deutsch-Oesterreichischen und Schweizerisch-Deutschen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Basel o.J. (ca. 1930).
- Huebner, Friedrich M.: *Die Frau von Morgen. Wie wir sie wünschen*. Leipzig: Verlag E.A. Seemann 1929.
- Ichheiser, Gustav: *Kritik des Erfolges. Eine soziologische Untersuchung* [1930]. O.O.: Rotdruck 1970.

- Institut für praktische Psychologie Martin Meister (Hg.): *Lebenserfolg durch Persönlichkeitsbildung. Erster Bildungsunterricht: Durch Selbsterkenntnis. Richtiges Denken – Kluges Handeln.* Selbstverlag o.J. (gegründet 1932).
- Iversen, Johannes: *Das Glück klopft an! Ein Weg zum Erfolg für geistig regsame Leute.* Füssen: J. Iversen Verlag 1919.
- Kapferer, Richard: *Die Nervosität und ihre Heilung durch naturgemäße Behandlung.* Berlin: Verlag Lebenskunst-Heilkunst 1921 (= Bücher für Lebens- und Heilreform 14).
- Kauffmann, Kurt/Kruse, Uve Jens: *Der Kopfarbeiter.* Buchbach in Baden: Felsen-Verlag 1922.
- Keller, Hans: *Prinzipien der Willenserziehung, Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Alten Gymnasiums in Nürnberg über das Schuljahr 1912/13.* Nürnberg: Sebald 1913 (= Programm-Nr. 27).
- Kluge, Carl Alexander Friedrich: *Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel.* 2. Auflage. Berlin: Realschulbuchhandlung 1815.
- Krügelstein, Johann Friedrich: *Noth- und Hülfsbüchlein in der Ruhr und epidemischen Krankheiten überhaupt.* Ohrdruff: o.V. 1803.
- Krüger, Walter: *Bewerbungsschreiben, die Erfolg versprechen für stellesuchende Mädchen und Frauen unter Berücksichtigung der bekanntesten und einträglichsten weiblichen Berufsarten.* Leipzig: Ernst'sche Verlagsbuchhandlung 1911.
- Kruse, Uve Jens: *Ich will! Ich kann! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit.* Buchenbach in Baden: Felsen-Verlag 1925.
- Ladendorf, Otto: *Historisches Schlagwörterbuch.* Straßburg/Berlin: Verlag von Karl J. Trübner 1906.
- Lechler, Paul: *Geschäftserfolg und Lebenserfolg.* Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1912.
- Legel, Otto: *Die Macht der Persönlichkeit.* Dresden: Rudolph-Verlag 1923.
- Lesorp, Theodor Peter: »Vielleicht ein Weg... Der Roman unserer Zeit«. In: *Schellbach-Presse* wöchentlich vom 30. Oktober 1932 bis zum 06. August 1933.
- Lewin, Ludwig: »Vorwort«. In: Ders. (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band. I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges: Einführung; Körper – Geist – Seele; Erziehung – Bildung – Lebenskunst.* Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928.
- Mannheim, Karl: »Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie« [1930]. In: Ders.: *Wissensoziologie.* Auswahl aus dem Werk. Hg. v. Kurt H. Wolff. 2. Auflage. Neuwied am Rhein/Berlin 1970, 625–687.
- Marden, Orison Swett: *How to succeed or Stepping-Stones to Fame and Fortune* [1896]. Digitalisiert v. Harvard University 2008.
- Marden, Orison Swett: *Pushing to the Front.* Band I. New York: Cosimo 2005 [1894/1911].
- Marden, Orison Swett: *Wege zum Erfolg.* Aus dem Amerikanischen von Otto Knapp. Stuttgart: Verlag Julius Hofmann 1911.
- Messer, August: *Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland.* 7. Auflage. Leipzig: Verlag Quelle & Meyer 1931.
- Morus (Richard Lewinsohn): *Wie sie gross und reich wurden. Lebensbilder erfolgreicher Männer.* Berlin: Verlag Ullstein 1927.
- Müh, Philipp: *Psychische Gewalten. Angewandte Geheimwissenschaften.* Lorch: o.V. 1911.

- Müh, Philipp: *Erfahrungen und Beobachtungen in siebzehnjähriger Praxis. Nur für Interessen-ten dargelegt von Philipp Müh, Magnetopath.* Stuttgart: Selbstverlag 1921.
- Müh, Philipp: *Coué in der Westentasche! Durch Konzentration (Kraftdenken) und dynamische Autosuggestion zum Lebens-Erfolg. Praktische Anleitungen zur Ueberwindung innerer und äußerer Hemmungen.* Pfullingen: Prana-Verlag 1928.
- Mulford, Prentice: *Richtig denken! Richtig leben! Verrichtung der Aufgaben des Alltags im Lichte der Ewigkeit.* Aus dem Amerikanischen von K. O. Schmidt. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1926 (= Neugeist-Bücher 6).
- Murphy, Joseph: *The Power of Your Subconscious Mind.* Englewood Cliffs (N.J.): Prentice Hall 1963.
- Ostwald, Georg: *Große Männer.* Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft 1909.
- Otto, Franz: *Männer eigner Kraft. Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthilfe emporgekommener Männer.* Leipzig: Spamer 1875.
- o.V.: »Die Kruppsche Bücherhalle in Essen-Ruhr«. Sonderdruck aus: Eduard Reyer: *Fort- schritte der volkstümlichen Bibliotheken.* Leipzig: W. Engelmann 1903 nebst Statisti- scher Tabelle über die Benützung der Bücherhalle vom 1. März 1899 – 31. Mai 1905.
- o.V.: »Verdienen! Wie?« In: *Der Spiegel*, 4. Dezember 1948.
- Perfall, Anton von: *König Erfolg.* Roman. Berlin: Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger) 1899.
- Peters, Emil: *Wie gewinne und erhalte ich gesunde und starke Nerven? Neue Wege zur Steigerung des Lebens.* Berlin: Volkskraft-Verlag 1908.
- Peters, Emil: *Wiedergeburt der Kraft. Gesundheitspflege der Nerven: Körperlicher und geisti- ger Führer durch Kindheit, Jugend, Liebes-, Ehe und Geschlechtsleben.* Berlin: Volkskraft- Verlag 1908.
- Peters, Emil: *Das Hohelied der Kraft. Ein Lebensprogramm für die deutsche Zukunft.* Berlin: Volkskraft-Verlag 1915.
- Peters, Emil: *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit.* Berlin: Volkskraft-Verlag o.J. (ca. 1920).
- Peters, Emil: *Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperli- chem und geistigem Schaffen.* Berlin: Volkskraft-Verlag o.J. (ca. 1920).
- Rado, Kurt: *24 Stunden richtig leben.* Prien: Anthropos-Verlag 1921.
- Rau, Hans: *Positiv voran. Positives Wollen in Volk/Staat/Gesellschaft.* Stuttgart: Karl August Schedler o.J. (ca. 1934).
- Romus, Kai: *Wege zum Erfolg und Reichtum.* Luxemburg: Lux Verlags-Aktiengesellschaft 1928.
- Roux, Wilhelm: *Der Kampf der Theile im Organismus.* Leipzig: Engelmann 1881.
- Rumler, Georg: *Ursachen, Wesen und Heilung der Nervenschwäche (Neurasthenie) im Allgemei- nen, sowie der nervösen Schwächezustände des Geschlechts-Systems im Besonderen.* Genf: Silvana 1907.
- Schellbach, Oscar: »Kommende Ereignisse«. In: *Oscar Schellbach's Organ für wahres Men- schentum* 1 (1922).
- Schellbach, Oscar: *Mein Erfolgs-System. Ein gründlich erprobter und leicht gangbarer Weg zum persönlichen Erfolg.* 2. Auflage. Hamburg: Verlag Schule des Erfolges 1928.
- Schellbach, Oscar: *Klugheit und Tat. Lebensbuch des positiven Tatmenschen. Erkenntnisse und Anleitungen zu einer glückhaften und fruchtbaren Lebensführung.* Jubiläumsausgabe

- anlässlich zehnjähriger Bewährung (bisheriger Titel: »Mein Erfolgs-System«). Bad Harzburg: Oscar Schellbach-Verlag 1940.
- Scheu, Robert: »Das zielbewußte Auftreten«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band II: Der gesellschaftliche Erfolg, Menschenkenntnis, Wirkung auf Menschen*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 93–116.
- Schimmelmann, Hugo: *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* Lorch: Verlag Karl Rohm 1913.
- Schmidt, K.O.: *Wie konzentriere ich mich? Eine praktische Anleitung zur Ausbildung der Denkkraft und zur Ausübung des Kraftdenkens*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1926.
- Schmidt, K.O.: *Selbst- und Lebensbemeisterung durch Gedankenkraft. Ein Lebensbrevier für alle geistig Schaffenden und Vorwärtsstrebenden*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1930 (= Neugeist-Bücher 1).
- Schmidt, K.O.: *Neugeist. Die Bewegung des Neuen Zeitalters. Organisation, Reform-Programm, Arbeitsweise und Erfolgs-Technik. Anweisung zur Gründung und Leitung neugeistiger Tätig-Gemeinschaften*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1932 (= Bücher der Weißen Fahne 76).
- Schmidt, K.O. (Hg.): *Selbsthilfe durch Selbstbesinnung. Von der Macht des Charakters und von Männern, die man nicht kaufen kann. Ein Handbüchlein der Lebenskunst von S. Smiles*. Neu herausgegeben von K. O. Schmidt. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1934 (= Bücher der Weißen Fahne 69).
- Schramm-Macdonald, Hugo: *Der Weg zum Wohlstand*. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet. Kassel: Georg Weiß Verlag 1889.
- Schramm-Macdonald, Hugo: *Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Nach dem Muster der »Self-help« von Samuel Smiles für das deutsche Volk verfaßt [1890]*. 3. Auflage. Kassel: Georg Weiß Verlag 1903.
- Schramm-Macdonald, Hugo/Judeich, Bruno: *Erreichte Ziele*. Ergänzungsband des Werkes »Der Weg zum Erfolg«. Heidelberg: Georg Weiß Verlag 1900.
- Schuh, Wolf Christian von: *Die stille Stunde. Ein Andachtsbüchlein für Neugeistler*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1927 (= Neugeist-Bücher 16).
- Schwartz, Heinrich Ernst: *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute*. Wien: Verlag der »Neuen Bibliothek« 1906.
- Shou, Peryt: *Esoterik der Neugeist-Symbole. Magie von Zeichen und Laut. Mit Anhang über Symbol-Meditationen*. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1928 (= Neugeist-Bücher 28).
- Smiles, Samuel: *Self-Help. With Illustrations of Character, Conduct, and Perseverance [1859/1866]*. Oxford/New York 2002.
- Smiles, Samuel: *Die Selbsthilfe in Lebensbildern und Charakterzügen*. Aus dem Englischen von Josef M. Boyes. Hamburg: Hoffmann & Campe 1866.
- Smiles-Schramm: *Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft*. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet v. Hugo Schramm-Macdonald. Heidelberg: Georg Weiß Verlag 1890.
- Straaten, Hans Tor: *Die Technik des Erfolgs*. München: Felsen-Verlag 1931.
- Swedenborg, Emanuel: *Die wahre christliche Religion. Enthält die ganze Theologie der neuen Kirche, so wie sie vom Herrn bei Daniel Kap. 7, 13, 14 und in der Offenbarung Kap. 21, 1, 2 vorhergesagt worden ist*. Mit einem Vorwort von F.A. Brecht. Berlin: R. Halbeck 1924.

- Swedenborg, Emanuel: *Himmel und Hölle, beschrieben nach Gehörtem und Gesehenem*. Mit einem Vorwort von F.A. Brecht. Berlin: R. Halbeck 1924.
- Three Initiates: *The Kybalion. A Study of the Hermetic Philosophy of Ancient Egypt and Greece*. Chicago (Il.): The Yogi Publication Society 1908.
- Tietjens, Edwin: *Die Desuggestion. Ihre Bedeutung und Auswertung. Gesundheit. Glück. Erfolg*. Berlin: Otto Elsner Verlagsgesellschaft 1928.
- Tietjens, Edwin: »Die Erreichbarkeit des Glücks«. In: Ludwig Lewin (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges: Einführung; Körper – Geist – Seele; Erziehung – Bildung – Lebenskunst*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928, 419–456.
- Trine, Ralph Waldo: *In Harmonie mit dem Unendlichen*. Aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart: Engelhorn 1905.
- Trine, Ralph Waldo: *Der Neubau des Lebens. Richtlinien*. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart: Engelhorn 1914.
- Trine, Ralph Waldo: *Der Geist in Dir sei Dein Berater*. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart: Engelhorn 1920.
- Trine, Ralph Waldo: *Hab Sonne im Herzen! Goldene Worte für Lichtsucher. Für Freunde neu-geistiger Lebensauffassung*. Aus dem Amerikanischen von K. O. Schmidt. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1925 (= Bücher der Weißen Fahne 30).
- Vömel, Alex: *Graf Ferdinand von Zeppelin. Ein Mann der Tat*. Emmishofen/Konstanz: Verlag von Johannes Blanke 1909.
- Wardall, Max: *Gedanken-Radio. Der Mensch als Gedanken-Sender und -Empfänger. Ein praktischer Weg zu Glück, Harmonie und Meisterung des Lebens*. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Ludwig Arens. Pfullingen: Johannes Baum Verlag 1927 (= Neugeist-Bücher 23).
- Wilke, Wilhelm: *Nervosität und Neurasthenie und deren Heilung*. Hildesheim: Franz Borgmeyer 1902.
- Würtz, Hans: *Zerbrecht die Krücken. Krüppel-Probleme der Menschheit. Schicksalsstiefkinder aller Zeiten und Völker in Wort und Bild*. Leipzig: L. Voss 1932.
- Zichy, Géza Graf: *Das Buch des Einarmigen. Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit, mit einer Hand selbständig zu werden*. Mit einem Vorwort von Frhrn. v. Eiselsberg. Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1915.

Sekundärliteratur

- Ächtler, Norman: »Was ist ein Narrativ? Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung anlässlich der aktuellen Europa-Debatte«. In: *KulturPoetik* 14/2 (2014), 244–268.
- Ankerberg, John: *Encyclopedia of New Age Beliefs*. Eugene (Or.) 1998.
- Baier, Karl: »Der Magnetismus der Versenkung. Mesmeristisches Denken in Meditationsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts«. In: Monika Neugebauer-Wölk, Renko Geffarth, Markus Meumann (Hg.): *Aufklärung und Esoterik: Wege in die Moderne*. Berlin/Boston 2013, 407–439.
- Bal, Mieke: *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*. Toronto 2002.

- Barthes, Roland: »Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen«. In: Ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a.M. 1988, 102–143.
- Bartmann, Christoph: *Leben im Büro. Die schöne neue Welt der Angestellten*. München 2012.
- Berger, Bruno/Rupp, Heinz (Hg.): *Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch*. Band. 2. 3. überarbeitete Auflage. Bern/München 1969.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M. 1969.
- Blumenberg, Hans: *Theorie der Unbegrißlichkeit*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Anselm Haverkamp. Frankfurt a.M. 2007.
- Borries, Friedrich von: *Weltentwerfen. Eine politische Designtheorie*. Berlin 2016.
- Bröckling, Ulrich: *Das Unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M. 2007.
- Buck, Günther: *Lernen und Erfahrung – Epagogik. Zum Begriff der didaktischen Induktion*. Darmstadt 1989 [1967].
- Butler-Bowdon, Tom: *50 Lebenshilfe Klassiker* [50 Self-Help Classics]. Aus dem Amerikanischen von Elisabeth Liebl. Frankfurt a.M. 2004.
- Carstensen, Thorsten/Schmid, Marcel: »Die Literatur der Lebensreform. Kontexte, Orte und Autoren«. In: Dies. (Hg.): *Die Literatur der Lebensreform. Kulturkritik und Aufbruchsstimmung um 1900*. Bielefeld 2016, 9–26.
- Carver, Charles S./Scheier, Michael F./Segerstrom, Susanne C.: »Optimism«. In: *Clinical Psychology Review* 30/7 (2010), 879–889.
- Certeau, Michel de: *Kunst des Handelns*. Aus dem Französischen von Ronald Voullié. Berlin 1988.
- Cowan, Michael: »The Gymnastics of the Will. Abulia and Will Therapy in Early 20th Century German Culture«. In: *KulturPoetik* 5/2 (2005), 169–189.
- Cowan, Michael: *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*. Pennsylvania 2008.
- Dennerlein, Katrin/Böhm, Elisabeth: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Der Bildungsroman im literarischen Feld. Neue Perspektiven auf eine Gattung*. Berlin/Boston 2016.
- Dobler, Jens: »Vor und neben Magnus Hirschfeld: Das Geschlecht von Reinhold Gerling«. In: Rüdiger Lautmann (Hg.): *Capricen. Momente schwuler Geschichte*. Hamburg 2014.
- Doderer, Klaus: *Die Kurzgeschichte in Deutschland, ihre Form und ihre Entwicklung*. Wiesbaden 1953.
- Doms, Misia Sophia: *Autor-Leser-Kommunikation und fiktives Gespräch. Theoretische Erwägungen und Fallstudien an deutschsprachigen literarischen Dialogen*. Würzburg 2018.
- Douglas, Mary: *How Institutions Think*. New York 1986.
- Draxler, Helmut: *Abdrift des Wollens. Eine Theorie der Vermittlung*. Wien 2016.
- Dubois, Paul: *Die Psychoneurosen und ihre seelische Behandlung*. Bern 1910.
- Duttweiler, Stefanie: *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberaler Regierungstechnologie*. Konstanz 2007.
- Ehrenreich, Barbara: *Smile or Die. How Positive Thinking Fooled America & The World*. London 2010.
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981.
- Foucault, Michel: »Omnes et singulatim«: zu einer Kritik der politischen Vernunft« [1981]. In: Ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Hg. v. Daniel Defert und

- François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Jürgen Schröder. Frankfurt a.M. 2005, 165-198.
- Frewer, Andreas: »Schiefe Ebene«, Zensur und Selbstzensur: Zur Geschichte der Sterbehilfe-Debatte in der Zeitschrift Ethik. In: *Medizinhistorisches Journal* 35, 3/4 (2000), 335-360.
- Fricke, Harald: *Aphorismus*. Stuttgart 1984.
- Fuchs, Peter/Mahler, Enrico: »Form und Funktion von Beratung«. In: *Soziale Systeme* 2 (2000), 349-368.
- Gamper, Michael: »Charisma, Hypnose, Nachahmung. Massenpsychologie und Medi entheorie«. In: Marcus Hahn/Erhard Schüttpelz (Hg.): *Trancemedien und Neue Medien um 1900. Ein anderer Blick auf die Moderne*. Bielefeld 2009, 351-373.
- Gamper, Michael: *Der große Mann. Geschichte eines politischen Phantasmas*. Göttingen 2016.
- Garland-Thompson, Rosemarie: »Misfits: A Feminist Materialist Disability Concept«. In: *Hypatia* 26/3 (2011), 591-609.
- Gasper, Hans: »Charismatische Bewegung«. In: Wolfgang Thönissen/Michael Hardt/Peter Lüning/Burkhard Neumann/Johannes Oeldemann (Hg.): *Lexikon der Ökumene und Konfessionskunde*. Freiburg i.Br. 2007, Sp. 210-218.
- Gatz, Bodo: *Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen*. Hildesheim 1967.
- Gehlen, Arnold: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*. 6. Auflage. Frankfurt a.M. 2004.
- Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M. 1989.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*. Aus dem Französischen von Andreas Knop. Paderborn 2010.
- Gerigk, Horst-Jürgen: »Zur internationalen Bedeutung Broder Christiansens in der Literaturwissenschaft«. In: Andreas Thomsen (Hg.): *Wer war Dr. Broder Christiansen. Leben und Wirken eines deutschen Philosophen. Ein Dorf ehrt und entdeckt seinen vergessenen Sohn*. Neukirchen 2008, 48-63.
- Gonser, Nicole/Rußmann, Uta (Hg.): *Verschwimmende Grenzen zwischen Journalismus, Public Relations, Werbung und Marketing. Aktuelle Befunde aus Theorie und Praxis*. Wiesbaden 2017.
- Götzelmann, Arnd: »Die soziale Frage«. In: Ulrich Gäbler (Hg.): *Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert*. Göttingen 2000, 272-307.
- Graf, Rüdiger: *Die Zukunft der Weimarer Republik. Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918-1933*. München 2008.
- Greimas, Algirdas Julien: *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*. Aus dem Französischen von Jens Ihwe. Braunschweig 1971.
- Gruner, Horst: »Typisch nervös. Der Nervenkranke im populären Gesundheitsbuch um 1900«. In: Lucia Aschauer/Horst Gruner/Tobias Gutmann (Hg.): *Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne*. Würzburg 2015, 87-110.
- Gruner, Horst: »Erschöpfte Menschen. Zur populären Darstellung von Burnout-Fällen (1980-2000)«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Stress und Unbehagen. Glücks- und Erfolgspathologien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Berlin 2018, 53-76.

- Gruner, Horst/Peeters, Wim: »Meine Nervosität. Der autobiographische Fall in Nervenheilratgebern um 1900«. In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung* 6/2 (2017), 71-90.
- Gruner, Horst/Peeters, Wim: »Glück durch Erfolg. Über die narrative Verfasstheit von Glück in der modernen Ratgeberliteratur (1900-1933)«. In: Sylvie Le Moël/Elisabeth Rothmund (Hg.): *Theoretische und fiktionale Glückskonzepte im deutschen Sprachraum*. Berlin 2018, 263-280.
- Hansen, Klaus P.: *Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer*. Frankfurt a.M./New York 1992.
- Hauriou, Maurice: »Die Theorie der Institution und der Gründung. Essay über den sozialen Vitalismus [1925]«. In: R. Schnur (Hg.): *Die Theorie der Institution und zwei andere Aufsätze von Maurice Hauriou*. Aus dem Französischen von Hans und Jutta Jecht. Darmstadt 1965, 27-66.
- Heimerdinger, Timo: »Der gelebte Konjunktiv. Zur Pragmatik von Ratgeberliteratur in alltagskultureller Perspektive«. In: Andy Hahnemann/David Oels (Hg.): *Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert*. Bern 2007, 97-108.
- Heller, Wolfgang: »Oscar Schellbach«. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Hg. v. Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz. Band 9. Herzberg 1995, Sp. 99-103.
- Heller, Wolfgang: »Karl Otto Schmidt«. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Hg. v. Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz. Band 9. Herzberg 1995, Sp. 463-468.
- Helmstetter, Rudolf: »Guter Rat ist (un)modern – Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber«. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.): *Konzepte der Moderne (DFG-Symposion 1997)*. Stuttgart/Weimar 1999, 147-172.
- Helmstetter, Rudolf: »Der stumme Doctor als guter Hirte. Zur Genealogie der Sexualratgeber«. In: Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Berlin 2010, 58-93.
- Helmstetter, Rudolf: »Ratgeber als Erfolgsflüsterer und der Schatten des Scheiterns«. In: *Non Fiktion* 1/2 (2012), 49-56.
- Helmstetter, Rudolf: »Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf. Experten für erfolgreiches Leben im falschen«. In: *Merkur (Sonderheft: Macht und Ohnmacht der Experten)* 9/10 (2012), 957-970.
- Helmstetter, Rudolf: »Viel Erfolg. Eine Obsession der Moderne«. In: *Merkur* 67/8 (2013), 706-719.
- Helmstetter, Rudolf: »Die Tunlichkeits-Form. Zu Grammatik, Rhetorik und Pragmatik von Ratgeberbüchern«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 107-132.
- Helmstetter, Rudolf: »Wille und Wege zum ›Erfolg‹. Zu den Anfängen der Erfolgspropaganda in Deutschland«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 61-92.
- Hermann, Meike: *Fiktionalität gegen den Strich lesen. Was kann die Fiktionstheorie zu einer Poetik des Sachbuchs beitragen?* Berlin 2005.

- Höffer-Mehlmer, Markus: *Elternratgeber. Zur Geschichte eines Genres*. Baltmannsweiler 2003.
- Hollweg, Brenda: »Alger, Horatio Jr.« In: Bernd Engler/Kurt Müller (Hg.): *Metzler Lexikon amerikanischer Autoren*. Stuttgart/Weimar 2000, 20-21.
- Hömberg, Walter/Neuberger, Christoph: *Experten des Alltags. Ratgeberjournalismus und Rechercheanzeigen*. Eichstätt 1995.
- Hügel, Hans-Otto: *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln 2007.
- Hutten, Kurt: *Seher, Grübler, Enthusiasten. Das Buch der traditionellen Sekten und religiösen Sonderbewegungen*. 13. Auflage. Stuttgart 1982.
- Ibsen, Henrik: »Brand. Ein dramatisches Gedicht« [1866]. In: *Sämtliche Werke in fünf Bänden. Band II*. Übersetzt von Christian Morgenstern. Berlin 1911, 245-419.
- Illouz, Eva: *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Frankfurt a.M. 2009.
- Justman, Stewart: *Fool's Paradise: The Unreal World of Pop Psychology*. Chicago 2005.
- Kant, Immanuel: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung« [1784]. In: Ders.: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. Werke in sechs Bänden. Band 6. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Wiesbaden 1964, 53-61.
- Kant, Immanuel: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* [1785]. Hg. v. Karl Vorländer. Hamburg 1957.
- Kessler, Georg: *Der Buchverlag als Marke. Typik und Herausforderungen des markengeprägten Publizierens am Beispiel der Ratgeberliteratur*. Wiesbaden 2013.
- Klein, Christian/Martínez, Matías: [Einleitung.] In: Dies. (Hg.): *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart 2009, 1-13.
- Klein, Christian/Martínez, Matías: »Herausforderungen meistern, Krisen überwinden. Über Ratgeberliteratur aus narratologischer Sicht«. In: *Non Fiktion. Das Arsenal der anderen Gattungen 1/2* (2012): Ratgeber, 57-70.
- Kleiner, Stephanie: »The trouble with happiness. Martin Gumperts *Die Kunst, glücklich zu sein* und die Anthropologie des Ratgebens in den 1950er Jahren«. In: *IASL 39/2* (2014), 515-535.
- Kleiner, Stephanie/Suter, Robert (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015.
- Kleiner, Stephanie/Suter, Robert: »Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900-1940)«. In: Dies. (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 9-40.
- Knubben, Thomas: *Mesmer oder die Erkundung der dunklen Seite des Mondes*. Tübingen 2015.
- Koschorke, Albrecht: »Institutionentheorie«. In: Eva Eßlinger/Tobias Schlechtriemen/Doris Schweitzer/Alexander Zons (Hg.): *Die Figur des Dritten. Ein kultursissenschaftliches Paradigma*. Berlin 2010, 49-64.
- Koschorke, Albrecht: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012.
- Lach, Roman: [Art.] »Eiche«. In: Günter Butzer/Joachim Jacob (Hg.): *Metzlers Lexikon literarischer Symbole*. Stuttgart 2008, 75f.
- Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Aus dem Französischen von Emma Moersch. 4. Auflage. Frankfurt a.M. 1980.

- Legendre, Pierre: *De la Société comme Texte. Linéaments d'une Anthropologie dogmatique*. Paris 2001.
- Legendre, Pierre: *Die Kinder des Textes. Über die Elternfunktion des Staates*. [Schriften Band 4]. Aus dem Französischen von Pierre Mattern. Wien/Berlin 2011.
- Legendre, Pierre: *Über die Gesellschaft als Text. Grundzüge einer dogmatischen Anthropologie*. Aus dem Französischen von Sabine Hackbarth. Wien/Berlin 2012.
- Lethen, Helmut: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt a.M. 1994.
- Lotman, Jurij Michailowitsch: *Die Struktur literarischer Texte*. Aus dem Russischen von Rolf-Dietrich Keil. München 1972.
- Lück, Christian/Niehaus, Michael/Risthaus, Peter/Schneider, Manfred: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Archiv des Beispiels. Vorarbeiten und Überlegungen*. Zürich/Berlin 2013.
- Lüger, Heinz-Helmut: *Pressesprache*. Tübingen 1995.
- Luhmann, Niklas: »Institutionalisierung – Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft«. In: Helmut Schelsky (Hg.): *Zur Theorie der Institution*. Düsseldorf 1970, 27-41.
- Luhmann, Niklas: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* [1968]. Stuttgart 2000.
- Luhmann, Niklas: *Rechtssoziologie*. Band I. Reinbek bei Hamburg 1972.
- Macho, Thomas: »Was tun? Skizzen zur Wissensgeschichte der Beratung«. In: Thomas Brandstetter/Claus Pias/Sebastian Vehlken (Hg.): *Think Tanks. Die Beratung der Gesellschaft*. Zürich/Berlin 2010, 59-85.
- Macho, Thomas: *Vorbilder*. Paderborn 2011.
- Mayer, Gerhart: *Der deutsche Bildungsroman. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1992.
- Messerli, Alfred: »Zur Geschichte der Medien des Rates«. In: Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Berlin 2010, 30-57.
- Messerli, Alfred: »Eine Entwicklungsgeschichte der Medien und der Rhetorik des Rates«. In: *Non Fiktion 1/2* (2012), 13-27.
- Meyer, Urs: *Poetik der Werbung*. Berlin 2010.
- Migge, Björn: *Sinnorientiertes Coaching*. Weinheim 2016.
- Moser-Rath, Elfriede: »Anekdot«. In: Kurt Ranke (Hg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Band 1. Berlin/New York 1977, Sp. 527-541.
- Moskowitz, Eva S.: *In therapy we trust: America's obsession with self-fulfillment*. Baltimore/London 2001.
- Neckel, Sighard: »Erfolg«. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt a.M. 2004, 63-70.
- Neureuter, Hans Peter: »Zur Theorie der Anekdot«. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochschulstifts*. Tübingen 1973, 458-480.
- Niehaus, Michael: »Die sprechende und die stumme Anekdot«. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 132, 2/2013, 183-202.
- Niehaus, Michael: »Wie soll ich tante Emma umbringen?«. Überlegungen zum Ratgeber als Institut«. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik* 169 (2013), 122-141.

- Niehaus, Michael: »Logik des Ratgebens. Eine Standardversion zur Beschreibung eines Typs von Sprechaktsequenzen«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 9-64.
- Niehaus, Michael: *Was ist ein Format?* Hannover 2017.
- Niehaus, Michael/Peeters, Wim: »Zum diskursiven Ort von Anti-Ratgebern. Eine kleine Blütenlese«. In: *Non Fiktion* 7 (2012), 71-86.
- North, Douglass C.: *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*. Tübingen 1992.
- Nünning, Ansgar: »Wie Erzählungen Kulturen erzeugen: Prämissen, Konzepte und Perspektiven für eine kulturwissenschaftliche Narratologie«. In: Alexandra Strohmaier (Hg.): *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*. Bielefeld 2013, 15-53.
- Osten, Philipp: »Erster Weltkrieg 1914-1918: Keine Wohltat, sondern Arbeit für verkrüppelte Krieger. Die medizinische Versorgung von Kriegsversehrten im Ersten Weltkrieg.« In: *Deutsches Ärzteblatt* 42/111 (2014).
- Paris, Rainer: »Raten und Beratschlagen«. In: *Sozialer Sinn* 6 (2005), 353-388.
- Peeters, Wim: »Ludwig Bechsteins Ratgebermärchenkette. Über das Verhältnis von Erzählen und Rat«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 303-321.
- Peeters, Wim: »Selbsthilfe durch die Macht des Beispiels. Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft von Hugo Schramm-Macdonald«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 93-113.
- Peeters, Wim: »Rat geben«. In: Matías Martínez (Hg.): *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar 2017, 296-273.
- Peeters, Wim: »Mit Erfolg konformieren. König ›Erfolg‹ von Anton von Perfall«. In: Jessica Güsken/Christian Lück/Wim Peeters/Peter Risthaus (Hg.): *Konformieren. Festschrift für Michael Niehaus*. Heidelberg 2019, 121-139.
- Pellatz, Susanne: *Körperbilder in Mädchenratgebern. Pubertätslektüre zur Zeit der Formierung bürgerlicher Kultur*. Weinheim/München 1999.
- Quintes, Christian: *Traumtheorien und Traumpoetiken der deutschen Romantik*. Würzburg 2019 (= Cultural Dream Studies 6).
- Rabinbach, Anson: *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*. Aus dem Amerikanischen von Erik Michael Vogt. Wien 2001.
- Radkau, Joachim: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München/Wien 1998.
- Reckwitz, Andreas: *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist 2006.
- Rehbein, Jochen: »Medizinische Beratung türkischer Eltern«. In: Ders.: *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen 1985, 349-419.
- Renner, Britta/Weber, Hannelore: »Optimismus«. In: Hannelore Weber/Thomas Ramm-sayer (Hg.): *Handbuch der Persönlichkeitspsychologie und Differentiellen Psychologie*. Göttingen 2005, 446-453.
- Richter, Sandra: *Lob des Optimismus: Geschichte einer Lebenskunst*. München 2009.
- Rieger, Stefan: »Arbeit an sich. Dispositive der Selbstsorge in der Moderne«. In: Ulrich Bröckling/Eva Horn (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen 2002, 79-96.

- Roelcke, Volker: *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt/New York 1999.
- Röhl, Klaus F.: *Rechtssoziologie*. 2. Auflage. Köln 2006.
- Rothschuh, Karl Eduard: *Physiologie im Werden*. Stuttgart 1969.
- Sandner, Daniela: *Konstruierte Männlichkeit. Hygienische Reformliteratur, Prosatexte und Ego-Dokumente im Wilhelminismus und in der Weimarer Republik*. Bamberg 2019.
- Sarasin, Philipp: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt a.M. 2001.
- Schäfer, Rudolf: *Die Anekdote. Theorie – Analyse – Didaktik*. München 1982.
- Schaub, Mirjam: *Das Singuläre und das Exemplarische. Zu Logik und Praxis der Beispiele in Philosophie und Ästhetik*. Zürich 2010.
- Schauerte, Eva: *Lebensführungen. Eine Medien- und Kulturgeschichte der Beratung*. Paderborn 2019.
- Schelsky, Helmut: »Über die Stabilität von Institutionen, besonders Verfassungen. Kulturanthropologische Gedanken zu einem rechtssociologischen Thema« [1949]. In: Helmut Schelsky: *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*. Köln/Düsseldorf 1965, 33-55.
- Schleier, Hans: »Neue Ansätze der Kulturgeschichte zwischen 1830 und 1900. Zivilisationsgeschichte und Naturgesetze. Darwinismus und Kulturbiologysmus«. In: Ulrich Muhlack (Hg.): *Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert*. Berlin 2003, 137-157.
- Schmid, Wolf: *Elemente der Narratologie*. Berlin 2008.
- Schmücker, Reinold: »Kunst ist wie Sprache und Kunst ist nicht wie Sprache«. Versuch über eine kunstphilosophische These. In: Nikolai Plotnikov (Hg.): *Kunst als Sprache Sprachen der Kunst. Russische Ästhetik und Kunsttheorie der 1920er Jahre in der europäischen Diskussion*. Hamburg 2014 (= Sonderheft 12 der Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunswissenschaft), 31-45.
- Schneider, Manfred: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München 1997.
- Schöberl, Joachim: »Verzierende und erklärende Abbildungen«. Wort und Bild in der illustrierten Familienzeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts am Beispiel der Gartenlaube. In: Harro Segeberg (Hg.): *Mediengeschichte des Films. Band 1: Mobilisierung des Sehens. Zur Vor- und Frühgeschichte des Films in Literatur und Kunst*. München 1996, 209-236.
- Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dressler, Sabine (Hg.): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld 2013.
- Schönthaler, Philipp: *Porträt des Managers als junger Autor. Zum Verhältnis von Wirtschaft und Literatur. Eine Handreichung*. Berlin 2016.
- Schrader, Monika: *Mimesis und Poiesis. Poetologische Studien zum Bildungsroman*. Berlin/New York 1975.
- Schrödter, Willy: *Grenzwissenschaftliche Versuche für Jedermann*. Freiburg 1960.
- Searle, John R.: *The Construction of Social Reality*. New York 1995.
- Searle, John R.: »What is an Institution?« In: *Journal of Institutional Economics* 1 (2005), 1-22.
- Selbmann, Rolf: *Der deutsche Bildungsroman*. Stuttgart/Weimar 1994.

- Senne, Stefan/Hesse, Alexander: *Genealogie der Selbstführung. Zur Historizität von Selbsttechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld 2019 (= Praktiken der Subjektivierung 15).
- Shorter, Edward: *Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten*. Reinbek bei Hamburg 1994.
- Steiner, Andreas: »Das nervöse Zeitalter«. Der Begriff der Nervosität bei Laien und Ärzten in Deutschland und Österreich um 1900. Zürich 1964.
- Steiner, Felix: »Wissenschaftliche Autorschaft zwischen Zeitschrift und Handbuch. Überlegungen zu einer am Autorbegriff orientierten Poetologie wissenschaftlicher Texte«. In: Matthias Schafffrick/Marcus Willand (Hg.): *Theorien und Praktiken der Autorschaft*. Berlin/Boston 2014, 567-593.
- Steinfeld, Thomas: »Pionier der Selbstdoptimierung«. In: *Süddeutsche Zeitung Magazin* 2 (2012), 16-24.
- Steinfeld, Thomas: *ICH WILL, ICH KANN. Moderne und Selbstdoptimierung*. Konstanz 2016.
- Stöckmann, Ingo: »Willensschwäche oder von der Selbstbemeisterung durch Gewohnheit. Kommentar zu Josef Clemens Kreibig und Reinhold Gerling«. In: Bernhard Kleeberg (Hg.): *Schlechte Angewohnheiten. Eine Anthologie 1750-1900*. Berlin 2012.
- Stoff, Heiko: »Der erfolgreiche Mensch. Ludwig Lewins transatlantisches Projekt, 1928«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 135-159.
- Suter, Robert: »Bluff und Autosuggestion. Wege zum Erfolg in der Weimarer Republik (Walter Benjamin, Johannes Baader, Emile Coué, Walter Serner)«. In: Ulrich Johannes Beil/Cornelia Herberichs/Marcus Sandl (Hg.): *Aura und Auratisierung. Mediologische Perspektiven im Anschluss an Walter Benjamin*. Zürich 2014, 325-349.
- Suter, Robert: »Groß und erfolgreich. Zur Reproduktion großer Männer zwischen Warästhetik und Selbsthilfe, 1830-1930«. In: Michael Gamper/Ingrid Kleeberg (Hg.): *Größe. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert*. Zürich 2015, 217-238.
- Tarde, Gabriel de: *Die Gesetze der Nachahmung* [1890]. Aus dem Französischen von Jadja Wolf. Frankfurt a.M. 2003.
- Traue, Boris: *Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Bielefeld 2010.
- Ulrich, Bernd: »Krieg der Nerven, Krieg des Willens«. In: Niels Werber/Stefan Kaufmann/Lars Koch (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart 2014, 232-258.
- Vaihinger, Hans: *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus*. Leipzig 1922.
- Verheyen, Nina: »Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900«. In: *Merkur* 66/5 (2012), 382-390.
- Verheyen, Nina: *Die Erfindung der Leistung*. München 2018.
- Vollhardt, Friedrich: *Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 2001.
- Voßkamp, Wilhelm: »Gattungen als literarisch-soziale Institutionen«. In: Walter Hinck (Hg.): *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Heidelberg 1977, 27-44.
- Wallner, Roland: *Die Entstehung des Gedankens der Hilfe zur Selbsthilfe im Zeitalter der Reformation*. München 1998.

- Weber, Max: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Einleitung« [1916]. In: Ders.: *Ge-sammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen 1989, 237-275.
- White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas. Frankfurt a.M. 1991.
- Willer, Stefan/Ruchatz, Jens/Pethes, Nicolas: »Zur Systematik des Beispiels«. In: Dies. (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin 2007, 7-59.
- Winkler, Hartmut: *Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien*. Frankfurt a.M. 2004.
- Würffel, Reinhart: *Lexikon deutscher Verlage von A bis Z. 1071 Verlage und Verlagssignete vom Anfang der Buchdruckerkunst bis 1945. Adressen – Daten – Fakten – Namen*. Berlin 2000.
- Zimmermann, Christian von: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*. Berlin/New York 2006.

7. Autor*innen

Horst Gruner forscht derzeit zu populärmedizinischen Nervenheilratgebern im Zeitraum zwischen 1880 und 1930. Zuvor war er in einem Forschungsprojekt der Mercator-Stiftung zu Fallgeschichten in Medizin, Literatur und Philosophie tätig. Verfasser von Kap. 2.2 zu Romus, Vorwort zu Kap. 4: Nervenstarke Wege zum Erfolg, Kap. 4.1 zu Bondeger, Kap. 4.2 zu Eppenstein und Kap. 4.3 zu Peters.

Michael Niehaus (Prof. Dr. phil.) leitet das Lehrgebiet Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Medienästhetik an der FernUniversität in Hagen. Forschungsschwerpunkte sind unter anderem: intermediale Narratologie, Literatur und Institution, Genre und Format. Verfasser von Kap. 1: Einleitung (unter Mitarbeit von Horst Gruner, Wim Peeters und Stephanie Wollmann), Vorwort zu Kap. 3: Systematische Wege zum Erfolg, Kap. 3.1 zu Gallert, Kap. 3.2 zu Großmann, Vorwort zu Kap. 5: Reformwege zum Erfolg (unter Mitarbeit von Stephanie Wollmann), Kap. 5.1 zu Gerling (zus. mit Wim Peeters) und Kap. 5.2 zu Müh.

Wim Peeters (Dr. phil.) ist akademischer Rat am Institut für Neuere deutsche Literatur- und Medienwissenschaft an der FernUniversität in Hagen. Stichworte zur aktuellen Forschung: Literatur und Kommentar, Rat, Abfallwirtschaft, das Haus und Opferschaft. Verfasser von Vorwort zu Kap. 2: Vorbildliche Wege zum Erfolg, Kap. 2.1 zu Schramm-Macdonald, Kap. 2.3 zu Fundinger (zus. mit Stephanie Wollmann), Kap. 3.3 zu Schellbach, Kap. 3.5 zu Straaten und Kap. 5.1 zu Gerling (zus. mit Michael Niehaus).

Stephanie Wollmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »KoLiDi – Kollaborative Literaturgeschichte digital und interaktiv« an der Bergischen Universität Wuppertal. Dissertationsprojekt zur Figuration von Toten in postsäkularer Prosa. Verfasserin von Kap. 2.3 zu Fundinger (zus. mit Wim Peeters), Kap. 3.4 zu Brecht und Kap. 5.3 zu Schmidt.

Das Buch ist entstanden im Rahmen des DFG-Einzelprojekts »Poetik des Erfolgs. Institutionelle und narrative Dimensionen von Erfolgsratgebern (1900-1933)«.

Literaturwissenschaft



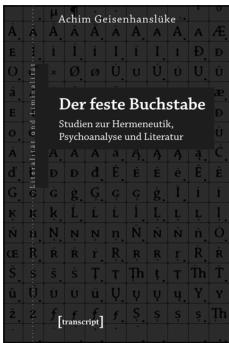
Klaus Benesch
Mythos Lesen
Buchkultur und Geisteswissenschaften im Informationszeitalter

März 2021, 96 S., Klappbroschur, Dispersionsbindung
15,00 € (DE), 978-3-8376-5655-8
E-Book:
PDF: 12,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5655-2



Werner Sollors
Schrift in bildender Kunst
Von ägyptischen Schreibern zu lesenden Madonnen

2020, 150 S., kart., Dispersionsbindung,
14 Farabbildungen, 5 SW-Abbildungen
16,50 € (DE), 978-3-8376-5298-7
E-Book:
PDF: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5298-1

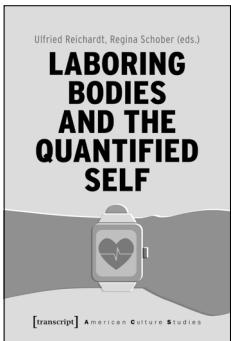


Achim Geisenhanslücke
Der feste Buchstabe
Studien zur Hermeneutik, Psychoanalyse und Literatur

Januar 2021, 238 S., kart.
38,00 € (DE), 978-3-8376-5506-3
E-Book:
PDF: 37,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5506-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Literaturwissenschaft



Ulfried Reichardt, Regina Schober (eds.)
Laboring Bodies and the Quantified Self

2020, 246 p., pb.
40,00 € (DE), 978-3-8376-4921-5
E-Book:
PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4921-9



Renata Cornejo, Gesine Lenore Schiewer,
Manfred Weinberg (Hg.)
**Konzepte der Interkulturalität
in der Germanistik weltweit**

2020, 432 S., kart., Dispersionsbindung, 6 SW-Abbildungen
50,00 € (DE), 978-3-8376-5041-9
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5041-3



Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein,
Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
11. Jahrgang, 2020, Heft 2:
Das Meer als Raum transkultureller Erinnerungen

Januar 2021, 258 S., kart., Dispersionsbindung,
25 SW-Abbildungen
12,80 € (DE), 978-3-8376-4945-1
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-4945-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

